<36630108980011

Philipp Galen's

Gesammelte Schriften.

Taschen-Ausgabe.

Mit des Autors Portrait und Facsimile.

13. Theil.

Leipzig, 1858.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Fritz Stilling.

Erinnerungen

aus dem Leben eines Arztes.

Von

Philipp Galen,

Verfasser von „Der Irre von St. James", „Walther Lund", rc.

Vierter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig, 1858.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Meine erste diplomatische Sendung.

So war ich denn in meinem bewegten Lebenslauf endlich zu dem Zeitpunkte gelangt, wo ich meine Existenz für alle Zukunft gesichert und vor großen und tiefen Erschütterungen, wie sie fast kein Menschenleben verschonen, bewahrt glauben konnte. Meine äußeren Mittel nahmen von Tage zu Tage zu, mein Haus war nach Wunsch bestellt, meine gute Mutter sah ich versorgt und mich im Stande, ihr einen heiteren Lebensabend zu bereiten. Dagegen war mein Inneres, nur nach Außen hin das Bild behaglicher Zufriedenheit spiegelnd, nicht ganz so befriedigt, wie es diese günstigen Verhältnisse erwarten ließen, denn in tiefster Stille und Verborgenheit nagte ein Wurm daran, dessen Wühlen ich nicht ganz bewältigen konnte, der oft bei Tage, viel häufiger aber in schlafloser Nacht, an meiner Seele riß und, dunkle Schmerzen aus früherer Zeit wiedererweckend, manche schöne und heitere Stunde ungenossen an mir vorüberstreichen ließ. Aber ach! ich mußte mich mit vielen Menschen trösten, denn welches Geschöpf ist frei von allen Seelenkämpfen und Erdenschmerzen? Ich besonders in meiner Stellung lernte so manches im Stillen getragene Leid kennen, sah so manche Thräne um

ein verlorenes Erdenglück fließen, daß ich mich allmälig auch an meinen Kummer gewöhnte und ihn wie ein altes Uebel betrachten lernte, welches mir nun einmal als nothwendiger Begleiter auf meine irdische Wanderung mitgegeben war. Und ich ertrug es leichter, als mancher Andere sein kleineres Leid, denn mich umgaben tröstende Freunde und eine immer noch Hoffnung hegende und dadurch Balsam in mein wundes Herz träufelnde Mutter.

In den Erfolgen meiner Berufsgeschäfte war ich glücklich zu nennen. Ich gewann mehr und mehr das Vertrauen Höherer und Niedriger, und erwarb mir mit einem guten Namen auch die Mittel zu einer äußerlich sorgenfreien Lebenslage. In engerem Verkehre stand ich mit sehr Wenigen, meine alten Freunde waren mir die liebsten geblieben, und immer inniger verknüpfte uns das wohlthuende Band vollkommener Ergebenheit und Theilnahme, eine so süße und seltene Mitgift des auf der sorgenvollen Erde lebenden Menschen.

Das Sömmering'sche Haus hatte ich nicht wieder betreten und blieb mir auch aus guten Gründen fernerhin verschlossen. Jener junge, schon einmal erwähnte Arzt hatte sich die jüngste Tochter zur Lebensgefährtin erlesen und war nun natürlich der unentbehrliche Rathgeber der Familie geworden, ein Trost mehr für mich, dem es oft Sorge gemacht, die so wohlgemeinten Erwartungen der Mutter nicht mit dankbarem Herzen erfüllen zu können.

Was mich allein ernstlich peinigte und meine Stellung im Ganzen erschwerte, war der Gemüthszustand meines hohen Patienten, des Herzogs selber. Leiblich krank war er eigentlich nie, aber dennoch bedurfte er oft meines ärztlichen Rathes und Trostes. Denn er wurde alle Tage mürrischer, unzufriedener mit sich und der Welt; er zerfiel immer mehr innerlich und äußerlich mit Denen, die Jahre lang an seiner Seite gestanden und mit ihm für das allgemeine Beste ge-

wirkt hatten. Leider war es besonders eine Richtung seines Gemüthes, die, immer sichtbarer hervortretend, mich oft erschreckte und eine schlimmere Zukunft für Alle, die von seiner Laune und Macht abhängig waren, fürchten ließ. In dem ersten halben Jahre meiner näheren Stellung zu seiner Person hatte ich genug Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, wohin sein krankhaft überspanntes Gefühl neigte; er vertraute mir sogar bisweilen in geheimen Gesprächen oder verrieth mir in unbewachten Augenblicken, wenn ein jäher Ausbruch seiner leidenschaftlichen Gefühle ihn selbst überraschte, die innere Beängstigung, von der seine Seele gefoltert wurde, und ließ mich so den düsteren Weg ahnen, den auch er fernerhin zu wandeln gesonnen schien. Eine stark religiös gefärbte Wandelung trat in allen seinen Aeußerungen und Unternehmungen von Tage zu Tage erkennbarer hervor. Das irdische Leben hatte für ihn seinen Reiz verloren, und so wandte er sich mit um so heißerem Verlangen dem Unvergänglichen zu. Von ihm glaubte er allein Linderung für alle seine menschlichen Kümmernisse erlangen zu können. Und ich kann mir den Grund dieser Wandelung, die in gewissem Alter und unter allen Verhältnissen des Lebens so Viele befällt, sehr gut erklären. Nachdem diese Menschen alle Gaben und Segnungen des Schöpfers, die in den Bereich ihrer Mittel gelegt waren, in vollem und vielleicht zu reichem Maaße genossen, und nachdem sie nicht die Beruhigung darin gefunden, die sie erwartet hatten, stumpft sich ihr Gefühl, ihr Geschmack, ihre Neigung an und zu diesen Genüssen ab, sie empfinden allmälig einen Ekel davor, sie sehnen sich nach einer höheren, unwandelbareren Hülfe, und wo finden sie diese anders, als in den reich geschilderten Ausflüssen Dessen, der Himmel und Erde und die Menschen darunter und darauf mit ihren vergänglichen Wünschen und Hoffnungen geschaffen hat.

Auch der Herzog, dieser sonst so freisinnige, klare, ver-

ständige Mann verlor den irdischen Halt, und in halber Verzweiflung über so viele Täuschungen dieser Welt, griff er mit Rettung suchender Hand nach Oben, bemüht, sich den Beistand Dessen zu verschaffen, der, wie der hoffnungsvolle Glaube flüstert, keine Seele hier unten verkommen läßt, wenn sie sich vertrauensvoll an ihn wendet. Aber — der Wege, die in dieses himmlische Reich führen, giebt es viele und verschlungene, und unter den geraden und richtig führenden liegen auch falsche und krumme verstreut, die an's Ziel zu führen scheinen und in Wahrheit weit davon ablenken — und auf diesen letzteren fürchtete ich den Herzog allmälig wandeln zu sehen. Nie war es früher seine Gewohnheit gewesen, mit Geistlichen und der frommen Richtung angehörenden Personen ausschließlich zu verkehren. Er ließ sie ihre Wege ziehen und bekümmerte sich nicht um ihre überirdische Neigung. Jetzt zog er sie immer häufiger und stärker an sich, wußte sie gern in seiner Nähe und unterredete sich mit Jedermann, von dem er Erleichterung oder Hülfe hoffen zu können wähnte. Und leider gab es Priester beider Confessionen genug in der Residenz, die sich vorzugsweise berufen glaubten, dem Herrn des Landes das Licht der Herrlichkeit Gottes hier auf Erden schon anzuzünden. Schaarenweise umlagerten und verfolgten sie ihn und immer mehr drängten sie mit ihrer priesterlichen Unfehlbarkeit und Herrschsucht alle Diejenigen in den Hintergrund, die früher im Vordergrunde der Neigung des Fürsten gestanden hatten.

Wohl gewahrten wir das Alle, die Antheil an seinem wahren Heile nahmen, wohl klagten wir uns unser Leid, aber helfen konnten wir nicht, wo unsere Hülfe nicht verlangt wurde; und endlich, da man einsah, alle guten Wünsche und Hoffnungen seien vergeblich, ließ man ihn gewähren, bedauernd, daß ein so aufgeklärter Kopf in den Strudel von Empfindungen gerissen war, der ihn selbst — und in nothwen-

diger Folge zuletzt auch Andere — in einen Abgrund reißen mußte.

Ich war fast noch der Einzige, dem bisweilen ein kräftiges Eingreifen in seine Meinung möglich gemacht wurde, denn er ließ mich oft, meist spät Abends oder gar Nachts rufen, um mir über diesen oder jenen sein Gemüth verstimmenden Beweggrund seine Meinung an den Tag zu legen. Anfangs sprach er sich nie genau und deutlich gegen mich aus, später aber, von meinen geraden und einfachen Entgegnungen betroffen, ließ er sich mehr und mehr gehen, und endlich sogar fing er an, mich tiefer in das Chaos seiner Seele schauen zu lassen. So erinnere ich mich eines Abends am Ende des Sommers, an welchem ich eine solche, seinen Gemüthszustand sehr bezeichnende Unterredung mit ihm hatte.

Es war schon nach zehn Uhr Abends, als sein vertrauter Kammerdiener, der fast nur allein noch die persönlichen Dienste um ihn verrichtete, mich zu ihm beschied. Er befand sich in einem matt erleuchteten Zimmer und blickte düster vor sich hin, als ich bei ihm eintrat, während er über irgend einen Gedanken zu brüten schien.

„Guten Abend, Doctor!“ fing er das Gespräch an, ohne mich anzublicken. „Gut, daß Sie zu Hause waren; ich habe gerade eine Frage an Sie zu richten. Haben Sie mir nicht einmal erzählt, daß Sie in einem Kloster erzogen worden sind?“

„Ja, gnädigster Herr, so ist es.“

„Sie sind also katholisch?“

„Auch das ist wahr.“

„Gehen Sie oft zur Beichte?“

„Fast nie, oder aufrichtig gesagt, gar nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich den Menschen nicht das Recht zuerkennen kann, mir meine Geheimnisse abzulauschen, und noch weniger die

Macht, mir meine Sünden zu vergeben. Dies Recht und diese Macht hat nur Gott allein, dem ich täglich alle meine Fehler kindlich gestehe und der mir Trost und Gnade dafür in die Seele träufelt."

„Sie scheinen auf einem Irrwege zu wandeln. Das ist ja gerade ein Vorzug Ihrer Religion, daß schon die Menschen begabt sind, jenen Trost zu spenden und jene Gnade auf Ihr Haupt herabzuziehen."

„So sagen die Priester — freilich!"

„Sie scheinen an der Wahrheit dieser Aussage zu zweifeln."

„Ich zweifle stark. Denn eine vorurtheilsfreie Belehrung in meiner Jugend und eine reifliche Ueberlegung in späteren Jahren haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß die Priester hierin Unrecht haben, indem sie die Machtvollkommenheit, mit der sie sich brüsten, als eine von Gott empfangene darstellen, während sie sich dieselbe zu ihrem eigenen Vortheile doch nur selbst beigelegt haben. Die unerschütterliche Ueberzeugung von dieser Wahrheit aber hat mich von dem falschen Wege, den auch ich in meiner unbefangenen Jugend wandelte, als meine Seele noch in Dunkel gehüllt war, abgebracht."

„Da sind Sie aber ein schlechter Katholik."

„Vielleicht — aber kein schlechterer Christ und Mensch."

„Ist das Ihre unumstößliche Meinung?"

„Unumstößlich; und ich glaube damit Gott wohlgefälliger zu sein, als wenn ich alle Tage gedankenlos zur Beichte liefe und einem Priester, der ein Mensch ist, wie ich, und entweder bei unwichtigen Mittheilungen an etwas Anderes denkt, oder bei wichtigen zu viel daran denkt, eine Gewalt über mich einräumte, die meinem Ermessen nach kein Mensch über den andern haben darf. Meine Beichte wäre also für mich unnütz und für ihn überflüssig."

„Ha! Wie Sie das so sicher sagen! Wer darin ganz klar sähe! Andere sprechen anders, — ganz anders!"

„Ich sehe ganz klar, und die weisesten, aufgeklärtesten und aufrichtigsten, also besten Katholiken, denken so wie ich, wenn sie auch vielleicht nicht so offen darüber sprechen, wie ich.“

„Sie Glücklicher!“

„Durchlaucht, Sie sind eben so glücklich und vielleicht noch glücklicher als ich. — Ihre Religion verlangt keine Beichte — Ihr Gewissen muß, sich unmittelbar an Gott wendend, auch ohne dieselbe beruhigt sein.“

„So, meinen Sie? O Doctor! Geben Sie mir Gewißheit und Ruhe darin und ich will Ihnen alles Andere geben.“

„Gewißheit und Ruhe? Ihr Gewissen allein und das Vertrauen auf Gottes Hülfe zu rechter Zeit müssen Ihnen Beides geben.“

„Ja, ja, ich glaube es; aber wann kommt diese rechte Zeit? O, ich fühle mich in diesem Auf- und Niederwogen meiner Gefühle, in dem Steigen und Fallen meiner Hoffnungen so zerknirscht, so leidend, so unglücklich, daß ich den Mann wie Gottes Sendboten an mein Herz drücken würde, der mir Licht, Ruhe und Zufriedenheit wiedergäbe. Rathen Sie mir, rathen Sie mir, was soll ich thun, um aus dieser Krisis meines Lebens zu gelangen?“

Ich sah ihm bei diesen Worten seine ganze innere Haltlosigkeit und Verzweiflung an. Er wandte sich hin und her, strich mit seinen Fingern wild durch seine graugesprenkelten Haare und rollte seine düsteren Augen verwirrt und drohend umher. Ich bedachte mich einen Augenblick, dann sagte ich:

„Hören Sie mich an, Durchlaucht, und fassen Sie Ihre ganze Mannhaftigkeit zusammen. Lassen Sie den unerquicklichen Streit über die Vorzüge der einen oder andern Religion ganz bei Seite liegen; überlassen Sie dies den Philosophen und Priestern. Unterdeß thun Sie, was Recht ist, und vor allen Dingen, zerstreuen Sie sich.“

„Womit soll ich mich zerstreuen, Doctor? Es ist Alles so langweilig. Ich sehe nichts um mich, was mich von meinen innerlich fressenden Gedanken abzieht; o, ich bin so arm an Erfindung und habe Niemanden, der mich darin unterstützt."

„Sie übertreiben, gnädigster Herr. Sie sehen die Welt trübe und dunkel, während so viel Licht und Heiterkeit in ihr ist. Jagen Sie, reiten Sie, reisen Sie irgend wohin —"

„Reisen? Jetzt? Nein, nein, dazu habe ich keinen Trieb. Aber jagen, reiten, — reiten bis die Pferde unter mir stürzen, das ist Etwas, das bringt andere Wallungen hervor. Sie haben Recht, Doctor, fahren Sie fort, ich fühle mich schon leichter."

„Und dann weiß ich noch Eins, Durchlaucht. O, Sie haben so viele Mittel, sich Zerstreuung und Vergnügen zu schaffen. Lassen Sie die neue Oper bald zusammentreten, rufen Sie Schauspieler herbei —"

„O, o! Sie wollen mich beruhigen, wie David Saul beruhigte — ach, wie weit ist es mit mir gekommen! — Aber Sie haben Recht, das ist allerdings Etwas. Ha, da fällt mir ein, in Berlin ist man ja aus allen Fugen vor Staunen und Bewunderung. Da hat der Weber eine Oper geschrieben, wie sie noch nicht dagewesen ist. Ich glaube, der Freischütz nennt man sie. Die will ich hören, aber hier, bei mir will ich sie hören. Ich will an den berühmten Musiker schreiben lassen, er soll kommen und die Sängerin mitbringen, für die er seine Musik geschrieben und die ein Wunderwerk an Schönheit und Gesangskunst sein soll — wie heißt sie doch — ei ja, richtig, die Sidi, die schöne Italienerin. Die will ich sehen und hören, das schafft Zerstreuung, das schafft Vergnügen. Ja, ja, Sie haben Recht, wie immer, Doctor, ich danke Ihnen. Und dazwischen eine Jagd und Reiten auf Tod und Leben —"

„Und hauptsächlich keine Grübelei über Religionsunterschiede —"

„Ja, ja, wenn's möglich ist — ich will Ihren Rath befolgen, ich erkenne schon seine Richtigkeit an. Ah! — sehen Sie, ich werde müde, das ist mir lange nicht begegnet. Gute Nacht, Doctor!" Und er gähnte wiederholt, während ich meine Verbeugung machte und das Zimmer verließ.

In dieser Art hatte ich manche Unterhaltung mit ihm und ich mußte häufig Rath und Tröstung spenden. Jene Erwähnung der neuen Oper Weber's hatte aber wirklich seinen Geist eine Zeit lang ernster beschäftigt, als ich anfangs glauben mochte, denn er wurde auch von Außen gespornt und von allen Seiten an die Erfüllung des allgemein gewordenen Wunsches erinnert. Alle musikalischen Kreise der Stadt beschäftigten sich schon lange mit dem Gedanken an die Vorstellung dieser in ihrer Art damals noch nicht dagewesenen Merkwürdigkeit. Ich erinnere mich nicht genau, ob die Oper schon um diese Zeit in Berlin gegeben war, in diesem Jahre aber, das weiß ich gewiß, wurde sie zum ersten Mal in Scene gesetzt. Man sprach aber von ihr schon vor ihrer Aufführung als von einem musikalischen Ereigniß erster Größe. Hier und da hatte ein Reisender irgend eine Kunde davon mit zurückgebracht, alle Blätter sprudelten von Beifall über, und als man nun vernahm, auch der Herzog brenne vor Verlangen nach ihrer Darstellung in hiesiger Stadt, da verscheuchte schon die bloße Hoffnung darauf so manches düstere Gespenst, was im Stillen die Runde durch alle Kreise der Gesellschaft machte. So oberflächlich sitzen die Gefühle, die die Leidenschaften der Menschen in Bewegung setzen, so leicht sind sie lenkbar und auf anmuthigere Wege des Lebens zu locken! Ein Puppenspiel zieht des Menschen Herz oft von einem Leichengepränge ab. Und doch wohl ihm, daß es so ist!

Mein Freund Lehmann war natürlich von der neuen Oper, ihrem Capellmeister Weber und der berühmten Sängerin vor Allen entzückt. Er war wie elektrisirt und trällerte bereits die lieblichen Melodien Morgens und Abends, die er sich zu verschaffen gewußt hatte und die bestimmt waren, eine so große Erregung in allen Gemüthern der musikalischen Welt hervorzurufen. Zuletzt ward das Verlangen nach dem großen Ganzen dieser Oper ein unentbehrliches Bedürfniß, man glaubte nicht mehr leben zu können, wenn man sie nicht gehört, und wer es irgend möglich machen konnte, reiste nach Berlin, um mit zu den Ersten zu gehören, die sie über die Bretter laufen sähen.

Wem die Schilderung dieses Enthusiasmus' zu stark und übertrieben erscheint, weiß nicht, welche Eindrücke im Allgemeinen und Einzelnen der Freischütz bei seiner Erscheinung auf der Berliner Bühne, sowie gleichzeitig auf allen berühmten Bühnen Deutschland's und sogar in Paris hervorgebracht. Er frage aber alte Leute, er lese die Blätter jener Tage und er wird mich nicht beschuldigen können, in meinen Mittheilungen über die Wahrheit hinausgegangen zu sein.

Da, etwa einige Wochen nach jenem erwähnten Abende — es war im Anfange des Oktobers — ward ich abermals zum Herzog berufen. Bernhard machte mir schon eine bedenkliche Miene, als er mir die Thür zu seinem Herrn öffnete. Der Herzog saß in seinem gewöhnlichen Zimmer auf einem Sessel vor dem Kamine, in dem ein kleines Feuer prasselte, und starrte mit unbeweglichen Augen in die Gluth. Neben ihm stand ein Tischchen mit brennenden Kerzen und einigen durch einander geworfenen, aber ungeöffneten Büchern.

Eine ganze Weile stand ich schon in seiner Nähe und immer noch nicht hatte er sein Auge auf mich gerichtet. Sein Gesicht war finster, seine Haltung ganz wie die eines Menschen, dessen Leib nicht unter Aufsicht der Seele steht,

während sein Geist von irgend einem Dämon gelenkt, in fernen Regionen schweift und den trügerischen Schatten seiner Einbildungskraft nachjagt. Endlich drehte er seinen Kopf nach mir herum und sagte leise:

„Guten Abend!“

„Ew. Durchlaucht sind unwohl?“

„Nein! Ich bin unwillig, weiter nichts. Haben Sie viele schwere Kranke?“

„Schwere? In diesem Augenblick keinen Einzigen!“

„Das freut mich. Wissen Sie schon, die Italienerin Sidi hat meine Einladung abgelehnt, und der Mensch, der Weber, will auch nicht hierher kommen. Das hat man von den erbärmlichen Diplomaten, denen man sich anvertrauen muß. Ich sehe es immer mehr ein, ich habe keine Leute um mich, die meinen Willen verstehen und meinen Neigungen entgegen zu kommen wissen — ich werde mir welche vom Himmel holen müssen.“

„Es giebt auch auf Erden treue Diener, Durchlaucht, die Sie begreifen und gern Ihre Wünsche erfüllen würden, wenn sie sie kennten.“

„Wo sind sie — ich sehe sie nicht. Welch' ein lächerlicher Knauser mein Abgesandter ist! Denken Sie sich, ich sende ihn zu ihr, mit dem Befehl, Alles aufzubieten, um sie für mich zu gewinnen, und da schreibt er mir, ihre Forderungen seien zu hoch, sein Gewissen erlaube ihm nicht, sie anzunehmen. Gewissen und ein paar hundert Thaler Geld! Als wenn Geld auf's Gewissen fallen könnte, der Narr! Weiß er nicht, daß man nicht geizen darf, wenn man einen Genuß haben und obendrein sein Herz erleichtern will? Schon das Handeln und Schachern um dergleichen Dinge kann ich nicht leiden. Aber dennoch will ich sie hören und muß sie hören; sie soll vor mir singen und sollte ich sie selbst in meinem eigenen Wagen herholen. Wenn ich nur

einen Menschen hätte, der mich so recht begriffe — ich wollte ihm ganz freie Hand lassen, für mich zu handeln. Die Welt braucht ja nicht zu wissen, wie theuer mir das kostbare Spielwerk erkauft ist, sonst brüllt sie wieder los, als ob ich ihr ihre Nahrung entzöge. Ich liebe das Geschrei nicht, welches mich einen Verschwender nennt. Ich verdiene es auch nicht. Denn ich lebe für mich so einfach wie ein Privatmann, habe weder Weib noch Kind, mein Hof ist der kleinste in ganz Deutschland, und doch bin ich einer der reichsten Fürsten darin. Aber — ich habe keinen Menschen, der mir einen Gefallen thut — und — bitten kann ich doch auch nicht!"

Es kam mir vor, als ob er auf diese schlau berechnete Weise mich selbst zur Erfüllung seines Wunsches veranlassen wolle. Ich fühlte aber nicht die geringste innerliche Neigung dazu. Eine solche Sendung lag gar nicht in meinem Berufe und in dem Bereiche meiner Fähigkeiten. Ich war zwar auf einen so hohen Kunstgenuß, der die Welt alle Tage mehr in Bewegung setzte, selbst sehr begierig, aber — ein Arzt und eine Sängerin einladen — das war mir neu, das lag mir zu fern.

Und doch fühlte ich zu deutlich, daß der Herzog, je länger er schwieg und unverwandt in das Feuer schaute, eine günstige Antwort von mir verlange, obwohl er keine directe Frage an mich gerichtet hatte. Ich fing an, mir die Sache ernstlich zu überlegen, aber rasch und wie im Fluge. Ich sah ein, daß der Herzog von meiner Bereitwilligkeit, wenn er sie im Auge hatte, und einem etwaigen Erfolge derselben, große Erleichterung für seinen Gemüthszustand haben würde. Allmälig kam mir die Sache schon möglicher vor. Einem vorsichtigen, ängstlichen Diplomaten, der die Angelegenheit von ihrem äußeren Standpunkte aus ergriff, lagen vielleicht Hindernisse vor, die mir, dem von einem inneren Drange Getriebenen,

nicht entgegen standen. Wenigstens fand ich vielleicht Mittel, eine Widerspenstige zu zähmen, die jener nicht gefunden hatte. Es kam auf einen Versuch an. Ich nahm mir vor, falls mir ein bestimmter Vorschlag gemacht werden würde, mit Unbefangenheit und Seelenruhe an das ungewohnte Werk zu gehen. Mißglückte es mir, so war mir nur begegnet, was Anderen auch begegnet war. Mit diesen vorläufigen Ueberlegungen schnell zu Stande gekommen, fragte ich:

„Haben Sie alle Versuche bei der Künstlerin erschöpft, Durchlaucht?"

„Alle. Bitten, Ehren, Geld, mit einem Wort — Alles."

„Und woran scheiterte Ihr Antrag?"

„Sie will nicht; sie schützt allerlei Abhaltung, ein älteres Versprechen, frühere Verpflichtungen und zuletzt eine große Abneigung, auf dem Theater zu singen, vor; sie sei eigentlich nur Concertsängerin, Weber allein habe sie wider ihren Willen auf die Bühne gebracht und was dergleichen Ausflüchte mehr sind, die ich alle nicht glaube, denn das weiß ich bestimmt aus anderer Quelle, daß sie nur bis Weihnachten für Berlin verpflichtet ist und weiter nirgends. Weber will auch nicht, schreibt man mir — und das wird wohl die Hauptsache sein; er liebt nur die Sonnen, und ich bin vielleicht in seinen Augen kaum ein Stern mittlerer Größe."

„Weber? Den kenne ich."

„Den kennen Sie? Woher?"

„Ich habe ihn früher einmal in Prag aufgesucht. Er ist ein liebenswürdiger, durch und durch gebildeter Mann; er ist mehr als Künstler, er ist ein großer Mensch."

„Doctor! Diese Bekanntschaft ist ein Triumph für mich. Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Gehen Sie selbst nach Berlin und versuchen Sie Ihr Heil. — Haben Sie Muth und Lust dazu?"

„Muth genug, und die Lust wird mir allmälig kommen.

Aber wenn ich scheitere? Ich bin so unerfahren in dergleichen Geschäften."

„Wenn Sie scheitern, haben Sie nichts an meiner Achtung verloren; ich betrachte Ihre Willfährigkeit nur als einen Liebesdienst. Und Andere brauchen von diesem Ihrem guten Willen nichts zu erfahren. Was Sie während Ihrer Abwesenheit hier verlieren, werde ich Ihnen ersetzen. Reisen Sie ganz heimlich, sagen Sie keinem Menschen, wohin Sie gehen. In Berlin untersuchen Sie zuerst Luft und Strömung. Forschen Sie, woher der Wind weht und auf welchem Wasser die seltsame Theaterprinzessin segelt. Enthüllen Sie sich Niemandem, bevor Sie mit ihr in Unterhandlung treten. Zuerst fragen Sie, dann bitten Sie, zuletzt drängen Sie — nur, wenn Sie unüberwindliche Schwierigkeiten finden, stehen Sie ab. — Blößen müssen Sie sich nicht geben, denn es giebt eine Schranke, über die kein Mann von Ehre schreiten muß. Bitten kann man, aber nicht betteln. Gewahren Sie aber die Möglichkeit eines Erfolges, dann gehen Sie mit vollen Segeln auf Ihr Ziel los. Versprechen Sie, was Sie wollen, was man verlangt, — schließen Sie ab, wie Sie wollen, schonen Sie am wenigsten Geld — ich bezahle Alles aus meiner Privatkasse — das geht Niemanden etwas an und Niemand soll es erfahren. Und noch Eins — da Sie einmal nach Berlin gehen — sehen Sie sich doch nach dem Devrient um, der hat mir auch schon lange einen Besuch versprochen. Den fassen Sie am Ohr und zerren ihn etwas in meinem Namen. Er hat mir schon voriges Jahr geschrieben, er wolle mir einen angenehmen Winter bereiten, und er hat sein Wort nicht gehalten. Bestechen Sie ihn vor allen Dingen mit meinem Keller — er ist ein Saufaus, wie es keinen zweiten giebt. Er soll schwimmen in Champagner, sagen Sie ihm, auch andere Sorten wären in Fülle da. Man muß jeden Menschen bei seiner schwachen

Seite fassen, Sie wissen ja, das ist eine alte Diplomaten-regel."

Als er dies sagte, lächelte er ein Wenig. Schon die Möglichkeit des Gelingens seiner Pläne verschaffte ihm eine kleine Gemüthserleichterung. Ich konnte, falls mir mein Auftrag gelang, auf sein ganzes künftiges Vertrauen rechnen. Das sah ich ein und das gab mir eine noch größere Spannkraft. Zuletzt sogar empfand ich ein wahres Vergnügen daran, vielleicht einen Auftrag auszurichten, den Andere nicht hatten in's Werk setzen können. Ich sagte also zu und versprach dem Herzog, in zwei Tagen meine Sendung anzutreten, denn so viel Zeit gebrauchte ich, um meine Geschäfte zu ordnen und meinen Stellvertreter gehörig zu unterweisen.

Als er mich verabschiedete, bot er mir die Hand, was er nur that, wenn er ganz zufrieden mit Jemandem war. Er nickte mir sogar lächelnd zu, als ich zur Thür hinausschritt.

Obgleich es schon beinahe acht Uhr Abends war, als ich das Schloß verließ, so hielten sich doch in dem tageshell erleuchteten Vorzimmer mehrere Hofleute auf, den Befehlen des Herzogs entgegenharrend. In verschiedenen Gruppen standen sie umher und plauderten leise. Nur ein Einzelner stand von Allen abgesondert in einer Ecke, mit der Betrachtung eines schönen Bildes beschäftigt, und zwar in einer Stellung, daß es mir däuchte, als ob er die Uebrigen oder die Uebrigen ihn vermieden. Als ich rasch an ihm vorüberschritt, drehte er sich halb nach mir um, und mich blickten zwei katzenartig funkelnde Augen an, wie ich sie kaum je so lüstern, diebisch auflauernd und unheimlich flackernd gesehen zu haben glaubte. Und doch — aber was gingen mich diese Augen jetzt an — ich hatte etwas ganz Anderes im Sinne; ich war in diesem Augenblicke Diplomat, ein geheimer Gesandter. — Ich kam zu Hause an, begann mir mein Vorhaben ruhig zu über-

denken und ordnete schon im Voraus meine Geschäfte. Am anderen Tage ritt ich nach Brandstein, um mich auf einige Zeit zu verabschieden. Ueberall schützte ich eine Reise in Familienangelegenheiten vor; meiner Mutter aber und meinen Wirthen gab ich zu verstehen, daß ich eine Reise anträte, die mir Glück bringen könne. Das genügte ihnen und sie ließen mich ziehen, ohne nach den näheren Umständen meines geheimnißvollen Vorhabens zu fragen.

Zweites Kapitel.

Ein deutscher Schauspieler.

Ich kam gegen Mittag in Berlin an und stieg in einem der größten Gasthäuser ab, welches schon zu meiner Zeit der Sammelplatz aller bedeutenden Künstler der Hauptstadt und ihrer Gönner war. Da mich Niemand kannte und ich mich einfach Dr. Stilling nannte, so konnte kein Mensch meine Absicht vermuthen, wenn ich nach verschiedenen Seiten hin Nachforschungen anstellte. Und diese wurden mir, ohne daß ich ein Wort sprach, sehr leicht gemacht, denn als ich bei Tafel erschien, fand ich eine große Anzahl Künstler aus allen Gebieten vor, die sich mit ihren Verehrern ungezwungen über Alles und Jedes unterhielten, was mir für's Erste zu wissen Noth that. Im Ganzen drehte sich das Gespräch zunächst um die Musik der neuen angestaunten Oper. Man lobte Weber über alle Maaßen und entwikelte bis in's Kleinste die verschiedensten Ansichten über „das himmlische Meisterwerk", wie man es nannte. Dabei aber ging man sehr bald auf die Sidi über, die man als ein anbetungswürdiges Wesen pries, deren Schönheit und Liebreiz, deren Macht der Stimme, Kunst des Gesanges, Adel des Vortrags man dergestalt in allen Einzelnheiten rühmte, daß ich ganz ängstlich und um

den glücklichen Erfolg meiner Aufgabe besorgt wurde. Auch ihr Benehmen außerhalb der Bühne würdigte man sehr; man erzählte sich, daß sie allein Weber's und einiger anderer ausgezeichneter Personen Besuch annehme, daß nur verheirathete Künstler mit ihren Frauen bei ihr Zutritt hätten, daß sie in keine Gesellschaft gehe, nur der Kunst und zunächst sich selbst lebe, daß sie schon manches vornehmen Mannes Hand ausgeschlagen habe und überhaupt nur mit Widerstreben auf das Theater gegangen sei, da sie, durch glückliche Vermögens-verhältnisse unabhängig gestellt, durchaus nicht zum Erwerbe gezwungen sei. Alle diese gesprächsweise nach einander laut werdenden Mittheilungen hörte ich ruhig an, und ich muß gestehen, daß meine Meinung von der fremden Sängerin von Augenblick zu Augenblick wuchs, und ich es unter diesen Umständen für kein allzu leichtes Unternehmen hielt, eine so begabte Künstlerin für meinen Herzog zu erobern.

Nach Beendigung des allgemeinen Tischgesprächs fragte ich einen jungen Mann, der neben mir saß und vorzugsweise von allen Einzelnheiten der Lebensweise der Künstler unterrichtet schien: „Wo wohnt die Signora Sidi und wann kann man sie am besten sprechen?"

„Sie wohnt in der Leipzigerstraße Nr. 50 bei einer Freundin. Heute ist sie in Potsdam beim Könige, wohin sie häufig geladen wird; morgen aber ist sie wieder hier, denn sie singt am Abend die Agathe, worin sie unübertrefflich ist."

Also sie war nicht anwesend. Wohl, so wollte ich zuerst zu Devrient gehen.

„Wissen Sie vielleicht, wo Ludwig Devrient wohnt?"

„O, der wohnt überall, nur nicht in seinem Hause, in dem er nur ein paar Stunden vor Tagesanbruch schläft. Wenn Sie ihn aber sprechen wollen, gehen Sie in die Weinhäuser, da lebt und wirkt er „in Humor", wie er sagt."

„Aber wo ist sein Haus, seine Wohnung?“

„Ich glaube, in der Französischen Straße Nr. 36 — aber ich sage Ihnen vorher, Ihr Gang dahin ist vergeblich.“

Dennoch suchte ich das bezeichnete Haus Nachmittags um drei Uhr auf; ich wollte wenigstens den Wirth des Schauspielers sprechen, um von ihm die Stunde zu erfahren, wann ich den unsteten Mann sprechen könne.

„Sie treffen es sehr glücklich,“ sagte lächelnd der Wirth, der ein Kaufmann war. „Devrient ist augenblicklich zu Hause, denn sein Arzt hat ihm das Ausgehen bis sechs Uhr Abends verboten, er ist etwas leidend.“

„Doch nicht sehr?“

„O bewahre, nur wie er eigentlich in seinen vier Pfählen immer ist; heute Abend spielt er sogar den Franz Moor.“

Mit diesen Worten wies mich der gefällige Mann zurecht und ich stieg mit einigem Herzklopfen die Treppe hinauf, meinen ersten diplomatischen Versuch zu machen und das große Genie zu sehen, welches damals, noch nicht 37 Jahre alt, für den größten Schauspieler Deutschland's galt.

Oben auf dem Flure angekommen, sah ich mich vergeblich nach einem Diener oder einer Schelle um. Auch kein Name war an irgend einer Thür zu lesen. Devrient schien hier wirklich sehr wenig zu Hause zu sein. Ich klopfte an einige Thüren — vergebens — endlich an der dritten rief eine laute Stimme ein etwas ärgerlich klingendes „Herein!“

Ich öffnete die Thür, trat in ein nachlässig gehaltenes Zimmer von ziemlicher Größe und sah einen blassen Mann in einem verblichenen rothsammtenen Schlafrock, der, mit nachgeahmtem Hermelin besetzt, einem früheren Königsmantel auf ein Haar glich, lang ausgestreckt auf einem Sopha liegen, und mich mit einem Blick unter seinen wild über die Stirn hängenden dunklen Haaren hervor anstarren, als habe er

sich so eben erst von der Anschauung eines Gorgonenhauptes abgewendet.

Ich habe selten im Leben völlig gesunde, fast nie von Fülle des Leibes strotzende Künstler gefunden, was namentlich von Schauspielern und Musikern ersten Ranges gilt, im Gegentheil sehr häufig schwächliche, selbst auffallend leidende Menschen in ihnen getroffen. Und das ist natürlich. Denn abgesehen von den Leidenschaften, die an ihrem Herzen nagen, und von dem heißen Blute, welches in ihren Adern rollt, sind sie stets im geistigen Ringen und Kämpfen begriffen, und ihr Geist, weil er mächtiger ist, zehrt ihren vernachlässigten Körper auf, ihre physische Organisation wird dadurch gestört und sie welken frühzeitig dahin, wie eine schöne Blume, deren Kern ein Wurm zernagt, oder wie eine Pflanze, die man in einer kälteren Temperatur erzieht, als für welche sie geschaffen ist. Der große Künstler gehört wenig und nur in seltenen Stunden der äußeren Welt an, er geht seinen eigenen Weg, einem fernen Ziele entgegen; und so niederschlagend es ist, so wahr ist es doch, er sieht sein Licht in der Regel, oder wenigstens oft, früher erlöschen, als der nur materiell lebende Mensch, weil er sein Lebensöl viel schneller und gewaltsamer verzehrt, als jener. So sehr man diese schnelle Selbstverzehrung bedauern muß, so scheint sie doch mit der höhern Entwickelung der Künste selbst innig verknüpft zu sein, denn nur das schnell lodernde Feuer wärmt bald und gut, während ein langsam kriechendes Seele und Leib unbehaglich läßt und keine Flammen zum Himmel sendet. Kämpfen aber und ringen, also entsagen muß die Künstlernatur, um sich selbst und Anderen zu genügen, denn nur in ewigem Kampfe stählt sich die Kraft, wächst das Talent. Man gebe tausend Künstlern ein glänzendes Lebensglück, Fülle der Reichthümer, ein Meer von Genuß, und 999 davon werden nicht zu dem Ruhme und Ziele gelangen, wie jene,

die arm und bedürftig sind. So sonderbar eigensinnig ist die armselige Menschennatur beschaffen, solche Schranken verlangt sie, denn der Kampf ist ihre irdische Nothwendigkeit, nur er führt znm Siege.

Man verzeihe die Abschweifung, aber ich konnte sie nicht unterdrücken, denn sie birgt zu viel Wahrheit und wird die kurze Schilderung, die ich von dem so bekannten und verehrten Künstler hier zu geben gedenke, ergänzen. Da lag also dieser Mann, von dem ich so viel gehört und den ich nun mit eigenen Augen zu sehen das Glück haben sollte, vor mir. Wie groß war er von Körper, denn seine Seele läßt sich so leicht nicht messen? Das war immer schwer, und jetzt, da er lag, noch schwerer zu bestimmen. Denn er war bald groß, bald klein, bald dick, bald dünn, bald bucklig, bald schlank gewachsen, bald gesund, bald gebrechlich — kurz er war Alles, was und wie er es sein wollte, denn er war vielgestaltig, dieser moderne Proteus, dieser geistige Riese, der nur ein Zwerg in Bezähmung seiner menschlichen Leidenschaften und üblen Angewohnheiten war.

Ich stand also dicht vor ihm und schaute ihn voll und dreist an. Er kam mir mit seiner sonderbaren Kleidung, seinem wirren Haar, seiner blassen, kränklichen Gesichtsfarbe merkwürdig und beinahe wie ein Gemüthskranker vor, nur seine Augen blitzten mir ferngesund entgegen, als hätten sie unmittelbar dem Prometheus den belebenden Funken gestohlen. Dann, die Arme gegen mich, gleichsam abwehrend, ausstreckend, fuhr er halb in die Höhe und rief: „Halt da! Sind Sie ein Dämon der Hölle oder ein Engel des Lichts — ha! Bringen Sie Gutes oder Schlimmes? Gieb Antwort, Geist in Menschengestalt — Schlimmes will ich nicht hören — denn ich bin krank!“

„Ich bin weder das Eine noch das Andere,“ erwiderte ich lächelnd, „nur ganz einfach ein Mensch, der hierher ge-

wiesen ist, um Ludwig Devrient zu sprechen, und überdies ein Mensch, der Gutes bringt."

„Gutes? Herrlich! Das brauche ich. Und Ludwig Devrient? Ja, der bin ich — das ganze arme Stück Menschenfleisch, was hier liegt, nennt man so. Treten Sie näher und entwickeln Sie sich. Ich höre. Was bringen Sie Gutes?"

„Zuerst einen Gruß!"

„Teufel! Von Wem? Gieb dem Dinge einen Namen, Mensch, damit ich weiß, von wannen die Botschaft. Alle Welt kann mich grüßen lassen, ich mag aber nicht von aller Welt gegrüßt sein. Sprechen Sie — ich liebe aber eine bestimmte Antwort, wie ich die Sonne und den Nektar liebe. Wer läßt mich grüßen?"

„Ein Fürst, ein Herzog, der mich zu Ihnen gesendet hat, um Sie an ein Versprechen erinnern zu lassen."

„Ein Versprechen? Mein Herr! Ich bin ihm doch nichts schuldig? Das würde mir leid thun, denn ich bin eben nicht bei Kasse."

Ich mußte unwillkürlich lächeln, denn Mienen und Geberden, mit denen er alle diese abgerissenen Worte begleitete, waren voll von einem so schlagenden Humor, daß sie wie die feinste und durchdachteste Kunst erschienen, obgleich ich wußte, daß sie nur ein natürlicher Erguß dieses so wunderbaren Menschen waren.

„Ich komme nicht, um Ihre Kasse zu leeren," fuhr ich fort, „als vielmehr, um sie zu füllen."

„Aha! Dieser Gedanke stammt von Gott, er ist wirklich gut. Fahren Sie fort, Mann, Sie gefallen mir. In Ihren Augen liegt eine gewisse spendende Gutmüthigkeit — darf ich bitten, sich zu setzen — aber was ist die Uhr? Ich habe keine."

„Zwischen drei und vier Nachmittags."

„Herrlich! Dann habe ich noch Zeit. Fahren Sie fort. Welcher Herzog, Doge oder König also schickt Sie zu mir?"

„Der Herzog von . . ."

„Pfui! Bitte — ich meine nicht Ihren Herzog, ich meine nur meine Vergeßlichkeit — denn da fällt mir meine ganze Sünde ein."

„Ich kann Sie absolviren, denn eben deshalb komme ich, ich soll Sie allein an Ihr Versprechen erinnern, Seine Durchlaucht zu besuchen."

„Große Ehre! Er will mich doch nur als Hanswurst haben, nicht wahr? Um ihm die Zeit und bittere Laune zu vertreiben? Wie?"

„Er will Sie als Künstler auf seiner Bühne sehen und bewundern, und Sie sollen seinen Dank dafür entgegen nehmen, seinen Geschmack würdigen und seine Freigebigkeit preisen lernen."

„Schön! Das ist aber viel gesagt. Am besten gefällt mir die Freigebigkeit. Sie steht einem Fürsten so schön wie mir die Elasticität meiner Muskeln. Wann wünscht er meine Gegenwart?"

„Sobald es Ihre Zeit erlaubt, das Theater wird am ersten November eröffnet."

„Vor Ende Dezembers kann ich nicht, ich sitze hier fest. Vielleicht auch dann noch nicht und höchstens nur ein paar Tage."

„Dann soll jeder Tag so hell erleuchtet werden, wie ein Monat wo anders."

„Ihre Erleuchtung gefällt mir; außer der himmlischen Sonne liebe ich auch die irdischen, wenn sie ächt vergoldete Strahlen werfen. — Muß ich mich mündlich oder schriftlich verpflichten?"

„Das können Sie halten, wie Sie wollen."

Er stand auf, machte ein paar Schritte im Zimmer

herum, streckte sich, gähnte, besah sich im Spiegel, und das dauerte so lange, daß es schien, er habe meine Anwesenheit bereits wieder vergessen. Endlich, als er alle möglichen Bewegungen mit seinem Körper vorgenommen und sich von der elastischen Biegsamkeit desselben überzeugt hatte, sah er aus dem Fenster und sagte:

„Es scheint gut Wetter zu sein."

„Wir haben sogar Sonnenschein und es ist ziemlich warm für den Oktober."

„Prächtig. Ich finde mich leidlich gesund. Wissen Sie was? Kommen Sie mit nach einem Orte, wo ich gern bin, da wollen wir über Ihre Angelegenheit weiter sprechen."

„Sie dürfen ja nicht ausgehen, Sie sind ja leidend."

„Dummes Zeug! Menschengedanken sind nicht Gottes Gedanken. Gehe ich Abends sechs Uhr aus, kann ich auch Nachmittags vier Uhr ausgehen. Ich muß ja heute Abend den Franz Moor spielen. Mithin muß ich mich stärken und allmälig an die Abendluft gewöhnen."

Während er langsam, und gleichsam um sich in seinem Entschlusse zu befestigen, diese Worte sprach, fing er an, ohne meine Anwesenheit im Geringsten zu beachten, sich zu entkleiden und zum Ausgehen wieder anzukleiden. Während dieser Beschäftigung setzte er seine Geberden und Bewegungen fort, mitunter einen unterdrückten Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, oder ein leises Pfeifen von sich gebend, welche Zeichen alle, so einfach sie waren, aus der Tiefe eines kochenden Vulkans zu kommen schienen und mich die dämonische Gewalt dieses Menschen selbst in solchen Kleinigkeiten anstaunen ließen. Endlich, denn seine Hände schienen schwach wie die eines Kindes zu sein und selbst die kleinsten Verrichtungen nur mit Mühe zu Ende zu bringen, war er fertig; er warf einen blauen Mantel über die Schultern, setzte seinen Hut auf und rief: „Ich stehe zu Diensten! Mögen die Göt-

ter der Oberwelt meinen Austritt segnen, für meine Heimkehr sorgen die unterirdischen. Vorwärts!" —

Wir stiegen langsam die Treppe hinab und kamen auf die Straße, wo er eine Weile stehen blieb und sich nach allen Seiten umblickte. Endlich haftete sein durchdringendes Auge auf einem jungen Menschen mit bleichem und etwas kummervollem Gesicht, der langsam vor der Thür auf und ab ging und, sobald er Devrient wahrnahm, erröthete und mit tiefer Ergebenheit den Hut zog.

„Aha!" murmelte Devrient. „Dachte ich mir's doch! Sehen Sie, das ist mein Schatten, der will mich sogar auf der Straße studiren." Und er nickte diesem bescheidenen Schatten mit unverändertem Gesichtsausdrucke zu, nicht freundlich, nicht herbe, einfach gleichgültig und doch vertraulich. Dann schritten wir langsam weiter, während der Schatten in ehrerbietiger aber gleichmäßiger Entfernung uns folgte.

Um ein paar Straßenecken biegend, dann und wann einem Menschen zunickend, führte er mich in ein Weinhaus, welches in der Nähe des Schauspielhauses lag und in diesem Augenblicke von Besuchern leer stand, denn es war eine ungewöhnliche Zeit, Wein zu trinken und Austern zu essen. Kaum aber war Devrient in diese Weinstube getreten, so veränderte sich wie auf einen Zauberschlag sein ganzes Wesen, es war, als wenn die schweren und kräftigen Dünste, welche die Atmosphäre des Weinhauses erfüllten, schon in sein Gehirn aufstiegen und dessen Nerven elektrisirten. Er fing an zu lächeln, nickte einem Kellner sehr freundlich zu, der ihm sogleich Hut und Mantel abnahm, und sagte nur das eine Wort, wobei sich die ganze Gluth der südlichen Sonne um seine Lippen zu concentriren schien: „Spanisch!"

Augenblicklich wurde eine Flasche alten spanischen Weines und zwei Gläser auf den Tisch gestellt, die Devrient sogleich vollschenkte und eins davon hinuntergoß, als wäre es Wasser.

Diesem ersten folgte alsbald ein zweites, und nun erst wandte er sich zu mir und deutete auf das andere Glas, welches ich nahm und davon versuchte.

„Ha!" sagte er, mit einer Behaglichkeit ohne Gleichen, indem er mit der Rechten an seinem Leibe hinunterstrich — „nun wird mir wieder wohl. Diese verteufelte Nüchternheit — die Mutter für Gänse — sie verdirbt mir noch den ganzen Humor, ich trock'ne aus wie eine Mumie, oder friere ein, als wäre ich in Sibirien. Nun, trinken Sie doch einmal aus — Ihr Herzog soll leben! Hat er einen guten Keller?"

„Einen vortrefflichen; Ihnen das mitzutheilen, hat er mir besonders aufgetragen. Sie können schwimmen in Champagner, hat er gesagt."

„Champagner? Zuckerwasser für Leute von Geist — — nein, nein! Spanier, Ungar, Grieche — das sind jetzt meine Klassiker, die ich studire, darin ist Leben, Feuer, Poesie — Donnerwetter! Kerl von Kellner, glaubst Du, ich sei sterbend? Willst Du mich verdursten lassen, Seele der Nüchternheit? Wir sind zwei Menschen und ich sehe nur eine Flasche, noch dazu eine leere." Und dabei ließ er seine Faust, wie zufällig, auf den Tisch fallen.

Der Tisch wackelte, die Flasche tanzte, die Gläser klirrten, und der verblüffte Kellner brachte trippelnd und erröthend eine zweite Flasche, die er in den Bereich der Hand des Künstlers stellte. Denn, hätte ich es nicht selbst gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben, in nicht zehn Minuten war die erste Flasche geleert und die etwas bebende Hand des seltsamen Mannes streckte sich schon nach der zweiten aus. Da aber bemerkte er, daß der Kork ihren geistreichen Mund noch verstopfte. Er sprang auf, zitternd, ein Gewitter in Mienen und Geberden tragend, und lief mit geballten Fäusten einige Male auf und nieder.

„Mensch!" rief er mit so schneidender, gellender Stimme,

daß es mich kalt überrieselte, „Sohn des Satans, Du Ausgeburt der Hölle, soll ich Dir Dein Bischen Gehirn mit einem Korkzieher aus dem Kasten da reißen? Ist mein Finger ein Schraubenzieher? Soll ich mich alle Tage über Dich zu Tode ärgern?“ Und er gab dem schnell davoneilenden Kellner einen so derben Puff in den Rücken, daß er stolpernd in die nächste Ecke flog; dann aber lief der Schauspieler, der warm zu werden schien, wie ein angeschossener Eber auf und ab, sprühend vor Wuth, die aber durchaus nichts Gefährliches an sich hatte. Es war, als wenn er mir, der verwunderungsvoll auf sein Benehmen schaute, nur ein Vorspiel seiner Kunst geben wollte, und in der That, ich schwelgte in Genuß. Ich sah alles Andere vor mir, nur nicht einen gewöhnlichen Menschen.

Unterdessen, und während die zweite Flasche ihren duftenden Inhalt ergoß und auch schon dem Verbluten nahe war, hatten sich einige Gäste in dem Zimmer eingefunden, die in unserer Nähe einige Tische einnahmen, sich anscheinend über die umherliegenden Zeitschriften bückten und ein Glas Rothwein tranken, ihre Augen aber unverwandt auf den Künstler gerichtet hielten, der allein diese Neugierigen zu so ungewohnter Stunde in das Weinhaus gelockt zu haben schien. Am weitesten von uns entfernt aber hatte sich bescheiden und still der bleiche junge Mann niedergelassen, der gar nichts trank, aber mit durstigem Auge und gespannten Gesichtsmuskeln an jeder Bewegung des großen Mannes hing.

„Hier werden wir nicht viel Zeit haben, über unsere Angelegenheit zu sprechen,“ fing ich endlich an, als mehr und mehr Menschen kamen, obschon sie in scheuer Entfernung von unserem Tische blieben.

„Welche Angelegenheit?“ brummte der Künstler. „Hier giebt es keine Angelegenheit, als die Säfte Gottes zu schlürfen, die er zu unserem Labsal gekeltert hat — ha! eine neue

Flasche, Knecht Bacchus!" Mit diesen Worten rollte er die zweite Flasche dem fliegenden Kellner entgegen, die, unglaublich genug, geleert war, ohne daß ich bemerkt, wer und wie sie ausgetrunken, denn ihr Inhalt schien verschwunden zu sein, wie der Regen im Meere verschwindet.

Da, als die dritte gefüllt vor ihm stand, wurde er still, schlug die Arme vor der Brust über einander und senkte den edlen Kopf. „Wo sie bleiben!" murmelte er. „Ach! es ist kein Leben mehr in Berlin, keine Frische, kein Geist — sie sind todt, sie sterben dahin, vor mir und ich — bleibe allein. Schreckliches Loos! Und er knirschte mit den Zähnen und rollte die Augen, daß ich ihn besorgt anblickte, denn ich glaubte, er würde in Krämpfe verfallen. Um uns herrschte trotz der vielen Menschen eine Todtenstille, alle Augen und Ohren hingen an dem ungewöhnlichen Manne, der hier außerhalb des Schauspiels ein Schauspiel aufzuführen schien, welches alle Zungen gefesselt hielt.

Da schlug es fünf Uhr von dem nahen Kirchthurme. Herein in die Weinstube trat ein kleiner unbedeutender Mann und schaute sich rings um. Als er Devrient am Tische sitzen sah, schmunzelte er und trat näher, einen Finger auf die Schulter des Künstlers legend.

„Memento mori!" flüsterte er mehr, als er sprach.

Devrient drehte sich hastig um und schaute das kleine Männchen erschrocken an. „Pygmäe," rief er, „Du bist's? Ich dachte schon, es käme einmal ein Riese. Was willst Du mit Deiner Grabesstimme? Geh weg, Du bist in meinen Augen nur eine Krähe."

„Herr Devrient! Es ist fünf Uhr vorbei. Kommen Sie nicht bald?"

„Ja! Ich komme!"

Der kleine Mann verschwand. In einer Viertelstunde aber kam er wieder. Derselbe Auftritt, ähnliche Fragen

und Antworten wiederholten sich. Um halb sechs kam er noch einmal, endlich dicht vor sechs kam er zum letzten Mal, nun aber blieb er stehen, Mantel und Hut des Künstlers schon auf dem Arme tragend.

Devrient rollte die Augen wie Feuerräder, trank rasch zwei Gläser des feurigen Weines nach einander aus und stand dann auf. Er wurde still und lenksam wie ein Kind, blickte sich im Zimmer um, nickte mir zu, ließ sich den Mantel umhängen, den Hut aufsetzen und folgte dem kleinen Manne, der ihn am Aermel des Mantels festhielt und dicht neben ihm hinauseilte.

Diese sonderbare Scene, hörte ich später, wiederhole sich fast alle Tage, wenn der Garderobendiener, das war der kleine Mann, der Devrient anzukleiden hatte, ihn an seine Pflicht erinnerte und in das Schauspielhaus holte. Ich stand auch auf, bezahlte die vier Flaschen Madeira, die wir geleert hatten und folgte der Spur des Künstlers und seines Mentors auf der Straße.

Mir war in Folge der zuletzt verlebten aufregenden Stunden etwas beklommen zu Muthe; ich fürchtete für den dahin wankenden Schauspieler, denn ich konnte nicht glauben, daß ein Mensch, der eben beinahe vier Flaschen Madeira getrunken, im Stande sein könne, eine so schwierige Rolle, wie die des Franz Moor, mit Geist und richtiger Würdigung durchzuführen. Aber ich kannte Ludwig Devrient nicht. Mich beruhigte darüber auch sehr bald der junge bleiche Mann, der, als er sah, daß ich einen und denselben Weg mit ihm verfolgte, sich an mich anschloß, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

„Wollen Sie ihn auch auf den Brettern sehen?" fragte er mich zuvorkommend.

„Ja, mein Herr, das ist meine Absicht."

„Dann werde ich für uns Beide Billets lösen, Sie be-

kämen sonst keines mehr, denn es ist zu spät, das Haus ist voll. Ich aber bin hier etwas bekannt."

Und er ging rasch in das Billetverkaufsbureau und brachte bald die Marken heraus, die ich beide bezahlte, was er erst nach einigem Widerstreben gestattete. Aber der junge Mensch dauerte mich, er sah so sehr bekümmert und etwas ärmlich aus. Wir traten ein und fanden das ganze Haus bis unter die Dachbalken gefüllt. Mein Gefährte blickte sich rund um, und als er die Menge harrender Menschen wahrnahm, seufzte er laut auf und sagte halblaut: „Ich verdenke es ihnen nicht." Dann aber sich zu mir wendend, während wir schon auf unseren Plätzen saßen, fragte er mich: „Sind Sie nicht erstaunt gewesen, den großen Mann so viel trinken zu sehen?"

„Allerdings. Es scheint aber ein Bedürfniß für ihn zu sein, obgleich ich es für ein Unglück halte, denn es wird ihm das Leben kosten."

„Wie man es nehmen will. Vielleicht wäre er ohne jenen spirituösen Anreiz nicht so geistig groß. Für mich aber ist es ein sehr hoher Genuß, ihn bei der Flasche sitzen zu sehen und zu beobachten; ich lerne dabei sehr viel von ihm und würde sonst wenig Gelegenheit haben, ihn außer seinem Spiel studiren zu können; er ist so schwer zugänglich."

„Dann sind Sie wohl auch ein Schauspieler?"

„Ach ja, wenigstens ein Anfänger in dieser schweren Kunst, ein reisender Student, der sich seine Meister sucht, wo er sie findet, und Gott sei Dank, daß ich diesen gefunden."

„Und Ihr Name, wenn ich darum bitten darf?"

„Ach, mein armer Name wird Ihnen unbekannt sein, es kennt ihn noch Niemand, ich will ihn erst bekannt machen. Aber ich heiße Karl Seydelmann."

„Ich danke Ihnen, und was meine Person betrifft, so bin ich ein Arzt und heiße Stilling. Sie haben sich aber in Devrient einen tüchtigen Meister gewählt."

„Gewiß. Er demüthigt mich aber beinahe eben so sehr, wie er mich erhebt. Ich fühle mich so klein und winzig in seiner Nähe. Ihm hat die Natur Alles gegeben, Geist, Humor, Witz, Genie, herrliche Organe, eine bedeutende Miene und gelenke Glieder; mir dagegen hat sie dies Alles versagt, selbst eine unangenehme und klanglose Stimme habe ich zu besiegen. Und dennoch — wie wunderbar! — hat sie mir den unwiderstehlichen Drang in die Seele gelegt, ein Schauspieler zu werden — ich bin bisweilen recht betrübt über diesen schrankenlosen Durst nach einer so seltenen Ruhmesstaffel. Mein ganzes Leben besteht in weiter Nichts, als in ewigem Kampfe um die Kunst und das Handwerk. Ich will ein Künstler werden und doch scheine ich nur zum Maschinisten geboren. Aber ich will, ich will wahrhaftig noch triumphiren.“

„Mit diesem edlen Vorsatze werden Sie es schon zu Etwas bringen; Fleiß und guter Wille thun viel.“

„Freilich wohl — doch — geben Sie Acht, die Musik fängt an.“

Und die Musik fing an und nach ihr das Stück, Schiller's Räuber. Jedermann weiß, wie Devrient den Franz Moor, wie er jede Rolle spielte, ich brauche also darüber Nichts zu sagen. Ich war wie aus den Fugen meines Wesens gerückt, als ich ihn toben und wüthen sah, als ich ihn brüllen und flüstern hörte. Es war mir unbegreiflich, wie er die Dünste des Weines bemeisterte, die in seinem Gehirn und durch seinen ganzen Körper kreisen mußten; aber um so größer und gewaltiger erschien mir seine natürliche geistige Kraft.

Das Stück war zu Ende. Ich glaubte Devrient's Kräfte erschöpft und äußerte diese Meinung gegen meinen Nachbar, der sprachlos, mit offenem Munde und gefalteten Händen jedem Hauche des großen Meisters mit Bewunderung gefolgt war.

„Erschöpft?“ fragte er. „Da irren Sie sehr. Wenn Sie ihn nun in seiner ganzen Größe sehen wollen, so kommen Sie mit mir — jetzt haben sich seine Freunde versammelt und nun fängt sein eigentliches Leben erst an, denn die Nacht ist sein hellster Tag.“

„Wie und wo denn?“

„Im Weinhause, welches wir vorher verlassen.“

„Wieder im Weinhause? Trinkt er noch mehr?“

„Kommen Sie schnell und Sie werden es sehen.“

Wir traten nochmals in dasselbe Weinhaus ein, das jetzt beinahe vollständig gefüllt war; kaum erhielten wir einen Platz in einer Ecke an einem kleinen Tische. Gleich nach uns kam Devrient; langsam und bedächtig trat er ein. Anfangs sah er bleich aus, wie der Tod. Als er aber erst ein paar Gläser spanischen Weines getrunken hatte, fing er sich zu beleben an und sein Witz sprudelte nach allen Seiten, denn er saß schon inmitten einer Menge von Zechern, die, Künstler gleich ihm, beinahe eben so große Meister im Vertilgungskampfe gegen den spanischen Rebensaft zu sein schienen, wie er.

Da ging die Thür auf und eine gebrechliche Gestalt mit dem Gesicht eines Sterbenden, mehr gebückt kriechend als gehend, trat in die Mitte der aufschauenden Zecher. Der halbtodte Mann wurde mit einem lauten Halloh begrüßt und augenblicklich senkten sich ein Dutzend Flaschen in ein großes geschliffenes Glas, welches sofort ein Kellner auf den Tisch gestellt hatte.

„Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann,“ flüsterte mir Seydelmann zu. „Nun geht die Komödie los.“

Und eine Orgie begann, die ich nicht zu beschreiben wage und die überdies schon von Anderen hinreichend beschrieben ist. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich sah, was sie an Wein verschlangen, und meinen Ohren nicht, als ich hörte, was diese seltsamen Menschen sprachen.

Man mußte in ihre Sprache eingeweiht sein, um sie vollständig zu verstehen. Witz, Gelächter, Spott gegen Jedermann, wüthende Leidenschaft, Alles Eins aus dem Andern folgend, trat auf ihre Lippen und spiegelte sich auf ihren verzerrten Gesichtern ab; Einer befeuerte den Andern, Einer schien das Licht seines Geistes von dem Andern zu empfangen. Ich begriff jetzt, wie der junge Seydelmann hier Studien machen, und wie er sich, gleichsam von einer dämonischen Gewalt gefesselt, an die Spuren Devrient's gekettet fühlen konnte. Wir Beide sprachen fast kein Wort mehr, sondern waren nur Ohr und saßen wie versteinerte Bildsäulen da, gleich den vielen anderen Zuhörern. Aber um ein Uhr Nachts verließ ich das Weinhaus, denn mir schwindelte der Kopf vor grausigem Entzücken, ich sehnte mich nach Ruhe und frischer Himmelsluft, ich konnte die göttlich-satanischen Ausbrüche dieser leidenschaftlichen Trinker nicht mehr ertragen. Seydelmann blieb allein zurück. —

Am nächsten Morgen um zehn Uhr begab ich mich noch einmal zu Devrient. Sein Schatten stand schon wieder vor seiner Thür.

„Ach," redete er mich freundlich an, „sind Sie wieder da? Er schläft noch, Sie können ihn noch nicht sprechen. In einer Stunde erst kommt er zu sich. Gehen wir so lange spazieren, wenn Sie mir die Ehre Ihrer Begleitung gönnen wollen."

Und wir gingen langsam die Straße auf und nieder.

„Wie lange hat die Scene im Weinhause heute Morgen gedauert?"

„Bis vier oder fünf Uhr, ich habe nicht an die Zeit gedacht."

„Devrient ist ein großer Künstler, aber auf diese Weise möchte ich nicht seinen Ruhm auf meinen Schultern tragen. Er richtet sich mit Gewalt zu Grunde."

„Freilich. Aber wer kann es ändern? Er sagte mir einmal, er räche sich dadurch an dem Unverstande des Publikums, er müsse es gründlich verspotten, und er hat es verspottet, Sie haben es gestern gehört."

„Das ist eine seltsame Rache, womit er sich eben so wie das Publikum bestraft. Das kann er nicht ernstlich gemeint haben. Auch wundert mich dieser Ausspruch, denn das Publikum vergöttert ihn ja."

„Ach ja! Aber er hat es sich auch erst erobern müssen, ehe es sein Eigenthum geworden ist, wie wir Alle es müssen. Wenn Sie dies Publikum kennten, wie ich! Es ist so schwer, Jedermann zu befriedigen. Denken Sie sich nur auf die Bretter gestellt und tausend Blicke gleich glühenden Pfeilen auf sich gerichtet. Hier eine stierartig glotzende Dummheit, dort ein beißender Kritiker, da ein hohnlächelnder Spottdichter, und endlich das alberne Gesicht der verstandlosen witzesarmen Menge! Und da muß man seinen Kopf oben behalten, sich nicht aus der Fassung bringen lassen, nichts sehen, nichts hören, als den Souffleur, nur denken und sich nicht aus dem fremden Wesen hinauswerfen lassen, das man sich auf einige Stunden wie ein unbequemes Kleid übergezogen hat. O, und darin gerade ist Devrient so groß. Er sieht und hört nichts außer sich, er weiß gar nicht, daß Jemand um ihn ist, er sprudelt nur sein göttliches Innere heraus und kümmert sich nicht um die unwissende Menge, die er mit sich fortreißt, wohin er will und wohin er selber geht. Die Kunstrichter lacht er aus und die Beifall spendende Menge verachtet er.".

„Aber warum und für Wen spielt er denn?"

„Für sich, ganz allein für sich; das genügt ihm, denn er muß spielen, wie der Fisch schwimmen muß."

„Aber es giebt doch verständige Leute unter dem Publikum, deren Lob oder Tadel von Werth ist?"

„Ach, wie selten sind sie! Ja, wenn das Publikum immer einsichtsvoll, nachsichtig, selbst strebsam für seine eigene Bildung wäre, wie es bisweilen an manchen Orten gefunden wird, dann könnte man es lieben, für ein solches könnte man sich opfern, seinen Tadel würde man mit dem Bestreben aufnehmen, sich zu bessern und sein Lob würde uns in den Himmel tragen. Aber glauben Sie mir, wie ein Publikum einen Mann zum Schauspieler erheben kann, so kann es auch einen Schauspieler vernichten. Ich bin schon oft vernichtet gewesen, aber immer wieder habe ich mich an der ehernen Säule der Kunst aufgerichtet und werde mich so lange daran aufrichten, bis ich nicht mehr vernichtet werden kann."

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie diese Stufe bald und ganz erreichen."

„Ich danke Ihnen wahrhaft für diesen Wunsch. Jetzt aber lassen Sie uns umkehren, Devrient wird erwacht sein. Gehen Sie zu ihm hinauf und sagen Sie mir nachher, wie er sich befindet."

„Ich verabschiedete mich von dem jungen strebsamen Künstler und stieg langsam und nachdenklich die Treppe zu dem großen Meister hinauf. Seydelmann's Mittheilungen hatten mich ernst gestimmt und einen Blick in das arme Künstlerleben thun lassen.

Wie am gestrigen Tage lag Devrient auf seinem Sopha, wieder in seinen Hermelinmantel gehüllt. Er erkannte mich sogleich, obgleich er kaum den Kopf nach mir umwandte. Er schien mürrisch und wieder leidend zu sein.

„Ah, Sie sind es," sagte er. „Nun, wie habe ich Ihnen gefallen?"

„Ich habe keine Worte für meine Empfindung, Sie müssen mir schon die Kritik erlassen."

„Bravo! So liebe ich es. Der Mensch muß keine Worte haben, seinen Beifall auszusprechen, stumm will ich meine

Zuschauer, aber vor Bewunderung stumm. Wollen Sie mich nun noch für Ihren Herzog haben?"

„Nun erst recht, darum bin ich eben hier."

„Gut. Haben Sie aber auch gute Gesellschaft? Ich bin nicht gern allein."

„Sehr gute, feste und flüssige; nur die Männer, die gestern Abend um Sie saßen, kann ich Ihnen nicht versprechen."

„Es thut nichts, ich liebe auch die Abwechselung. So sei es denn, ich werde kommen. Ihre Adresse?"

„Hier ist sie."

„Ah! Leibarzt des Herzogs! Der Tausend, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Sie können mich in die Kur nehmen."

„Ich kann Sie nicht kuriren — Sie kuriren sich zu viel selbst."

„Haha! Das ist auch die beste Kur. Nun, ich werde Ihnen den Tag meiner Ankunft anzeigen."

„Sie werden mich damit verbinden. Darf ich auch den jungen Seydelmann einladen, zu uns zu kommen?"

„Den Seydelmann? Wozu? Das ist mir gleichgültig."

„Das darf Ihnen nicht gleichgültig sein. Er verehrt Sie, wie man einen Helden oder einen Gott verehrt."

„Hm! Er ist kein Held und hat von Gott nichts bekommen, um einer zu werden. Er verfolgt mich bei Tage und bei Nacht, er will von mir stehlen."

„Er will nur von Ihrem großen Funken ein kleines Fünkchen für sich nehmen und das können Sie ihm gönnen. Und er hat doch von Gott Etwas bekommen, was Sie zum Beispiel nicht haben."

„Ha! Was wäre das?"

„Einen eisernen Fleiß und ein redliches Zusammenhalten seiner Kräfte."

„Sie wollen mich meistern — aber Sie haben Recht,

er ist vernünftiger als ich. Das ist schon Etwas. Auch hat er einen zähen, durch Nichts zu erkaltenden Eifer. Das ist noch mehr. Und dann ist er jung — man kann es nicht wissen — o, ich gebe ihn nicht verloren — er kann steigen; ob er steigen wird, ist seine Sache. Lassen Sie ihn kommen, meinetwegen, mag er mir das Licht putzen, bis er das seine daran angezündet. Nun aber sind wir fertig. Lassen Sie mich allein, ich muß noch etwas träumen. Da haben Sie meine Hand — das ist mein Contrakt."

„Und hier ist die meine — das ist meine Unterschrift."

„So leben Sie wohl — bis auf Wiedersehen!" —

Seydelmann wartete gespannt vor der Thür. „Nun, wie geht es ihm?" fragte er theilnehmend.

„Er ist ziemlich wohlauf. Ich habe ihn für unsere Bühne in . . . . gewonnen."

„Ach! Und wann kommt er?"

„Um Weihnachten. Wenn Sie auch kommen wollen, so sollen Sie uns angenehm sein; bei uns sind denkende und strebende Künstler gern gesehen."

„Denkende und strebende Künstler — wie schön Sie das sagen. Ja, das bin ich; ob ich mehr werde, weiß Gott allein. Aber ich komme gern, um so lieber, wenn er da ist. Ich kann ihn in einer kleineren Stadt besser beobachten, als hier, wo ihn die gährende Masse verschlingt und er in Saus und Braus lebt."

„Er weiß es bereits, daß Sie kommen, ich habe es ihm gesagt."

„Wie? Er hätte von mir gesprochen?"

„Ja — und er hat Ihren Eifer gelobt."

„Sie machen mich glücklich mit dieser Nachricht. Das ist ein wichtiger Tag für mich, ich danke Ihnen. Sie gehen in die dortige Gegend der Stadt — ich hierhin. Leben Sie wohl. Ich muß noch heute von hier abreisen, Geschäfte rufen

mich anders wohin — ich bin wie der ewige Jude, bald hier, bald da. O, wenn ich einmal Ruhe und eine Heimat hätte! Also bis Weihnachten! Adieu!"

Ich reichte ihm die Hand, die er warm drückte und mich dann mit seiner kummervollen Miene dankbar ansah. Wie oft habe ich mich in späteren Jahren, als auch Karl Seydelmann ein großes Licht in seiner Kunst geworden war, woran er so lange und so eifrig, wie selten ein Künstler, gearbeitet, an die wenigen Worte erinnert, die er damals mit mir gesprochen, wie habe ich mich über seine Erfolge gefreut und seine Ausdauer bewundert, die ihn endlich an dieselbe Stufe getragen, wo so viele Jahre vor ihm sein unerreichter Meister ihn zu den höchsten Anstrengungen begeistert hatte! —

Als wir uns getrennt hatten, schlug ich den Weg nach der Leipzigerstraße ein, um der berühmten italienischen Sängerin meine Aufwartung zu machen. Wenn mir die zweite Hälfte meiner Aufgabe so gut gelingt, wie die erste, dachte ich, so kann ich auf einen guten Empfang zu Hause rechnen. —

Drittes Kapitel.

Die italienische Sängerin.

Das Haus, worin die Signora Sidi wohnte, war ein großes und schönes Privatgebäude in einer belebten und nur von wohlhabenden Leuten bewohnten Gegend der Stadt; schon hieraus allein konnte man schließen, daß sie sich in guten Verhältnissen befand. Die Hausthür war verschlossen. Ein einfach aber fein gekleideter Diener öffnete, nachdem ich die Klingel gezogen.

„Ist die Signora Sidi zu Hause?"

„Wer? Die Signora?" Er lächelte. „Ja, die ist zu Hause, aber —"

„Kann ich sie nicht sprechen?"

„Bedaure, der Kapellmeister Weber ist bei ihr, denn heute Abend singt sie und also empfängt sie außer ihm Niemanden."

„Wird keine Ausnahme gemacht, — gar keine?"

„Niemals, mein Herr. Morgen Mittag Punkt zwölf Uhr aber können Sie sie sprechen. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name findet nur mit meiner Person Eintritt — guten Morgen!"

Ich hatte also für's Erste einen Fehlschuß gethan — doch diese kleine Verzögerung schadet ja nichts, dachte ich. Morgen ist auch noch ein Tag, wollen wir uns also bis dahin gedulden. Aber sie singt heute Abend — da will ich sie mir zuerst ansehen und ihre Stimme hören — dann kann ich mit besserem Verständniß unterhandeln. Gedacht, gethan. Ich kaufte mir ein Billet, bekam aber nur eins für das Orchester, denn alle übrigen Plätze waren schon besetzt. Ich vertrieb mir den Tag durch einige Besuche bei alten Bekannten und ging spazieren, bis endlich die Theaterstunde herankam. Schon um halb sechs Uhr fand ich mich in dem großen Opernhause ein, aber ich war bei Weitem nicht der erste, nicht der hundertste, auch nicht der tausendste Zuhörer, denn viele Räume desselben waren schon dicht besetzt und die leergebliebenen füllten sich jeden Augenblick mehr und mehr. Ein wahre Fluth schaulustiger Menschen stürzte sich Hals über Kopf durch alle Thüren herein und verlor sich in den tiefen Winkeln und Schatten des weitläufigen Kunsttempels. Endlich waren alle, selbst die höchsten und hintersten Plätze, dicht gedrängt voll, und es gewährte, vom Vorhang aus rückwärts gesehen, einen merkwürdigen Anblick, als die Tausende ihre von Spannung und Kerzenglanz bleichen Gesichter auf einen Punkt gerichtet hielten und mit ihren blitzenden Augen einen und denselben Gegenstand zu erfassen und zu durchdringen sich bemühten. Ich selbst saß ganz vorn in einer dunklen Ecke zusammengedrückt, den Geist voller Erwartung, das Herz etwas bewegt, wie man es immer ist, wenn man einem bedeutenden Kunstgenusse sich so nahe befindet und im Stillen einen Maßstab für das unbekannte Große sucht.

Da fing die Ouvertüre an, jene Ouvertüre, die schnell und bedeutungsvoll das Reich der Hölle aufschließt und den bösen Geist mit seinem feurigen Antlitz herausblitzen und donnern läßt. Mir schauerte die Haut bei den romantisch

wilden, dämonischen Tönen. Solche Musik hatte ich noch nie gehört, und das Publikum mochte in gleicher Lage mit mir sein, denn es hielt sich so still, fast andächtig, daß auch nicht das leiseste Piano verloren ging. Da flog der Vorhang auf und die erste Scene stellte sich dar. Alle Zuschauer lauschten mit zurückgehaltenem Athem. Ich war ganz Auge und Ohr, nur manchmal pochte und jubelte mir das Herz vor lauter Lust. Der erste Akt war zu Ende. Ich war schon mit meinen Gedanken beim zweiten, wo, wie mir Jemand sagte, die Sidi erscheinen sollte, die ich im ersten vergeblich erwartet hatte. Da rauschte der Vorhang abermals in die Höhe. Zwei Damen befanden sich auf der Bühne, Agathe und Aennchen. Die Agathe soll die berühmte Sängerin sein. Ein allgemeines gewaltiges Brausen erschütterte das ganze Haus von oben bis unten, von hinten bis vorn; ich wußte erst gar nicht, was geschehen war und blickte mich verwundert nach allen Seiten um. Aber dreimal hinter einander erhob sich der Beifallssturm und schien nicht enden zu wollen. Da verstand ich erst, was diese Unterbrechung bedeute und wem sie galt. Ich schlug meine Augen auf und heftete sie auf die Bühne, mir diese Agathe anzusehen — aber hilf Himmel! Welche Erscheinung! Es war plötzlich schwarz vor meinen Augen geworden, denn ich sah — war das die Italienerin Sidi? Diese große, schöne Dame mit den herrlichen Formen, ein Gesicht wie Milch und Blut — blonde Locken in anmuthigster Fülle das liebreizendste Gesicht umspielend? Großer Gott! Nun sprach sie — mir stand das Herz still — alle meine Gedanken waren weg, Jahre weit zurückversetzt in die Jugend meines Lebens — denn wen erblickte ich? Meine theure, vielgeliebte Christel van Hees! —

Ich hörte nicht, was sie sagte, ich staunte sie nur mit namenloser Beklommenheit an, denn ich hatte beinahe die Besinnung verloren. Endlich fing sie an zu singen — glocken=

rein entwickelten sich die Töne aus ihrer Brust und schwebten klar und klingend bis hoch hinauf an die Decke des Saales — ich hörte nicht die Worte, ich sah nur die anmuthige Gestalt — verschlang nur den wollüstigen Ton dieses goldreinen Organs, welcher meine Seele noch mit süßer Erinnerung ganz und gar erfüllte — o Gott, o Gott! wie war mir zu Muthe! Krampfhaft preßte ich die Hand auf mein Herz und lehnte mich wie gelähmt in meinen Sitz zurück. Aber die Oper schritt rasch vorwärts — meine innere Bewältigung muß in der That sehr groß gewesen sein, denn sie hatte ein ganzes Stück des äußeren Vorganges verschlungen, wovon ich nachher kein Wort wußte.

Aennchen hatte schon ihre Grillenarie gesungen — ich hatte sie nicht gehört. Auch ihr „schlanker Bursch" war schon verklungen, ohne daß die reizvolle Musik mich wach gerüttelt. Ich hatte nur Augen für das eine Wesen, welches für mich jetzt allein in der Welt war und zu dem ich mich wie mit überirdischer Gewalt gezogen fühlte. Da blieb sie allein auf der Bühne — ein kalter Schauer überlief meine Glieder, als sie das herrliche Recitativ begann: „Wie nahte mir der Schlummer." Und ich betete mit ihr: „Ja, Liebe pflegt mit Kummer stets Hand in Hand zu gehen."

Alles, was sie da sagte, war wie aus unserem Leben genommen und lautete in meinen Ohren, als wenn sie die Worte allein zu mir sprach.

Als sie an das Andante kam: „Trauter Freund, wo weilest Du?" da glaubte ich sicher diese liebliche Frage an mich gerichtet — ich sprang auf, oder wollte aufspringen, allein ich faßte mich noch und blieb zitternd sitzen. Als sie nun aber endlich die Worte hervorjubelte: „Er ist's, er ist's!" da konnte ich mich kaum halten — es war, als hätte ich meinen Verstand und das Bewußtsein verloren, wo ich mich befand. Und als nun der Schluß der Arie sich näherte,

als sie dem Himmel für den Freund und sein Glück dankte, da war es mit meiner Fassung ganz vorbei, ich konnte nicht länger in dem engen Raume sitzen bleiben. Ich sprang wirklich auf — man machte mir Platz wie einem plötzlich Erkrankten, in dem Beifallssturme, der dem Gesange folgte, ließ man meine Störung unbeachtet — ich mußte hinaus, frische Luft zu schöpfen, denn mein Herz wollte vor Beklommenheit und Wonne zerspringen. So gelangte ich in's Freie. Gott sei Dank, es war finstere Nacht, Niemand konnte mich sehen — und das war gut, denn man hätte mich vielleicht für wahnsinnig gehalten. Ich streckte meine Hände gegen den klar bestirnten Himmel aus und fing laut zu schluchzen an, wie ein Kind. Dann lief ich auf und ab, kehrte wieder um und rang vergeblich nach Fassung. Klare, zusammenhängende Gedanken hatte ich nicht. Christel ist da — Christel lebt — Christel ist in meiner Nähe! Das war Alles, was ich in diesem erschütternden Augenblick denken konnte — aber! da fiel es mir erst auf die Seele — eiskalt überlief es mich: sie ist eine Sängerin, reich, angebetet, tausendfach umworben — was bist Du ihr — was hast Du ihr anzubieten, als ein armes, treues, redliches Herz — und was will das in dem lauten, glänzenden Strome der großen Welt sagen? Hat sie nicht vielleicht schon ein besseres gefunden? Ha! sie heißt Sidi — das wird der Name ihres Mannes sein! — Und ich stand still, starrte den Himmel an, als wollte ich eine Antwort auf meine Frage von ihm fordern, und glaubte auch mein Herz still stehen zu fühlen. — Wie schmerzlich mich diese selbstquälerischen Gedanken bewegten, wie lange ich mit wankenden Schritten unter den Linden auf und nieder ging, ich weiß es nicht — aber es muß lange gewesen sein, denn ich hatte die Berechnung für Raum und Zeit verloren. — Plötzlich hörte ich viele Wagen rasch mir zur Seite rollen, sah Menschenströme vom Opernhause sich daher bewegen

— da kamen mir Sinne und Nachdenken wieder. Ich stürzte wie im Fluge nach dem Hause zurück, welches seine übervollen Eingeweide langsam entleerte — jeden Augenblick glaubte ich sie, die Einzige, für die ich allein Gedanken hatte, heraustreten zu sehen, und doch kam sie hier aus der vorderen Pforte gewiß nicht heraus. Man drängte, man stieß mich — ich achtete es nicht.

„Wo ist sie?" fragte ich einen neben mir Stehenden.

„Wen meinen Sie? Ich verstehe Sie nicht."

„Die Sängerin meine ich, die — die —"

„Ah so! Da hinten, mein Herr, aus der letzten Thür kommen die Schauspieler heraus."

Ich lief wie ein Wahnsinniger um das lange Opernhaus herum. Schon sah ich von Weitem einen Wagen halten — mein Gott, mein Gott! ich kam zu spät heran, denn eben stiegen zwei Damen, dicht in Schleier und Tücher gehüllt, hinein, aber dennoch glaubte ich sie, die ich suchte, an ihren Bewegungen erkannt zu haben. Da fuhr der Wagen davon. Ich lief ihm nach — ohne mich lange zu besinnen, kletterte ich hinten hinauf — hielt mich krampfhaft irgend woran fest, da der auf dem Steinpflaster rasch rollende Wagen eine ungewohnte dröhnende Bewegung in meinen Füßen verursachte, wobei ich vergeblich meinen Hut zu fesseln suchte, den mir der Nachtwind entriß, als es pfeilschnell um eine Ecke ging. Unendlich schnell, so kam es mir vor, wurde ich nach der Leipzigerstraße getragen. Schon hielt der Wagen — und wirklich vor dem mir bekannten Hause. Ich wollte schnell herunterspringen, verwickelte mich aber mit den Füßen an irgend einem Gegenstande, so daß ich meine Absicht, die Wagenthür zu öffnen, nicht erreichte. Ein Diener aus dem Hause war mir schon zuvorgekommen. Ehe ich es für möglich hielt, hüpften die Damen leichtfüßig in das Haus —

da kam endlich auch ich — aber zu spät — denn ich stand dicht vor der eben krachend zugeschlagenen Thür.

Ich war außer mir — ich läutete wie ein Besessener, denn ich fürchtete, sie würden eben so rasch in das Bett hüpfen und mir abermals verloren gehen — siehe, da öffnete mir derselbe Diener, den ich am Morgen gesprochen, auch diesmal die Thür.

„Mein Herr," sagte ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich sprach, „lassen Sie mich ein, ich muß die Sängerin sprechen —"

Der Mann blickte mich betroffen an, wie ich mit fliegenden Haaren, die der Wind mir vom Kopfe geweht, vor ihm stand, zumal meine Stimme heiser und hohl klang, denn die Zunge klebte mir am Gaumen — ich war zu tief bewegt.

„Ich darf Sie nicht einlassen —"

„Ich muß aber hinein — ich bin — ich bin ein Verwandter von der Dame."

„Ihr Name?"

„Stilling, Doctor Stilling — sagen Sie ihn ihr."

Der Diener sprang die Treppe hinauf, ich aber war mit großen Sätzen hinter ihm her — erreichte mit ihm zugleich das Zimmer — die Damen legten eben ihre Mäntel ab — „Christel," rief ich, weinend vor Freude — „Christel! Kennst Du mich nicht?"

Da, großer Gott! trat sie, angstvoll und doch sichtbar vor meiner Stimme erbebend, einen Schritt zurück — stieß einen merkwürdigen Ton aus, wie ich ihn nie so ungestüm von ihr gehört, öffnete die Arme, trat mir wieder einen Schritt näher und — einen Augenblick später — ruhte ich an ihrem Herzen, das so lange nicht in der Nähe des meinigen geschlagen hatte.

Aber noch einen, beinahe noch heftigeren Schrei hörte ich da in meiner Nähe ertönen — denn er kam aus einer kolos-

saleren Brust, in der aber auch ein Herz voll Liebe und Treue schlug. Ich blickte auf, strich mir die verworrenen Haare aus der Stirn — da riß sie mich schon an sich, meine alte gute Grete, und drückte mich so fest in ihre Arme, wie sie einst den Knaben gedrückt, und schrie und weinte und tobte, daß endlich auch ich und Christel laut zu weinen anfingen, die mich schon wieder umfaßt hielt, bis endlich unser erstes ungestümes Entzücken ausgetobt war und wir alle Drei, einige Ruhe erlangend, zu Worten kamen, uns wiederholt anstarrten und doch kein vernünftiges Wort finden konnten, um unser ganzes Erstaunen, unsere Verwunderung, unsere Freude auszudrücken. —

Erst nach und nach gelangte ich dazu, meinen Freundinnen den Zusammenhang unsers merkwürdigen Wiederfindens zu erklären, freilich nur in abgerissenen Worten und mit Ausrufungen des Staunens untermischt, denn zu einer ruhigen Darstellung des Vergangenen und Gegenwärtigen kam es am ersten Abende nicht; wir betrachteten uns nur gegenseitig mit allen möglichen Zeichen der Rührung und Freude, drückten uns wiederholt die Hände und konnten nicht genug den Zufall oder die Vorsehung preisen, die uns dieses unverhoffte Glück bereitet hatte.

Eben so wenig nun, wie ich weiß, was wir in den rasch vorübergehenden Stunden dieses Abends sprachen, so wenig weiß ich auch, wann ich nach Hause ging; doch war es schon sehr spät in der Nacht, und als ich in meinem Gasthofe angekommen, war es für mich noch lange nicht Schlafenszeit, denn ich schritt in der tiefsten Bewegung und mit Gott und mir zu Rathe gehend, im Zimmer auf und nieder. Erst als der Morgen in mein Fenster hereinleuchtete, legte ich

mich auf das Bett, um dennoch weder Schlaf noch Ruhe zu finden.

Am nächsten Tage aber war mir schon in aller Frühe ein neuer Besuch gestattet. Als ich in das Zimmer trat, in welchem am Abende vorher unsere Begegnung stattgefunden hatte, fand ich nur Grete vor, Grete in einem rauschenden seidenen Kleide, ihre Augen leuchtend wie die einer Löwin, die ihr geliebtes und verlorenes Junge wieder gefunden hat und nicht die Zeit erwarten kann, um es immer wieder von Neuem zu liebkosen und zu hätscheln.

Und wie sah unsere gute Grete sonst aus? Ernst Goy wenigstens würde entzückt gewesen sein, sie so herrlich und kräftig, frisch und fröhlich wiederzusehen, denn ihre kernige Gesundheit und ihr heiterer Sinn hatten ihr einen großen Theil der Jugend bewahrt, den Frauen in ihrem Alter gewöhnlich schon zu verlieren anfangen, nur an Leibesfülle, obgleich dieselbe ihr nie gefehlt, hatte sie sichtbar noch mehr zugenommen, sonst jedoch waren ihre frischen Farben, ihr herzliches Lächeln, ihre raschen und beinahe heftigen Bewegungen dieselben geblieben.

„Du triffst mich allein, mein lieber, kleiner, theurer Fritz,“ sagte sie. „Das liebe Kind, die Sidi, kann mit ihrer Toilette heute kaum zu Stande kommen, sie will so schön wie möglich aussehen, um in den Augen ihres alten Freundes Nichts verloren zu haben.“

„O, sie sieht immer schön, immer reizend aus; aber um's Himmels willen, Grete, sage mir, warum nennst auch Du sie Sidi?“

„Mein Gott, mein Gott, Du liebes Kind, wo hast Du die Ohren gehabt? Das hat sie Dir ja selbst gestern schon drei Mal erzählt.“

„Erzähle es mir zum vierten Male, damit ich es nicht

wieder vergesse — sieh, mein Kopf schwirrt von Allem, was ich höre und sehe."

„Ich danke freundlich für die gute Meinung. Aber was ist denn Merkwürdiges daran? Sidi ist ganz einfach ihr Name, wie Christel, denn sie ist Christine Sidonie getauft. In Italien nun hat man sie so genannt, weil sich da alle Namen auf i endigen; als wir nach Wien kamen, fanden wir sie so angemeldet, und weil sie ihren wahren Namen van Hees nicht in den Blättern und auf den Zetteln führen will, so läßt sie sich jetzt allgemein so nennen. Und wie, ist es nicht ein ganz passender Name für dieses sanfte, süße Geschöpf? Ich wenigstens finde ihn so hübsch und wohlklingend, daß ich sie selbst so nenne."

„Also so hängt es zusammen! Ach dieser Name ist gewiß an unserer langen Trennung schuld, wie konnten ich und Ernst Goy das wissen?"

„Ernst Goy? Was ging den die kleine Sidi an?"

„Wie? Konnten wir Dich denn nicht auch bei ihr vermuthen? Du warst ja stets seine Flamme, Du weißt es ja — sieh, wie roth Du plötzlich wirst —"

„O, o, schweig mir von ihm!" rief sie und hielt sich die Hände vor das ehrliche Gesicht, dessen Blut aus allen Poren springen zu wollen schien. „Er kennt mich jetzt gewiß nicht mehr, denn ich bin alt und häßlich geworden, und er wird längst eine Andere in seinem flüchtigen Herzen aufgenommen haben."

„Nein, meine gute Grete, Du verläumdest Dich mit diesen Worten selbst und Deinen so ehrlichen und getreuen Freund. Du bist nicht häßlich, durchaus nicht, selbst mir gefällst Du noch eben so gut, wie vor zehn Jahren; und was Deine runde und volle Figur anbelangt, so wisse, auch unser guter Freund hat einen ähnlichen Umfang erreicht."

„Wirklich? Es wäre so? Ei, wie hübsch!" Und sie

lachte mich so überglücklich und schelmisch an, daß ich zum ersten Male nach so langer Zeit ihr wahres Gesicht wieder zu sehen glaubte. „Höre, Fritz," fuhr sie fort, „sage mir die ganze Wahrheit — ist er wirklich nicht verheirathet?"

„Nein, Grete, er wartet auf Dich, wie ich auf —"

Da ging die Thür auf und meine theure Christel stand in strahlendster, duftigster Morgenfrische vor mir. Ich war wie geblendet von dieser lieblichen Erscheinung, so, daß ich unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Christel — was sehe ich! — Du bist eine große Schönheit geworden!"

Aber schon hatte sie mir ihre weiche Hand auf den Mund gedrückt und zog mich neben sich nieder auf das schwellende Sopha.

„Lobe mich nicht, ich bitte Dich, mein lieber, lieber Freund, lobe Du mich am wenigsten. Das muß ich so oft hören, alle lügenhaften Blätter sagen es, so daß es mir am Ende selbst zuwider geworden ist. Ach, mein Freund, ja, jetzt sehe ich Dich wieder, ganz wie damals, Du bist derselbe und doch sehr, sehr verändert. Deine treuen Augen, Dein freundliches Lächeln, Deine mir so lieben Züge sind alle die alten, aber Dein ganzes Wesen ist dennoch so ganz, ganz anders, denn Du bist männlicher, fester, ruhiger und doch —"

„Nun was — sage es dreist —"

„Mit einem Worte, Du bist ein vornehmer Mann geworden —"

„O — und weiter Nichts?"

„Was weiter? Du bist ja immer noch mein kleiner guter Fritz, obgleich Du einen solchen — sieh, ich zupfe Dich daran — einen solchen Backenbart bekommen hast."

Ich ergriff die rosigen Finger, die mich zaus'ten, und küßte sie herzlich. „Aelter bin ich geworden, willst Du sagen, das ist das Ganze."

„Sprich nicht von unserem Alter, mein Freund, denn

sieh, ich bin ja mit Dir zugleich im Leben vorgeschritten. Der Zeit nach, die wir mit einander verlebt, sind wir aber noch sehr jung, und ich glaube, um aufrichtig zu sprechen, wir können Beide mit unserm Aussehen zufrieden sein. Nun aber laß alle Redensarten darüber fallen und erzähle mir zunächst Deine Geschichte."

„Nein — halt!" rief Grete. „Ich muß erst die Chokolade besorgen — und seine Geschichte muß ich auch hören."

„So erzähle Du die Deine zuerst, liebe Christel, denn die kennt Grete und sie braucht nicht dabei zu sein."

„Ach, meine Geschichte, mein lieber, lieber Freund, ist kurz und sehr bald erzählt. Also **1811** — wohl weiß ich das Jahr, denn ich habe es mir tausendmal vorgezählt, sahen wir uns zum letzten Male in Potsdam. Weißt Du es noch? Denkst Du noch an unsern Spaziergang über die lange Brücke, die über die schöne blaue Havel führt, auf der wir Beide seufzten? Nun ja freilich, da schied ich mit großen Schmerzen von Dir. Wir kamen nach Prag, wo ich Unterricht nahm. Leider starb daselbst, das weißt Du, zwei Jahre später mein guter Pflegevater. Ich wurde ein Mitglied derselben achtbaren Familie, bei der ich auch hier wohne — denn sie ist nach Berlin gezogen — sie war immer eine Künstlerfamilie und hatte mich liebgewonnen. Mit ihr ging ich **1816** nach Wien, wo wir nur kurze Zeit blieben, und dann nach Italien, wo ich vier Jahre mit ihr verlebte."

„Und sangst Du auf dem Theater?"

„Nie, mein Freund, nie; keine Gewalt hätte mich dazu vermocht — ich war traurig und hatte ganz andere Gedanken im Kopfe. Ich trieb die Musik nur zu meiner und einiger wenigen Freunde Lust, denn ich bedurfte nicht der Unterstützung der Welt, da ich im Jahre **1814** die Erbin meines Pflegevaters wurde, nachdem seine beiden Söhne in Frankreich gefallen waren."

„Wie? Woher erfuhr man denn Deinen Aufenthaltsort?“

„Der Advokat des Herrn van Hees in Amsterdam wußte ihn immer; bei ihm war auch sein Testament niedergelegt, welches mich zur einzigen Erbin bestimmte, wenn seine Söhne ohne Nachkommen sterben sollten.“

„Der gute, alte, vorsichtige Mann!“

„Ja wohl gut und vorsichtig, ach! er war mehr als ein Vater gegen mich!“

„Gegen uns Alle, liebe Christel — vergiß mich nicht bei der Erinnerung an ihn — ich habe ihm ja so viel zu danken!“

„Freilich! Und wie oft hat er von Dir gesprochen — was hat er nicht Alles von Dir gehofft!“

„Was denn gehofft?“

„O — laß mich fortfahren und sieh mich nicht so wunderbar fragend an — da kam ich also vor zwei Jahren wieder nach Wien. Hier traf ich Weber abermals, den herrlichen, vortrefflichen Meister. Er überredete mich mit endlosen Bitten, vor mehreren Fürsten zu singen, und ich sang, weil ich ihm den Gefallen thun wollte, seine schöne Musik von fremden Ohren vernehmen zu lassen. So trieb er mich durch seine Bitten nach und nach zu immer größerer Oeffentlichkeit, bis er mich endlich bewog, hier in Berlin seine Agathe zu singen. Da hast Du meine ganze kleine Geschichte, und nun bitte ich mir die Deinige aus!“

„Nein, noch lange nicht, Grete ist ja noch nicht wieder da. Du bist also keine wirkliche Sängerin von Profession, wie man sagt?“

„Wie meinst Du das?“

„Du hast Dich nicht für's ganze Leben der Kunst geweiht?“

Sie lächelte, faßte meine Hand und drückte sie zwischen den ihrigen. „Doch, mein Lieber, gewiß, der Kunst habe

ich mich für immer geweiht — o, warum so ernst — habe ich Dir weh gethan?"

„Nein, nein, aber —"

„Ob ich mich der Bühne geweiht habe, meinst Du? — Ja, — sieh — das weiß ich selbst noch nicht — das hängt von Umständen ab, die —"

„Hier ist die Chokolade, Kinder!" rief Grete, glühend vor Freude und Eifer, und brachte sie selbst herein, damit Niemand unser trauliches Beisammensein störe, selbst nicht die vertraute Dienerin, die sie schon seit Jahren auf ihren Reisen begleitete. „Nun, Ihr seid ja so still? Wie weit seid Ihr in Eurer Geschichte gekommen? Aber so sprecht doch, ich will jetzt auch etwas hören. Aha, Ihr wollt erst trinken und essen, das ist recht; wir Frauen wenigstens sind beide hungrig, denn wir haben gestern vor Freude unser Abendbrod im Stiche gelassen."

Wir folgten ihrer freundlichen Einladung und aßen und tranken; dann aber fing ich meine Geschichte zu erzählen an, die der Leser eben so gut kennt, wie ich.

„Wie?" unterbrach mich Sidi gleich im Anfange, „und Du hast nie einen Brief von mir empfangen?"

„Nur einen einzigen, den nach des Pflegevaters Tode, und selbst den erst im Jahre 1816, während er schon 1813 geschrieben war. Sonst keinen. Es ist mir aber sehr erklärlich, daß sie verloren gingen, denn anfangs hatten wir Krieg und dann wechselte ich stets den Wohnort."

„Aber wo wohnst Du jetzt? Denn gestern sagtest Du mir schon, daß Du nur auf einer Reise in Berlin wärest."

„Das ist für eine Weile noch mein Geheimniß. Höre mich ruhig an." Als ich aber in meinem Berichte zu den Zwillingsbrüdern kam, war meine Freundin auf das Höchste erstaunt. Sie kannte sie zwar nicht persönlich, denn die Söhne des Majors van Hees waren von zartester Jugend an

in einer Erziehungsanstalt gewesen, dennoch nahm sie den innigsten Antheil an ihrem frühen Tode.

Als ich des Herzogs Erwähnung thun mußte, nannte ich seinen Namen nicht, denn ich wollte jetzt noch nicht das Gespräch auf den eigentlichen Zweck meiner Reise bringen, den ich zum Theil schon fast ganz aus den Augen verloren hatte. Auch über meine langen Nachforschungen nach ihrer Person war sie höchst überrascht; während ich in Prag und Wien nach ihr suchte, war sie schon über die Alpen gegangen. Ich verschwieg ihr auch nicht meinen tiefen und jahrelangen Kummer, da sie so lange Jahre meinen Blicken entschwunden blieb, und ich fand den süßesten Lohn dafür in ihren thränenden Augen und ihren mich wiederholt liebkosenden Händen.

Endlich war ich fertig und beide Frauen saßen mir stumm gegenüber, die merkwürdigen Ereignisse bedenkend, denen mein Leben von frühester Jugend an zur Beute geworden war.

„Warum aber kamst Du vorgestern nach Berlin?“ fragte endlich Sidi.

„Das ist eine ernste Sache, meine schöne Freundin, eine sehr ernste. Zunächst wollte ich den berühmten Devrient zu einigen Gastrollen für meinen Herzog gewinnen. Und das ist mir gestern vollkommen gelungen.“

„Und dann?“

„Dann — dann habe ich noch ein anderes sehr wichtiges Geschäft hier. Aber sage Du mir zuerst, warum Du nicht die vorher von Dir erwähnte Einladung des Herzogs nach ... angenommen, der Dir so viel Ehre, Gold und Auszeichnung geboten hat?“

Grete sah mich verstohlen und bedeutungsvoll an, als begriffe sie, was ich noch verbarg. Sidi hatte ihre Gedanken mehr auf andere Dinge als auf meine Frage gerichtet.

„Ach, mein Freund,“ erwiderte sie, „nach Ehre und Auszeichnung geize ich eben so wenig, wie nach Gold. Ich brauche

das Alles nicht. Geld habe ich überdies selbst genug. Sieh, ich liebe die Kunst sehr, fast so sehr, wie ich — wie ich — das Leben selbst und alle Güter darin liebe. Also darum brauche ich nicht nach ... zu gehen. Auch will ich nicht wie eine reisende Künstlerin alle Residenzen besuchen, um mich bewundern und anstaunen zu lassen, ich will nur dahin gehen, wohin es mir selbst zu gehen beliebt, wo ich Freude und Genuß am Leben habe. Ach! und das finde ich am wenigsten in Residenzen; denn ich liebe bei Weitem mehr die stillen, friedlichen, kleinen Städte, in denen man nicht gezwungen ist, nach dem Gefallen Anderer zu leben. Sodann aber hat man mir vor jenem Herzog besonders Furcht eingeflößt. Er soll ein stolzer, harter, gewaltthätiger Mann sein, ohne Weib und Kind, also ohne das eigentliche Männerherz. Sein Hofstaat soll nur aus Soldaten und Aristokraten bestehen, für die die Künste immer nur ein kindisches Spielwerk sind. Diese Herren liebe ich aber ganz und gar nicht. Sie denken immer, das Recht zu haben, uns arme Künstler, die wir ihnen zur Unterhaltung etwas vorsingen, nur nach ihrer Weise, das heißt etwas täppisch, bewundern zu dürfen. Ich will von diesen sogenannten vornehmen, aber in der That recht gewöhnlichen Herren gar nicht bewundert sein. Denn sie bilden sich stets auf ihre sehr geistreiche Art ein, alle Künste und Künstler in der Welt seien einzig und allein da, um ihnen ihre langweiligen Stunden weniger langweilig vorüberfliegen zu lassen. Einen höheren Zweck geben Wenige von ihnen zu. Wie sie sich selbst für den Mittelpunkt des geselligen Lebens betrachten, so betrachten sie alle übrigen Menschen, und namentlich uns Künstler, als die einzelnen, kleinen, herumschwirrenden Punkte und Pünktchen in der großen Peripherie, die sich allein zu ihrer Belustigung in tausend abwechselnden Gestalten um ihre Axe dreht. Die Kunst und die Uebung der Künste an sich ist ihnen kein Beruf, und

veredelt die Menschen in ihren Augen durchaus nicht, — im Gegentheil, sie glauben uns geschaffen als Wesen gemeinerer Art, die für sie in der Welt sind, wie z. B. das Wild zum Schießen und die Pferde zum Reiten. Nein, nein, diese Auffassung unseres Daseins liebe ich nicht; ich liebe aber die Kunst und ehre die Künstler, und darum will ich als Künstlerin auch geehrt sein."

„Hierin hast Du auch Recht, und ich stimme Dir bei. Aber so arg ist es wohl nicht in der Welt, wie Dir die Aristokraten geschildert sind."

„Ach, mein Freund, glaube mir, sie haben sich mir selbst am trefflichsten oder vielmehr am schlechtesten geschildert. Gerade wir können sie kennen lernen, wenn wir sonst wollen; ich für meine Person aber sehe sie sehr gern — in großer Ferne. Frage einmal Weber, der hat auch Erfahrung darin."

„Ich glaube Dir. Aber glaube auch mir, es giebt unter den Aristokraten auch vortreffliche, gebildete und liebenswerthe Menschen —"

„Das glaube ich Dir gern, Gott wird sie nicht alle bös und dumm erschaffen haben —"

„Und namentlich unter den Hofleuten des Herzogs von... ist es so schlimm nicht. Allerdings hat er keinen großen Hof von Damen um sich, denn er ist unverheirathet, aber dafür umgeben ihn verständige Männer, die die Kunst in jeder Richtung zu würdigen wissen."

„Kennst Du ihn und seine Umgebung denn so genau?"

„Gewiß kenne ich ihn, und jetzt erfahre denn mein Geheimniß. Ich bin sein Leibarzt und diesen Augenblick sein geheimer Abgesandter, der nur Deinetwegen hierher gekommen ist, um Dich seiner Bühne zuzuführen."

Sidi öffnete ihre schönen blauen Augen weit und starrte mich mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Ist es möglich,“ rief sie, „Du bist sein Leibarzt?“

„Ja, und sogar der Geheimerath Dr. Stilling — und hier stehe ich, um Dich zu bitten, den Wunsch meines Herrn zu erfüllen und ein paar Mal vor ihm und seinem Hofe zu singen. Wirst Du auch mir diese Bitte abschlagen?“

Sidi lächelte, schlug die Hände zusammen und schaute mich liebevoll an. „Sieh, Grete,“ sagte sie, „er ist Geheimerath, darum sieht er so vornehm aus — das ist also die Veränderung an ihm — wir gratuliren, Herr Geheimerath!“ Und herzlich lächelnd umarmte sie mich und Grete folgte ihrem Beispiele.

„Ich bitte aber um eine Antwort, mein Fräulein!“

„O, o, wie das aus Deinem Munde klingt! Laß uns die Alten sein; so, der Bund ist wieder hergestellt und nun meine Antwort. Du hast gar nicht nöthig, mich lange zu bitten, den Wunsch Deines Herrn zu erfüllen; wenn Du bei ihm bist, so gehe ich ganz von selbst und würde — um es Dir nur doch zu sagen — sogar gegangen sein, wenn Du mich auch nicht gerufen hättest, denn Deine Anwesenheit in... ändert meine ganze Ansicht der Dinge. Ich will ihm sogar aus freien Stücken etwas singen, weil er Dich so ausgezeichnet hat —“

„— Mich an Dich zu senden, nicht wahr?“

„O, wie Du auch häßlich sein kannst. Nein, nein, ich meine es ernstlich, sag' ihm das. Aber nur Deinetwegen komme ich, nicht seinetwegen —“.

„Das ihm zu sagen, werde ich mich wohl hüten.“

„Sag' ihm, was Du willst, ich komme jetzt gern, denn ich habe ja einen Freund an Dir unter der Menge, und Du wirst ja wohl auch einige Freunde haben, die mir wohlwollen?“

„Und was für welche! Also abgemacht?“

„Vollständig abgemacht — hier meine Hand oder alle

beide darauf. Solchem Gesandten schlage ich nichts ab. Wann aber soll ich kommen? Bis Weihnachten muß ich hier bleiben."

„So komme zu Weihnachten — ich werde Dir selbst eine Wohnung einrichten."

„O, wie freundlich Du bist — und bei wem werde ich wohnen?"

„Bei wem sonst, als bei mir, wenn Du nicht ein fremdes Haus vorziehst?"

„Bei Dir!" rief sie, und eine sammetartige Blässe bedeckte plötzlich ihr sonst so rosiges Gesicht. „Bist Du denn verheirathet?"

„Verheirathet? Wie Du so böse fragen kannst! Würde ich Dir das nicht gleich gesagt haben, würde ich überhaupt je wieder vor Deine Augen getreten sein? O nein, meine Liebe, meine Mutter wohnt aber bei mir."

„Deine Mutter — Deine blinde Mutter?"

„Sie selbst, und o! wie sehnt sich sich nach Deiner Stimme, Deinem Umgange und dem Glücke, Dich an ihr Herz zu schließen —"

„Wie? Sie kennt mich ja nicht —"

„Doch — doch, bin ich nicht ihr Sohn? Habe ich nicht von Dir oft genug gesprochen —?"

„O mein Freund, mein theurer Freund! Du beschämst mich. Aber das ist ja eine ungeheure Ueberraschung," rief sie, sprang auf und klatschte umherhüpfend in ihre reizenden Hände. „Deine Mutter ist da, Deine Mutter — o wie köstlich, wie köstlich! Nun komme ich noch einmal so gern — ja, hier hast Du mich, mich ganz, mit beiden Händen schlage ich ein. Ach, wäre es doch erst Weihnachten!"

„Die Zeit vergeht schnell, Christel, sie ist uns ja bis heute nicht einmal lang geworden —"

„Wie? Meinst Du das ernstlich?" Und sie sah Greten

an und lächelte, indem eine Thräne über ihre Wange rann, die sie mir aber rasch verbarg, indem sie mir warm die Hand drückte.

„Du hast also ein Haus, worin Du mich aufnehmen kannst?"

„Dich und Grete und Deine Dienerin — denn ich wohne in einem großen Hause bei meinem alten Freunde Lehmann, der eine allerliebste Frau und zwei reizende Kinderchen hat. Sie ist fast so hübsch wie Du —"

„O, Du bist ein Lügner —"

„Und," fuhr ich fort und warf Greten einen verstohlenen Blick zu, „dann ist noch Einer bei mir, der sich Ernst Goy nennt und der für sich allein ein kleines freundliches Haus bewohnt —"

„Was! Er ist auch da?" rief Christel und blickte ebenfalls die gute Grete an, die mit offenem Munde meiner neuesten Mittheilung lauschte.

„Ja, er ist auch da — ihm aber spiele ich einen Streich, ihm allein sage ich nicht, daß ich Euch gefunden habe, bis er Euch sieht —"

„Vortrefflich, vortrefflich! Grete! höre —"

Aber Grete war schon zum Zimmer hinaus gesprungen, die Röthe ihrer Wangen und mit ihr die freudigen Gefühle zu verbergen, womit meine Erzählung sie überschüttet hatte.

Viertes Kapitel.

Meine zweite diplomatische Sendung.

Die wenigen Tage, die ich bei meinen unerwartet wiedergefundenen Jugendfreundinnen verlebte, flossen in raschem Strome dahin; wir waren fast immer bei einander und genossen mit vollen Zügen das lange entbehrte Glück, das größte, welches Menschen, die sich lieben, genießen können, sich zu jeder Stunde des Tages zu sehen, mit einander traulich zu verkehren und die Vergangenheit mit allen ihren Kämpfen und Freuden noch einmal in der Erinnerung zu durchleben.

Ich hörte Sidi auch noch einmal die Agathe singen, aber mit mehr Ruhe und Aufmerksamkeit als das erste Mal. Diesmal aber irrte ich mich nicht, wenn ich annahm, sie richte ihre Worte in jener schönen Arie an mich, denn sie wandte in der That nur nach mir ihr Auge, als sie von ihrem Freunde sang, weil sie genau wußte, wo ich saß, da ich in ihrer eigenen Loge meinen Platz genommen hatte.

Doch die Zeit des Scheidens kam rasch heran. Noch einmal nahmen wir von einander Abschied, in der Hoffnung aber, uns nach dem nächsten Zusammentreffen nicht sobald wieder aus den Augen zu verlieren.

Von Christel's und Gretens besten Wünschen begleitet, flog ich von ihrer eigenen Thür aus mit Courierpferden in meine Heimat zurück. —

War ich ganz glücklich auf dieser Reise? Ich weiß es nicht. Die menschliche Schwäche, ein Anflug krankhafter Einbildung, die uns bei so vielen unserer Unternehmungen verzweifeln läßt, wo wir gerade hoffen sollten, war auch hier meine Begleiterin. Wohl hatte ich sie, die aller meiner sehnsuchtsvollen Herzenswünsche Brennpunkt war, wiedergefunden — aber — hatte ich sie wiedergewonnen, um sie für mich allein auch ewig zu behalten? Noch lange nicht. Noch verfolgte sie ihren eigenen Weg, und der führte sie weit von dem meinigen entfernt, in eine ganz andere Lebensrichtung. Durfte ich sie ihrem erhabenen Ziele abwendig machen? Durfte ich mit meinem kleinen Trabantenlauf ihre große Kometenbahn durchkreuzen? Ach! dieser Gedanke verbitterte mir alle meine in diesem Augenblicke so süßen Gefühle, und voll von diesen trüben Gedanken kam ich zu Hause an. Gegen Niemand, selbst gegen meine Mutter nicht, sprach ich von dem glücklichen Erfolge meiner Reise, ehe der Herzog selber ihn wußte.

Aber kaum auf meinem stillen Zimmer angelangt, vernahm ich wunderbare und unvorhergesehene Dinge. Während meiner zwölftägigen Abwesenheit hatte sich Vieles ereignet, was mich neuerdings betrüben und erschüttern sollte; große Veränderungen waren vorgefallen; das ganze Land, die ruhigsten, besonnensten Bewohner nicht ausgeschlossen, befand sich in unverkennbarer und trauriger Aufregung.

Schon lange vor meiner Abreise nämlich hatte man in allen Kreisen der Hauptstadt im Geheimen davon geflüstert, wie ich früher schon angedeutet, daß in den höchsten Regionen unserer Regierung nicht Alles so sei, wie es sein müsse. Personen sollten sich des fürstlichen Ohres und Herzens be-

mächtigt haben, die man eben so wenig genügend geprüft hatte, wie man ihnen Gutes und Rechtliches zutraute — Personen, denen man ganz andere Beweggründe ihres Handelns und Wirkens zuschrieb, als sie im Allgemeinen blicken ließen. Man sprach sogar noch deutlicher und sagte: der katholische Bischof, ein zwar sehr kluger und umsichtiger, aber dafür auch um so fanatischerer, für die kirchliche Oberhoheit leidenschaftlich begeisterter Mann, dabei listig, ränkesüchtig, ehrgeizig und rücksichtlos, bedränge den Fürsten mit Neuerungen bedenklicher Art und habe ihm Personen zum näheren Umgange empfohlen, die, der katholischen Religion angehörig, mehr Kreaturen seiner herrschsüchtigen Pläne seien, als für das Wohl des Landes wünschenswerthe Räthe und ein wohlthätiger Umgang für den von religiösen Netzen umstrickten Herzog. Dieser Bischof war ein Landeskind, obgleich von ziemlich unbedeutendem Herkommen, jene dem Herzog untergeschobenen Günstlinge aber nicht; kein Mensch wußte, woher sie ihren Ursprung leiteten, wer sie wären und also noch weniger, ob sie die bedeutungsvolle Gunst des gemißbrauchten Herzogs und das Vertrauen seiner Unterthanen verdienten. Allmälig und langsam, aber fest und unbeirrt in seinen Entwürfen vorschreitend, hatte der Bischof dem Herzog jene Männer immer näher gebracht. Beide waren ihm, schon vor meiner Reise, erst im Geheimen, dann öffentlich zugeführt, und Beide hatten, kräftig und gewandt ihrem Leitstern gehorchend, ihre düstere Thätigkeit begonnen und sich bereits dem Landesfürsten unentbehrlich zu machen gewußt. Endlich waren sie als Räthe im Ministerium angestellt worden und hatten dadurch natürlich den einheimischen Beamten ein großes Aergerniß bereitet.

Alle diese Vorspiele einer ernsteren und tiefer dringenden Handlungsweise bewegten damals jedoch nur in engeren, eigentlich nur in den sogenannten Hofkreisen die Gemüther der

Beobachtenden. Schnell aber wuchs die Betrübniß derselben, denn jene beiden Männer, die kein Mensch als der Bischof allein kannte und empfahl, nahmen eine Stellung nach der anderen in Beschlag und verdrängten allmälig ganz die alten Rathgeber des Herzogs. Sie wurden wirkliche Räthe und erlangten damit die vollständigste Gewalt über den Regenten, der leider allzu leicht zu leiten war, wenn er sein Vertrauen einmal verschenkt hatte.

Kurz vor meiner Abreise hatten ernstliche und folgenreiche Debatten im Schooße der Regierung stattgefunden. Die bisherigen Minister und einige alte bewährte Hofleute, die Hauptführer der freisinnigeren Partei, hatten sich zu einer engeren Verbindung fest zusammengeschlossen, um den immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen jener im Dunkeln schleichenden Männer mit vollerer Gewalt entgegenzuarbeiten. Während meiner Abwesenheit nun war der unter der Asche glimmende Funke in helle Flammen ausgebrochen, die widerstrebenden Meinungen waren an einander gerathen und hatten sich im Cabinete des Fürsten Schlachten geliefert. Der Herzog, ermüdet von dem langen Hin- und Herdrängen, und zugleich betroffen von dem Mißtrauen, welches man in seine schwankende Handlungsweise setzte, hatte einen Gewaltstreich ausgeführt, indem er zwei seiner alten Minister von der Regierung entfernte und jene beiden katholischen Räthe an ihre Stelle setzte.

Da war denn die lange und verborgene Gährung am Hofe und im Lande zu offener und allgemeiner Unzufriedenheit emporgequollen. Der Hof war wie verödet. Viele Edelleute hatten sich ganz davon zurückgezogen und lebten grollend auf ihren nahegelegenen Gütern, oder sie hatten Reisen in's Ausland angetreten, den Ausgang des unerquicklichen Kampfes in der Ferne abwartend. Nur die Militairs, dem Herzog mit Leib und Seele ergeben und seiner Fahne

selbst unter dem siegreich aufgepflanzten Krummstabe eines hierarchischen Priesters folgend, waren pflichtgetreu in seiner Nähe geblieben; sie geberdeten sich, als ob sie die ministerielle Revolution nichts anginge, obwohl auch sie in ihrem Innern von dem allgemeinen Unwillen herbe ergriffen waren.

So war die Lage der Dinge, als ich wieder in der Residenz eintraf. Mein Freund Lehmann vertraute mir sogleich das ganze Verhältniß an und sprach laut und unverholen seine patriotischen Befürchtungen aus. „Geh' hin," sagte er, „Du wirst Vieles verändert und Manches ganz umgestoßen finden, du kennst den Hof und den Herzog nicht mehr. Ich bin selbst Katholik, aber das hindert mich nicht, einzusehen, daß der Fürst eines protestantischen Landes seinem treuen Volke nicht bieten darf, was unser Herzog dem seinigen geboten hat. Dennoch bedauere ich ihn, denn ich glaube, er ist nur irre geleitet; aber das schrankenlose Toben und Schreien des öffentlichen Unwillens kann kein sich fühlender Fürst ertragen, und nun hat er sich aufgerichtet wie ein drohender Autokrat, der Alles kann, was er will, und der schnaubt und wüthet, da er sich selber angeschnaubt und angewüthet sieht!"

Voller Bedauern über das unerwartet Vernommene bereitete ich mich sogleich vor, zum Herzog zu gehen. Ich begab mich auf's Schloß. In dem großen Vorsaale der herzoglichen Wohnung fand ich nur seine Adjutanten, darunter den jüngeren Noringen, so wie einige Stabsoffiziere von meiner Bekanntschaft, die stillschweigend und ernsten Angesichts der Befehle ihres Gebieters harrten. Alle, mehr oder weniger mir zugethan, begrüßten mich herzlich, schüttelten mir die Hand und verlangten zu wissen, wo ich gewesen sei und was ich ausgeführt habe.

Ich lächelte. Das war in diesem Zimmer jetzt eine Seltenheit.

„Noch ist es ein Geheimniß, meine Herren," sagte ich, „aber Sie werden es bald — vielleicht heute noch erfahren."

„Wie, Doctor! Sie sind doch nicht auch etwa für eine gewisse Partei thätig gewesen? Und dabei legte der Sprechende den Finger auf den Mund und deutete auf des Herzogs Gemach.

„Meine Herren, ich kenne keine Partei. Ich bin allein für das Wohl des Ganzen. Sie wissen es ja. Also besorgen Sie nichts Derartiges von mir! Was ich gethan — ist zwar für das allgemeine Beste von fast keinem Belang — aber es kann es ein Jeder wissen und es wird sogar der ganzen Stadt offenbar werden — nur muß der Herzog selber die Veröffentlichung gestatten."

„Ah — also betrifft es doch die ganze Stadt — es ist also wirklich ein Geheimniß? So viel aber können Sie uns wenigstens sagen, ob es etwas Gutes und Angenehmes ist, denn danach haben wir ein großes Bedürfniß."

„Ja, es ist etwas Gutes, Schönes sogar und Angenehmes — ich habe Ihnen Allen eine Freude und einen Genuß bereitet."

Man war sehr neugierig und gespannt, diese kaum möglich gehaltene Freude näher kennen zu lernen, und verlor sich in Vermuthungen, die weit entfernt waren, der wirklichen Thatsache auf die Spur zu kommen, denn alle Gemüther waren zur Zeit einzig und allein auf den Stand der Politik gerichtet.

Da ging die Thür des Herzogs auf und heraus trat ein Mann mit triumphirender Miene, der sich mit seinem graubleichen Gesicht etwas stark hohnlächelnd rings umschaute und unter seinem Arm ein Portefeuille trug, wie ein Kind sein Spielwerk, einen Kasten mit Häusern und Figuren trägt, glaubend, mit diesem Arme das ganze Weltall zu umspannen.

Mir fiel diese kalte, höhnende und ziemlich ungewöhnliche Physiognomie auf, namentlich sein großer fletschender Mund mit seinen sinnlichen Lippen, seine massiven Kinnladen und sein kecker, herausfordernder Schritt. Dabei war seine Figur hager, starkknochig und ziemlich fleischlos, ein übles Zeichen für den Menschenkenner, der die vollen Leiber den zusammengetrockneten vorzieht, wie man von Saft strotzende Früchte lieber genießt, als verschrumpfte.

Wir alle schauten dieser rasch durch das Zimmer huschenden und eine vornehme Verbeugung versuchenden Gestalt nach, bis sie verschwunden war. Beinahe hatten wir die Empfindung, als wir ihr nachblickten, als ob sie einen moralischen Schwefelgeruch hinter sich lasse.

„Wo in aller Welt hast Du dieses Gesicht gesehen?“ fragte ich mich und suchte in dem Schatze meiner Erinnerungen nach; denn daß mir dieses Gesicht, diese Gestalt schon einmal in den Weg getreten war, kam mir ziemlich zweifellos vor.

Da öffnete sich die Thür des Herzogs abermals und er selbst blickte finster und mürrisch, wie ein unzufriedener Titane, heraus. Sein Antlitz war faltig, bleich, und sein Haar schien in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit an Fülle verloren und an lichterer Farbe zugenommen zu haben. Plötzlich fiel sein unstät irrendes Auge auf mich, die einzige nicht militairische Gestalt im Vorzimmer, und augenblicklich verklärte sich seine Miene zu einem mir etwas absichtlich scheinenden Lächeln. Gleich darauf winkte er mit der Hand, was so viel hieß, als: treten Sie näher! Sogleich überschritt ich seine Schwelle und stand nach der gewöhnlichen Verbeugung aufmerksam und schweigend vor ihm.

„Nun,“ sagte er, mich näher an sich heran und von der Thür fort winkend, „da sind Sie ja wieder. Was haben Sie ausgerichtet? Ich bin neugierig.“

„Alles, gnädigster Herr, was Sie wünschten. Devrient kommt und die Sängerin auch.“

„Was? Sie kommt?“

„Ja, sie kommt; — und noch dazu gern. Ich habe ein merkwürdiges Glück gehabt“ — und nun erzählte ich ihm, was ihm vor der Hand zu wissen nothwendig war.

„Sie Glückskind! Ihnen gelingt Alles. Sie scheinen mit den Göttern im Bunde zu stehen. Ach!“ — und er faßte sich seufzend an die Stirn. „Aber wie — erzählen Sie mir — Sie zerstreuen mich — ist sie wirklich so schön und singt sie so gut, wie man sagt?“

„Alle Schilderungen von ihr, Durchlaucht, bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück. Sie ist schön, wie das Morgenroth, heiter, wie der junge Tag, und dabei singt sie, wie die Sphären des Himmels, zu denen sie zu gehören scheint.“

„Nun ja, da haben wir's. Sie haben sich in sie verliebt, Doctor! Das wird eine schöne Komödie geben. Sieh, wie Sie schon roth werden — o, Sie Unschuld! Wie glücklich sind Sie noch! Aber hören Sie, lassen Sie sich nicht von meinen Offizieren todtschlagen, es giebt tüchtige Klingen darunter —“

„Ich fürchte mich nicht im Geringsten vor ihnen — meine Klingen sind besser und schärfer als die ihrigen —“

„Haha! Ich danke für beide. — Sie ist eine Italienerin?“

„Gott bewahre! So wenig wie ich ein Franzose.“

„Was ist sie denn, sie hat doch einen italienischen Namen?“

„Das ist wohl wahr, aber dieser Name hat uns Alle irre geführt. Sie ist eine Deutsche, in Holland erzogen, in Prag ausgebildet und hat dann in Italien den letzten Firniß erhalten, wo man ihr auch nach ihrem Vornamen Sidonie den Namen Sidi beigelegt.“

„Also so hängt es züsammen! Aber was will sie haben?“

Ich lächelte und schwieg.

„Aha! Ich sehe schon, sie wird mir theuer zu stehen kommen — nun, nur heraus damit, ich will nicht böse sein."

„Sie will nichts, nur zu ihrem eigenen Vergnügen will sie die Ehre haben, vor Ew. Durchlaucht zu singen."

„Doctor! Das ist eine Finte! O, scherzen Sie nicht mit mir, ich bin nicht in der Laune dazu — Ernst will ich haben, die Wahrheit will ich wissen — was verlangt sie?"

„In Wahrheit nichts, als was Sie ihr freiwillig zugestehen, nachdem Sie sie gehört. Doch um Ihnen Aufschluß darüber zu geben — ich habe in ihr unverhofft eine Jugendfreundin gefunden, die erfreut war, mich wieder zu sehen, und die schon deshalb einer Einladung gern Folge leistet."

„Ach, das ist das Ende vom Liede? Darum waren Sie ein so guter Botschafter — das muß ich gestehen! Fände ich doch immer solche Jugendfreunde für meine diplomatischen Verhandlungen! Aber, nichtsdestoweniger bin ich mit Ihnen zufrieden — sehr — ich danke Ihnen. Und Devrient?"

„Er kommt, wie ich sagte, ebenfalls, aber Beide erst nach Ablauf ihrer Contrakte oder mit Beginn ihres Urlaubs, etwa um Weihnachten. Und er muß viel haben — Wein und Gold —"

„Gut, auch damit bin ich zufrieden, ich danke Ihnen doppelt. — Ach, Doctor, kommen Sie etwas näher zu mir — so — während Sie fort waren und sich vergnügten, haben wir hier Sturm gehabt. Wir leben in einer Klemme. Ich habe mich auf einen ruhigen Winter gefreut, jetzt besorge ich das Gegentheil. Der Frost, das Eis, die Glätte ist vor der Zeit gekommen — wir stehen Alle auf einem schlüpfrigen Boden. Sie haben es gewiß schon gehört — aha — ich sehe es Ihnen an, Ihr ehrliches Gesicht kann nichts verbergen, was in Ihrem Herzen ist. Ja, es ist leider wahr, das Land

murrt, die Edelleute murren, die Hofherren murren — und warum?" Er zögerte, es wurde ihm sichtbar schwer, fortzufahren.

„Nun, Durchlaucht, warum?"

„Weil — weil ich zwei Männer in meine Nähe genommen habe, die mir ausgezeichnete Dienste zu leisten versprechen. Ist das nicht meine Sache, Doctor? Sagen Sie selbst."

„Nein, gnädigster Herr, nicht ganz! Auch das Land, das treue Volk — mit einem Worte, die zahlende Klasse hat ein großes und sehr natürliches Interesse an dieser Sache."

„Wie? Auch Sie? Hat man Sie gegen mich eingenommen?"

„Das kann kein Mensch auf der Welt. Ich folge hierin nur meiner eigenen Eingebung. Sie haben mir ja selbst, als ich die Ehre hatte, in Ihre Dienste zu treten, befohlen, wahr und offen gegen Sie zu sein — ich bin es mit jener Antwort vollständig gewesen."

„Ha! Es ist gut — also auch Sie — ich werde es mir überlegen." Und er griff wieder nach seiner Stirn, tief aufseufzend, so daß ich annahm, er empfinde große Schmerzen darin.

„Haben Ew. Durchlaucht Kopfschmerzen?" fragte ich theilnehmend.

„Kopfschmerzen? Wäre das ein Wunder? Selbst wenn er mir abfiele, würde ich nicht erstaunen — o, es ist viel in diesem Kopfe, was Sie, Doctor, nicht heilen können; aber — lassen Sie uns davon abbrechen; ich bin nicht darauf vorbereitet, mit Ihnen heute ein ernsthaftes Gespräch zu führen — vielleicht bald — ein andermal; — zu etwas Anderem, Doctor! Ich habe noch einen Auftrag für Sie, da Sie doch einmal ein geborner Diplomat zu sein scheinen. Weiß schon Jemand, was Sie in Berlin ausgeführt?"

„Nicht einmal, zu welchem Zwecke ich dahin gereis't; selbst meine Mutter weiß es nicht."

„Ah, gut, daß Sie mich daran erinnern. Sie haben Ihre alte Mutter bei sich aufgenommen — eine blinde Frau — ich habe es gehört und mich darüber gefreut. Das ist hübsch von Ihnen. Aber Ihr Hausstand hat sich dadurch vermehrt, ich werde Ihnen ein Gehaltserhöhung müssen zukommen lassen —"

„Sie sind zu gnädig, Durchlaucht —"

„Still! Lassen Sie die Possen — keine Worte über Dinge, die sich von selbst verstehen — handeln Sie für mich allein durch Thaten. Ich habe da eine neue Unterhandlung für Sie, die Ihnen nicht so viel Zeit wegnimmt, wie die vorige. Wenn Ihnen auch die gelingt, dann meine ganze Anerkennung Ihrer Geschicklichkeit; ich werde Sie künftig allen Diplomaten als Muster vorstellen. Aber diese neue Aufgabe ist schwer, schwerer vielleicht als die in Berlin, und hat einen noch größeren Werth für mich. Doch, am Ende finden Sie wieder einen Jugendfreund in Dem, an welchen der Auftrag gerichtet ist —"

Ich spannte die Ohren; er sprach diese Worte lächelnd und mit vielleicht natürlicher Zufälligkeit, und doch lag für mich eine Art unwillkürlicher Vorhersagung darin.

„Und welcher Auftrag ist es, womit Sie mich beehren wollen?"

„Hören Sie. Ich habe den Plan schon lange mit mir herumgetragen. Zwei und eine halbe Meile von hier, unmittelbar jenseits der Gränze des benachbarten Fürstenthums, eine Viertelstunde von Brandstein entfernt — kennen Sie Brandstein?"

„Ich kenne es."

„Woher?"

„Zuerst durch das Gerücht."

„Aha! Ich dachte es wohl. Und dann?“

„Sodann durch einen sonderbaren Zufall.“

„Welchen sonderbaren Zufall? Erzählen Sie mir, geschwind, das muß ich vorher wissen —“

„Auf einem Spazierritt in die Berge schon vor einigen Jahren traf ich einst eine junge Dame mit einem Kinde im Walde, welches von einem Felsen herabgestürzt war —“

„Und diese Dame?“

„War die junge Gräfin von Brandstein.“

„Weiter!“

„Ich trug das Kind, eine Pflegebefohlene der älteren Frau Gräfin, nach Hause und heilte seinen gebrochenen Schenkel.“

„So! Das ist merkwürdig. Hm! Sie haben mir aber nie etwas davon gesagt?“

„Ich hielt es nicht für bedeutend genug; auch kam die Rede nie darauf.“

„Sie sind ein Schlaukopf bei aller Ihrer Zurückhaltung und Bescheidenheit — Sie wissen und kennen Alles — durch Zufall — haha! Ihnen sind vielleicht noch ganz andere Dinge bekannt — durch Zufall — aber wie gefällt Ihnen die Gräfin?“

„Vortrefflich!“

„Das glaube ich — ist sie noch schön?“

„Noch immer eine herrliche Erscheinung.“

„Auch das glaube ich — und ihre Tochter?“

„Sie ist ebenfalls sehr schön, obwohl nicht so sehr wie die Mutter.“

„Nein, bei Weitem nicht. Sie haben Recht, das ist auch meine Meinung. Sie ist meine Tochter — das wissen Sie doch?“

„Ja, Durchlaucht, ich weiß es.“

„Sie wissen Alles, wie mir scheint. Ich sag's ja. Warum sehen Sie mich so streng an?“

„Streng? Ich habe keine Ahnung davon. Sie täuschen sich im Ausdruck meiner Mienen."

„Finden Sie zwischen mir und Thekla große Aehnlichkeit?"

„Große Aehnlichkeit — ganz unverkennbar."

„Sie hat aber außerdem Etwas, was mir nicht gehört."

Ich schwieg; denn obwohl eine leise Andeutung einer Frage in dem Tone dieser seiner letzten Bemerkung lag, so konnte sie auch eben so gut eine zufällig ausgestoßene Ausrufung sein, die keiner Erwiderung bedurfte. Daß sie nicht absichtlich und um mich auszuhorchen gesprochen war, belehrte mich die Fortsetzung des Gesprächs, denn er fügte sogleich, sich auffällig erhitzend, hinzu:

„Sie hat Etwas in ihrem Wesen, sage ich, was selbst mir aufgefallen ist, so wenig ich sie gesehen. Sie gleicht mir, ja — aber sie gleicht auch — einem Anderen, der — der mir — Böses gethan —"

„Böses? Sie haben doch nicht einen Verdacht —?"

„O, was das betrifft, nicht den geringsten — das weiß ich besser — aber das gehört nicht hierher — sie ist jetzt erwachsen, diese Tochter — man muß an einen Mann für sie denken —"

„Denken Sie nicht zuviel daran, Durchlaucht, dergleichen muß man Gott überlassen —"

„Ha! Ja, ja — Gott! Was muß man ihm nicht überlassen — o! Wir Menschen bürden ihm viel auf — aber Sie sprechen mit einem gewissen Nachhalt — wissen Sie vielleicht auch, da Sie Alles wissen, von irgend einer Neigung meiner Tochter?"

Der Augenblick schien mir günstig, ich wollte ihn nicht wieder entschlüpfen lassen — „Wenn ich nun davon wüßte?" sagte ich.

„So sprechen Sie — ich will nicht böse sein, wenn es

ein braver Edelmann ist — ein Dummkopf aber kriegt sie nicht —"

„Aber Ihr fürstliches Wort, Durchlaucht, daß meine vorzeitige Offenbarung seiner Gefühle nicht zu Ungunsten des jungen Mannes umschlägt —"

„Ich verspreche es — wer ist es?"

„Otto von Noringen — Ihr Adjutant!"

„Ha! Der Noringen! Das ist mir neu — aber ich habe nichts dagegen — verlieren Sie kein Wort darüber — ich will ihn überraschen —"

„Es ruht in meinem Herzen wie im Grabe — nur Ihre Hand allein vermag den Deckel zu lüften."

„Doctor! Sie sind mein Freund — sind mir treu — ich fühle es, bei Gott! Fahren Sie so fort. Sie wirken Gutes, wo Sie können, und im Stillen, ganz unbemerkt, machen kein Geräusch damit, wie Andere — das ist eine Seltenheit, die ich zu schätzen weiß — doch nun zu meinem Auftrag endlich. Kurz gesagt, in der Nähe von Brandstein, auf dem Gebiete meines Nachbars, aber hart an der Gränze des meinen, liegt ein schönes, großes Gut mit einem alten, ansehnlichen Schlosse aus dem Mittelalter. Das habe ich immer geliebt und hätte es gern das meinige genannt, auch wenn ich dadurch der Unterthan eines kleineren Fürsten geworden wäre. Am liebsten aber hätte ich das ganze Grundstück zu meinen Landen erworben, es ist ein so hübscher Ausschnitt davon. Ich habe zu allen Zeiten große Summen dafür geboten, nie aber ist mir die Unterhandlung gelungen, jedesmal wurde mein Antrag abgelehnt. Da, schon vor einigen Monaten, nachdem ich lange nicht mehr daran gedacht, erfahre ich plötzlich, daß mein Nachbar, der alte Fürst, sich anders besonnen und — wie ein schlauer Fuchs — um mein Gebiet wahrscheinlich nicht zu vergrößern, vielleicht auch aus Bedürfniß oder Geldgier, dieses Grundstück an einen

reichen und fremden Edelmann verkauft hat. Ich habe in der Stille nachfragen lassen und es hat sich bestätigt. Das hat mich sehr verdrossen. Ich möchte das Gut jedenfalls besitzen, denn ich will keinen unbekannten Nachbar in so unmittelbarer Nähe von Brandstein haben. Wenn ich auch getrennt und für ewig getrennt von der Gräfin lebe — sie war mein Weib, ich habe sie geliebt, ich muß sie also achten, und ich achte sie sehr — bei Gott! Nun, da haben Sie meinen Auftrag. Ich muß jenes Gut haben, um jeden Preis, auf jede Bedingung. Aber Niemand darf erfahren, daß ich es bin, der sich darum bewirbt. Gehen Sie also nach Brandstein — es ist wirklich vortrefflich, daß Sie da schon bekannt sind — erkundigen Sie sich unter der Hand nach dem fremden Kaufherrn, ob man vielleicht auf Brandstein seinen Namen, seine Herkunft weiß? Dann gehen Sie nach dem Gute selbst — es heißt Stromberg — und sehen Sie es sich an. Der jetzige Eigenthümer hat einen großen Bau ausgeführt, höre ich, und das Schloß fürstlich eingerichtet. Suchen Sie seine Bekanntschaft oder, wenn er nicht selbst da ist, die seines Bevollmächtigten, der darauf hausen soll, zu machen. Lauschen Sie ihm seine Meinung ab, und wenn Sie eine Möglichkeit des Erfolges sehen, beginnen Sie mit ihm zu unterhandeln — forschen Sie, ob er das Gut mit Vortheil zu verkaufen geneigt ist —"

„Und wenn er dazu geneigt ist?"

„So kaufen Sie es für sich. Natürlich behalten Sie es nicht. Ich kaufe es wieder von Ihnen — mit Vortheil für Sie — haha! wir treten in einen Handel. Gelingt Ihnen auch Das, dann wollen wir sehen, was ich für Sie thun kann — aber — verlieren Sie darüber kein Wort, verfahren Sie ganz wie mit der Berliner Angelegenheit — Sie verstehen mich."

„Vollkommen! Ich werde mein Möglichstes thun, und

ich glaube, daß eine große Summe, weit über den Werth hinaus, den Käufer willig machen wird. Die Sache scheint mir leichter, als die erste."

„Versprechen Sie sich nicht zu viel. Dinge, die leicht aussehen, sind oft die schwersten. Ich verspreche mir selbst vorläufig nichts. Jetzt sind wir für heute fertig, leben Sie wohl!"

„Noch ein Wort, Durchlaucht! Darf ich Jedermann mittheilen, daß die Sidi hierher kommt?"

„Ja, thun Sie es, das wird viele Gemüther beruhigen. Ein kleiner Blitzableiter verhütet oft die Gefahren eines großen Gewitters. Leben Sie wohl!"

Ich begab mich in das Vorzimmer zurück und fand dieselben Offiziere noch darin versammelt. Sie blickten mich verwundert und neugierig an, denn ich brachte einen rothen Kopf mit aus dem herzoglichen Zimmer, da mich die stattgefundene Unterredung in mancherlei Hinsicht aufgeregt hatte.

„Doctor!" sagte einer der alten treuen Haudegen, „Sie haben eine sehr lange Audienz genossen und sich dabei angestrengt, man sieht es an Ihrem Gesichte — ist Seine Durchlaucht vielleicht unpäßlich?"

„Nein, mein Herr, ganz und gar nicht. Aber ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden."

Alle spitzten die Ohren und bildeten einen Kreis um mich, während ihre blitzenden Augen sich in mein Inneres zu graben schienen.

„Ich kann jetzt Ihre vorherige Frage beantworten, warum ich so lange fortgewesen und was ich in Berlin ausgerichtet habe."

„In Berlin sind Sie gewesen? Das ist etwas Neues. Geschwind, geschwind, was haben Sie da gemacht?"

„Ich habe in des Herzogs Namen die große Sängerin, die Sidi, vermocht, hierher zu kommen. Sie wird in der

neuen Oper, der Freischütz, singen, die der berühmte Weber wahrscheinlich selbst dirigiren wird."

„O! Ah! Bah!" hörte ich Alle um mich herum ausrufen.

„Das ist eine gute Neuigkeit, Doctor, eine vortreffliche sogar. Der Herzog ist im Ganzen glücklich. Er hat dem Hofe und der Stadt ein längst erwünschtes Glück verschafft. Sieh, sieh, wie schlau er ist; er streut ein mildes Beruhigungspulver auf die große schmerzende Wunde der Politik. Er lullt die aufgeregten Gemüther mit wohlklingender Musik ein. Ah, Sie sind ein Hexenmeister, wenn Sie dazu beigetragen haben, ein Golddoctor, ein wahrer, ächter Leibarzt —"

„Ein Seelenarzt, sagen Sie lieber, denn ich habe dem Leibe des Herzogs noch nicht einen einzigen Tropfen eingegeben. Nun aber leben Sie wohl, meine Herren, und sorgen Sie für schnelle Verbreitung der angenehmen Neuigkeit. Guten Morgen!"

Unbesorgt um die schnelle Verbreitung, die wie ein Lauffeuer durch Stadt und Umgegend lief, ging ich nach Hause und verkündete auch dort die Ankunft der Sängerin. Mein alter Freund war mehr als entzückt — er war begeistert. Entflammt aber wurde er, als ich ihm mittheilte, daß die große Künstlerin in meinem, das heißt, in seinem eigenen Hause wohnen würde. Er konnte sich von seiner Freude und seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er arbeitete den ganzen Tag nicht, trank Mittags eine Flasche Champagner mit seinem Röschen und uns, und lief trillernd im ganzen Hause umher, im Geiste schon die Anordnungen vorbereitend, um die große Meisterin, die Königin des Tages, würdig zu empfangen und sein Haus für sie in einen vollkommenen Tempel der Kunst umzuwandeln.

Bei meiner Mutter aber leise eintretend und sie herzlich begrüßend, sagte ich: „Mütterchen, auch Dir muß ich eine Neuigkeit verkünden. Sidi, die große Sängerin aus Berlin,

von der Lehmanns und alle Welt schon lange entzückt sind, kommt hierher, um uns etwas vorzusingen, und auch Du wirst sie hören. Darum bin ich in des Herzogs Namen in Berlin gewesen."

„Wie glücklich Du bist, mein Sohn, von ihm so geehrt zu sein."

„O, Du kennst noch nicht mein ganzes Glück — denn, rathe einmal, wer diese Sidi ist?"

„Wie soll ich das rathen, ich verstehe davon nichts."

„Mutter, Mutter, höre mich an — diese Sidi ist keine Andere, als meine liebe, theure, längst gesuchte und bisher nirgends gefundene Christel van Hees."

„Christel van Hees und eine Sängerin! O!"

„Ja, aber eine Sängerin, wie sie noch nicht dagewesen ist — so schön, so lieb, so gut, wie kein anderes Weib auf Erden. Du sollst über sie urtheilen, wenn Du sie sprechen und singen hörst, Du verstehst es ja, durch die Töne der menschlichen Brust in ihr Inneres zu dringen."

„O, ich bin schon zufrieden, mein Sohn, wenn Du damit zufrieden bist. Gott gebe Dir Freude. Das ist mein Gebet gewesen, seitdem Du mir geschenkt worden bist." —

Fünftes Kapitel.

Das Gut Stromberg.

Es war einer der schönen und warmen Oktobertage, wie sie dieser Monat selten, dann aber in vollkommener Lieblichkeit bringt und uns die Luft, den Wald, die Flur noch einmal zu genießen auffordert, weil bald darauf der trübe November und der kältere Dezember folgt, deren schwer und düster athmende Winde die Erde zu einem festeren Schlummer vorzubereiten und ihre von Lebenssaft pochenden Adern in Grabesruhe einzuschläfern scheinen.

Unmittelbar nach Tische hatte ich meinen Schimmel bestiegen, der mich seit einigen Wochen nicht getragen hatte. Munter flog er mit mir durch die öden Felder dahin, kaum des Zügels, des Spornes gar nicht bedürfend, denn er kannte seinen Weg, dem schönen Brandstein entgegen. Mit so freier Brust, wie ich heute diesen Weg ritt, hatte ich ihn noch nie zurückgelegt. Ich hatte einen tüchtigen Fortschritt im Leben gemacht, seitdem ich das letzte Mal in den Bergen gewesen, einen Fortschritt, der unbedenklich von bleibender Bedeutung für mich war. Ich hatte ein menschliches Wesen wiedergefunden, welches ich beinahe schon für immer verloren gegeben hatte, dessen Besitz mir der Inbegriff aller menschlichen

Glückseligkeit auf Erden war, und von dessen Auffindung an mir sich also ein neuer Abschnitt meines Daseins eröffnet hatte. Außer diesem glückseligen Gefühle aber schwellte noch ein anderes meine Brust. Ich ritt heute zum ersten Male nicht heimlich diesen Weg, ich brauchte kein Späherauge mehr zu fürchten, wie früher so oft; das Geheiß meines Fürsten, dem ich nur ungern und mit wachsendem Widerstreben das Geheimniß von Brandstein verschwiegen, trieb mich selber hinaus, ich brauchte von jetzt an den Gefühlen der Freundschaft, die mich dahin zogen, nicht länger Zwang aufzulegen.

Die Gräfin war allein; Otto war heute nicht herausgekommen, was ich schon in der Stadt erfahren hatte, Thekla aber hielt sich bei den Kindern im Erziehungshause auf. Mit lächelndem Gesichte streckte mir die schöne Dame vom Hause die Hand entgegen und begrüßte mich freudig nach so langer Abwesenheit, denn eine vierzehntägige Trennung, nachdem wir uns sonst wenigstens zwei Mal in der Woche gesehen, schien uns etwas Ungewöhnliches zu sein.

„Da sind Sie wieder, mein theurer Freund,“ rief sie mir schon von Weitem entgegen, „ich heiße Sie von ganzem Herzen willkommen! O — wo Sie auch gewesen sind und was Sie vollbracht haben — Ihrem Gesichte nach zu urtheilen, nach dem ich wie nach einem Wetterglase schaue, haben Sie keine unangenehme Reise gehabt. Darf man ein wenig seinem Geschlechte Ehre machen und neugierig sein — denn Sie sehen in der That aus, als wenn Sie etwas Gutes mit sich brächten?“

„Das bringe ich auch,“ erwiderte ich freudig und küßte ihr lebhafter denn je die schöne Hand. „Ja, ich bringe Gutes, doppelt und dreifach sogar, und Sie — werden es diesmal nicht errathen.“

„Gilt es mir, oder vielmehr einem unserer Freunde?“

„Es gilt Ihnen, Thekla, Noringen und mir — also uns allen Vieren.“

„O! Sie machen mich mehr als neugierig — sehen Sie, ich erröthe, daß ich es selber fühle — was kann es Gutes für uns Alle auf einmal geben?“

„Hören Sie mich an, gnädigste Frau! Ich muß mit meiner Reise beginnen, daher verzeihen Sie, daß ich auch mit meiner Person anfange. Sie wissen, daß ich im Auftrage des Herzogs meinen Weg antrat. Mein Ziel war Berlin. Ich hatte ihm bei seinen politischen Sorgen Zerstreuung angerathen, und so trug er mir auf, einige berühmte Schauspieler für seine Bühne zu gewinnen.“

„Das ist ein seltsamer Auftrag für einen Arzt.“

„Freilich wohl; aber er that es, weil er Vertrauen in mich setzte und sich von meinen Unternehmungen mehr versprach, als von denen Anderer. Und je unerfahrener ich in dieser Art von Geschäften war, um so mehr Glück und Erfolg errang ich. Ich gewann Die, die ich gewinnen wollte, und hatte außerdem das größere Glück, Jemanden zu finden, den so plötzlich wiederzusehen ich am wenigsten erwartet hatte.“

„Nun — wäre es möglich! Fahren Sie fort!“

„Mit einem Worte — jubeln Sie mit mir — ich fand in Berlin meine theure Jugendfreundin Christel van Hees wieder.“

„Sie setzen mich in das freudigste Erstaunen, — weiter!“

„Ich fand sie in der berühmten Sängerin Sidi wieder, die die ganze Welt mit ihrem Rufe erfüllt.“

„Ah, sehen Sie, Ihre Rosenknospe entfaltet sich, habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt?“

„Nicht so rasch, gnädigste Frau! Sie gehört mir darum nicht mehr als früher; sie ist eine Künstlerin geworden und ihre Bahn läuft weit von der meinigen entfernt.“

„Nun, Sie werden sie doch nicht wieder ihres Weges ziehen lassen?“

„Kann ich sie halten, wenn sie mich verlassen will?“

„Aber sie wird Sie nicht verlassen wollen — ihr Glück wird ihr lieber sein, als ihr Ruhm.“

„Das weiß ich nicht und wage es auch nicht zu hoffen — ich bin so kleinmüthig geworden, seitdem ich den Glanz und den Umfang ihrer Größe wahrgenommen.“

„Wie? Liebt sie Sie denn noch — hat sie alle ihre guten und schönen Eigenschaften, die Sie mir so oft geschildert, bewahrt?“

„Sie ist dieselbe geblieben, durch und durch, treu und rein und unschuldig wie der Hauch des Himmels.“

„Und Sie zweifeln an ihrer Zustimmung? O, Sie Kleinmüthiger! Wie wenig kennen Sie die Frauen! Wen ein edles Weib einmal liebt, den liebt es für ewig. Und wenn sie so ist, wie Ihr Herz sie mir dargestellt, so kann sie meiner Meinung nach nur Eins thun.“

„Und das wäre?“

„Die kleine stille Welt in Ihren Armen der großen rauschenden des Ruhmes und der Ehre vorziehen.“

„Ach — sprächen Sie wahr! Doch das ist nur das Eine, das Erste, das geht allein mich an. Hören Sie weiter, was daraus folgte. Ich kam zurück und theilte dem Herzog den guten Erfolg meiner Sendung mit. Er war darüber sehr erfreut, obgleich ich fand, daß die wachsenden Sorgen sein Haar gebleicht und sein wankendes Herz noch tiefer erschüttert hatten. Er ließ mich in einem gerührten Augenblicke in sein Inneres schauen, und da sah ich wenig Erfreuliches. Ohne Zweifel wissen Sie von dem Ministerwechsel und der daraus hervorgegangenen Stimmung des Landes?“

„Leider, ja, mir ist Alles bekannt. Er wankt und

schwankt ohne ehrliche Stütze und ist ein Spielwerk in eines Mächtigeren Hand."

„So ist es, ja! Er gab mir einen zweiten Auftrag —"

„Wie? Sollen Sie wieder fort?"

„Nein, er wies mich hierher —"

„Zu mir?"

„Ja, zu Ihnen!"

„Sie setzen mich in Erstaunen! — Aus welchem Grunde?"

„Das werden Sie sogleich erfahren. Er fragte mich, ob ich Sie kenne? Offen und ehrlich gab ich die Quelle unserer persönlichen Bekanntschaft an — darüber war er erfreut, aufrichtig erfreut, ich hätte es kaum gedacht. Aber er glaubte wahrscheinlich, damit den ersten Schritt zur Erfüllung seiner neuen Wünsche zurückgelegt zu haben.

„Sie machen mich immer gespannter — weiter —"

„Er fragte nach Ihnen, nach Ihrer Tochter — er theilte mir seine Meinung über Beide mit — ich erfuhr zu meiner Beruhigung und Freude, daß er Sie hochachtet und daß er sein Kind glücklich zu machen bemüht ist."

„Wie denn aber?"

„Er sprach davon, daß es Zeit sei, ihr einen Gatten auszuwählen — ich rieth davon ab; Gott diese Wahl zu überlassen, sei das Beste. Er ging darauf ein, denn der Name Gottes zu rechter Zeit in sein Ohr geflüstert, bewältigt ihn stets und augenblicklich. Er ist sehr fromm geworden, dieser herrische Herzog, also auch gehorsam gegen Gottes-Gebot. Sodann fragte er mich, ob etwa Thekla's Herz nicht mehr frei sei? Ich hielt den Augenblick für günstig, gnädige Frau, und obgleich ohne Ihre Einwilligung dazu zu besitzen, sprach ich aus, was mir auf dem Herzen lag und nannte Otto von Noringen als den Bevorzugten Ihrer und seiner Tochter."

„Ha — was sagte er — schnell — Sie sehen, ich horche athemlos —"

„Er war zufrieden damit, vollständig zufrieden — ich dürfe aber Niemandem etwas darüber mittheilen, gebot er, er selbst, er allein wolle Noringen überraschen —“

„Ach, großer Gott, welches Glück! Theuerster Freund, das verdanken wir Ihnen —“

„Nein, gnädigste Frau, das lehne ich ab. Ich bin nur das Werkzeug einer höheren Hand — so müssen Sie die Sache betrachten; ich handle schon lange unter diesem Bewußtsein.“

„Wohl, wohl, aber doch — nur weiter —“

„Weiter in dieser Beziehung Nichts. Behalten auch Sie dieses Geheimniß für sich und lassen Sie die beiden Glücklichen nichts davon ahnen — ich hoffe nur Gutes aus der augenblicklichen Verschleierung seiner Absicht.“

„Ich auch, o ich danke Ihnen von ganzem Herzen — Sie haben mir einen Stein von der Seele genommen, der schon lange und schwer darauf gelastet.“

„Hören Sie nun weiter; ich komme zu meinem neuen Auftrage. Er sandte mich also hierher, um bei Ihnen — auch Das muß ganz unter uns bleiben — mich unter der Hand zu erkundigen, ob Ihnen der neue Besitzer von Stromberg bekannt sei?“

„Von Stromberg? Warum das? Nein; ich kenne ihn nicht einmal dem Namen nach. Der Ankauf des Gutes und der Ausbau des Schlosses ist in aller Eile und ganz im Geheimen betrieben —“

„Also wissen Sie doch davon?“

„Gewiß, es liegt ja nur eine kleine Viertelstunde von hier. Aber was will er mit Stromberg?“

„Er will es kaufen, um jeden Preis; er will keinen Nachbar in Ihrer Nähe dulden, den er nicht kennt. Ich soll mit dem neuen Besitzer des Gutes unterhandeln und dasselbe für mich kaufen.“

„Ach — er will es Ihnen zur Belohnung schenken —“

„Keineswegs; er scheint ganz andere Absichten damit zu verbinden; und eben hierin ist er mir dunkel, falls er nicht Thekla und ihrem künftigen Gatten dasselbe zur Aussteuer geben will, damit Sie sie in Ihrer Nähe behalten.“

„Das wäre eine große Aufmerksamkeit — fast zu groß, so daß ich sie schon deshalb nicht als sicher annehme. Er muß einen anderen Plan haben.“

„Es ist möglich; aber um diesen Plan, denke ich, haben wir uns nicht zu kümmern, ich wenigstens nicht. Ich werde also gehen und den Besitzer des Gutes zu sprechen verlangen.“

„Da thun Sie einen vergeblichen Schritt. Er ist nicht da, nur sein Sachwalter oder Intendant — ein alter, biederer Mann, den ich schon einige Mal aus der Ferne gesehen habe, und von dem die Leute Gutes sprechen.“

„So will ich zu ihm gehen und zwar sogleich, denn es wird früh dunkel und ich habe eine lange Unterredung mit ihm vor — ich will zum ersten Male in meinem Leben als Handelsmann auftreten.“

„Mag es Ihnen auch diesmal glücken. Wenn Sie mir einen Augenblick gestatten, so begleite ich Sie bis zur Gränze.“

Sie entfernte sich und nahm Hut und Mantel; ich bot ihr meinen Arm und wir betraten den reizenden Fußsteig, der durch die Berge nach Stromberg führt.

„Sie sind ein Diplomat geworden,“ sagte die Gräfin unterwegs, „der Herzog hat einen scharfen Blick — er kennt heraus, wozu die Menschen zu gebrauchen sind — ach ja! das muß man ihm zugestehen.“

„Auch Sie verkennen meine Fähigkeiten. In Berlin hat mich der Zufall begünstigt; hier ist es etwas Anderes, und obgleich ich hoffe, auch diesmal das Ziel zu erreichen, so hat mir der Herzog doch selbst die besten Mittel dazu in die Hände gegeben — einen vollen Beutel.“

„Geld besiegt nicht alle Schwierigkeiten. Daß Sie sich nur nicht täuschen! Der Besitzer von Stromberg kann ein selbständiger Edelmann sein, der einen ähnlichen guten Geschmack hat, wie der Herzog."

„Einen ähnlichen?" dachte ich. „Was will sie damit sagen? O, offenbar Nichts, es war ein zufälliges Wort!"

Wir gingen weiter. Aber es war beinahe fünf Uhr und wir hatten den 28. Oktober. Die Tage nahmen also schnell ab und wir schritten schon in starker Dämmerung dahin. Plötzlich blieb die Gräfin stehen und sagte: „Bis hierher begleite ich Sie nur. Hier ist die Gränze. Da sehen Sie diese Steine; hier hört das Gebiet Ihres Herrn auf — ich habe mich verpflichtet, dasselbe nie zu überschreiten. Gehen Sie jetzt allein; dieser Weg führt über den letzten Berg, dann treten Sie in's Freie und sehen das schöne Stromberg vor sich. Gehen Sie mit Gott und lassen Sie mich nicht zu lange auf die Nachricht Ihres Erfolges warten.

Ich war wieder allein. Rasch überwand ich den letzten steilen Berg, und siehe, da lag eine reizende, wenn gleich von der Abenddämmerung schon stark verdunkelte Gegend vor mir. Sie war offen und gestattete daher eine weite Fernsicht. Tief im Grunde unter meinen Füßen sah ich im letzten Widerstrahle der untergehenden Sonne das schöne neue Schloß blinken. Es lag auf einem sanft absteigenden Hügel, dem letzten des Höhenzuges, und leuchtete frei und kühn in die lachende Ebene hinab, die erst in tiefer Ferne wieder von violetten Bergen umsäumt war. Rings um das Schloß zog sich ein Park bis hoch hinauf zu dem Berge, den ich jetzt selber hinabstieg. Mitten darin funkelte ein krystallklarer See von ovaler Form, dessen vom leichten Abendwinde be-

wegte Fluthen leise auf- und niederwogten und mit sanftem Sträuben einen Arm des kleinen Flusses aufnahmen, der von der Residenz über Brandstein daher rieselte, nachdem er die doppelte Reihe der Berge durchschnitten hatte. Ich stand einen Augenblick still und überschaute diese stille und reizende Gegend. Dann schritt ich rasch durch den Park, der immer sorgfältiger gepflegt erschien, je näher man dem Schlosse kam. Schon sah ich die Zinnen des letzteren dicht vor mir liegen, und die großen Spiegelscheiben, die weithin blinkten und schimmerten, verriethen den Geschmack und Reichthum des neuen Besitzers — da gewahrte ich einen Mann langsam mir entgegenschreiten, der, die Hände auf den Rücken gelegt, mehr den Himmel als die Erde zu betrachten schien, auf der er wandelte.

„Guten Abend, mein Herr,“ sagte ich, als ich dicht bis zu ihm gelangt war, und zog meinen Hut. „Es ist doch erlaubt, in diesem schönen Park sich umzuschauen?“

Er lüftete leicht sein Käppchen, trat ganz nahe an mich heran, als ob er sich überzeugen wolle, einen Bekannten oder Fremden vor sich zu haben, und ließ mir dadurch hinreichend Zeit, seine merkwürdige Erscheinung nach Belieben zu mustern. Ich sah in ihm einen alten, wohlgenährten, namentlich in Brust und Schultern starken Mann mit eisgrauem, gelocktem Haar und Bart, welcher letztere, an den Schläfen beginnend, bis zur Mitte der Brust sich herabzog und nur den kleinsten Theil eines gefurchten und von den Spuren gebrechlichen Alters angegriffenen Gesichts frei ließ. Dieses aber glich, so viel ich bei dem wachsenden Dunkel des Abends wahrnehmen konnte, mehr dem würdevollen Antlitze eines Anachoreten und Weltweisen, als dem eines in weltlichen Geschäften erfahrenen Intendanten eines reichen Edelmannes. Und dennoch war dieser Greis der Intendant dieses Edelmannes selber.

Also er lüftete leicht sein Käppchen und entgegnete freundlich meinen abendlichen Gruß. „Ja wohl, mein Herr," sagte er, als er in mir einen Fremden erkannte, „es ist erlaubt, hier im Parke spazieren zu gehen. Sie haben aber nicht die beste Zeit dazu gewählt. Es ist für andere Augen als die meinen ja beinahe finster."

„Ich konnte nicht früher kommen und wollte wenigstens die äußere Lage des mir gerühmten Schlosses noch heute Abend betrachten, das Nähere mir auf morgen versparend. Aber wie, sehen Ihre Augen des Abends — im Dunkeln mehr und besser, als anderer Menschen Augen?"

„Ach, mein Herr — bitte, gehen Sie etwas langsamer — so — ich bin eine alte gebrechliche Maschine." Und er stand still und lächelte ein wenig, im Grunde aber bemühte er sich, tief Athem zu schöpfen, was ihm etwas schwer wurde. „Wenn wir immer jung und rüstig bleiben könnten, das wäre eine herrliche Zugabe für dieses arme Erdenleben; so aber macht sich das Alter mit seinen Schwächen allzu früh geltend und läßt uns vor der Zeit einen hoffnungsvollen Blick von dieser Erde weg nach dem Himmel thun. Meine Brust ist schon seit langen Jahren krank — sehen Sie — es fehlt mir bisweilen an Luft — man nennt es Asthma, weiß aber nicht recht, woher es stammt, noch weniger hat man ein gründliches Heilmittel dafür. Nun — ich bin alt und gehe gern dem Grabe entgegen, frage also nicht so viel danach. Außerdem aber leide ich an den Augen, und das betrübt mich schon mehr. Ich habe sie etwas viel angestrengt, diese guten Augen, und da widersetzen sie sich jetzt meinen Wünschen und versagen mir den Dienst, wo ich ihrer doch noch so sehr bedürfte, denn ich lese gern und viel, und habe vielleicht, den Schlaf abgerechnet, sieben Achtel meines Lebens den Kopf über ein Buch gebückt zugebracht. Merkwürdig genug, Abends, wenn die Sonne gesunken ist, wie jetzt, sehe

ich am besten, und ich kann, glaube ich, weiter damit in die Ferne reichen, als Ihr junges und frisches Auge."

„Woraus schließen Sie, daß mein Auge jung ist, da Sie es doch nicht gesehen haben?"

„Aus Ihrer Sprache, mein Herr; die ist feurig und lebhaft. Sie sind noch nicht fünf und dreißig Jahre alt."

„Sie haben ein feines Gehör, das muß ich sagen. Wenn Sie erlauben, will ich mir morgen bei Tage einmal Ihre Augen genauer betrachten, ich verstehe etwas davon, denn ich bin —"

„Doch nicht etwa ein Augenarzt?"

„Gewiß, das bin ich."

„O, das ist mir ja eine liebe Bekanntschaft, seien Sie mir herzlich willkommen. Ich sehne mich recht danach, mit einem erfahrenen Manne über mein Augenübel zu sprechen und offen und ehrlich von ihm zu vernehmen, was ich hoffen kann oder befürchten muß. Es ist besser, man weiß etwas Unvermeidliches bestimmt, wenn es auch Schlimmes ist, als daß man ohne Unterlaß etwas Unbestimmtes fürchtet."

„Da haben Sie Recht. Also morgen mehr davon. Aber mir däucht, Sie thun in dieser Hinsicht Unrecht, der kühlen Abendluft sich hier zu lange auszusetzen. Ich höre und Sie sagen es, Sie haben einen alten Husten — nicht wahr, er ist schon alt?"

„O, er ist mein alterältester Freund und thut mir nichts mehr, denn er begleitet mich seit meinem dreißigsten Jahre, also seit etwa zwei und dreißig Jahren, denn ich bin jetzt zwei und sechzig alt."

Ich rechnete schnell im Kopfe — meine Rechnung stimmte. „Das ist freilich eine lange und fast zu treue Begleitung," fuhr ich fort, „aber die Abendluft in dieser Jahreszeit macht das Uebel ärger."

„Nein, nein, glauben Sie das nicht. Ich weiß es besser.

Und wenn ich auch irre, was schadet es? Ich will Ihnen aber sagen, warum ich hier umher spaziere. Sehen Sie, ich habe eine alte Liebhaberei — da — drehen Sie sich einmal herum — da hinten liegen die Berge — über diese Berge steigt der Mond herauf — wir haben heute Vollmond. Das habe ich immer gern mit angesehen, so lange ich lebe, und will es so lange sehen, wie ich noch lebe. Da schauen Sie, da leuchtet schon der feuerfarbige Schimmer über den scharfen Rand der Gebirgskämme herüber — ah, wie schön das ist! Wissen Sie, was ich mir immer dabei denke? Ich stelle mir den Mond als einen alten lieben Freund vor, den ich lange nicht willkommen geheißen. Blickt er nun zuerst hervor aus den Wolken — so ist das sein Auge — dann immer mehr, das ist sein Kopf — noch mehr, das ist seine Brust, sein Leib — und endlich ganz — das ist seine liebevolle Gestalt, die mich mit ihrem Lichte begrüßt und an schönere, jüngere Tage erinnert. Ach — da kommt er wirklich hervor — sagen Sie, ob ich nicht Recht habe — denken Sie einmal an einen lieben alten Freund —"

„Ich denke schon daran — ja — allmälig taucht er auf —"

„Das ist sein Kopf — ha! das, das ist sein Leib — warten Sie einen Augenblick, er kommt rasch, er hat ein Bedürfniß nach mir — da, da ist sein ganzer Körper. Ach, da ist er! Guten Abend, mein lieber, lieber Freund —"

Und er breitete beide Arme aus, als wollte er ihn umfangen. Ich stand neben ihm und sah mehr den Mann als den Mond an. Mich bewältigte eine tiefe Wehmuth und Rührung. Und doch war eine große, eine unnennbar große Freude mit dieser Rührung vermischt. Schon der erste Ton seiner Stimme war wie der Ruf eines alten treuen Herzens in mein Ohr gedrungen — ich glaubte die reine Glocke zu kennen, die aus dieser Brust tönte — aber ich wollte mich

ihm noch nicht verrathen, ihn nicht in seinen Betrachtungen stören, die sein ganzes Gemüth in Anspruch zu nehmen schienen und ihn hinderten, meine scharf auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit wahrzunehmen. Während ich ihn nun von der Seite, vom Scheitel bis zur Sohle betrachtete und durch seinen grauen lockigen Bart hindurch die Züge seines Gesichts zu zergliedern versuchte, hielt er immer noch den Kopf nach dem Himmel gerichtet und verfolgte den langsam heraufsteigenden Vollmond, der jetzt schon mitten im blauen Aether schwamm und sein blendendes Licht rings auf die lautlosen Fluren herabfallen ließ.

„Nun ist es genug," sagte er endlich, „jetzt hat er sein jugendliches Antlitz verloren und ist zu seinen anderen Freunden, den Sternen, gegangen, um ihnen, den Kleinen, seine ältere Weisheit zu lehren. O, darin ist er auch wie ich, ich habe immer gern das Gedeihen und Wachsen Jüngerer beobachtet, denn ich liebe das junge, hoffnungsvolle Geschlecht —"

„Da hätten Sie sich eigentlich zu einem Lehrer der Jugend geeignet," nahm ich wieder das Wort und blickte ihn lauschend von der Seite an.

„Ja, ja, da haben Sie wohl Recht. Ich bin auch ein Lehrer gewesen in jüngeren Jahren — ich habe auch Schüler gezogen — ja, ja, und recht liebe, gute und fleißige Schüler."

„Ist denn auch aus ihnen etwas Tüchtiges geworden?"

„Ach, das weiß ich leider nicht recht — denn wo sind sie, die wir in unserer Jugend sahen? Die Welt hat sie in ihrem tiefen Abgrunde verschlungen. Wo sind selbst wir für sie — sie mögen uns oft an anderen Orten suchen, als wo wir zu finden sind."

„Haben Sie in einer öffentlichen Schule unterrichtet?"

„Nein, das nicht, ach nein! So glücklich war ich nicht.

Es war in einem Kloster, wo ich einige Schüler hatte. Aber — erlauben Sie — jetzt fängt es an, fühlbar kalt zu werden — wollen Sie mich in mein Zimmer begleiten, so sollen Sie mir willkommen sein."

„Heute nicht, mein Herr, aber morgen — Sie wissen ja, Ihrer Augen wegen muß es bei Tage geschehen; auch möchte ich gern über etwas Anderes mit Ihnen sprechen, was mich in diese Gegend und zu Ihnen führt. So leben Sie denn wohl für heute — wann darf ich morgen im Schlosse erscheinen — weilt der Besitzer selbst darin?"

„Nein, nein, er weilt nicht darin. Nur ich ganz allein mit einem Baumeister, einigen Dienern und Arbeitern, die in diesen Tagen die letzte Hand anlegen, wovon ich mich überzeugen will, um dann wieder fort zu gehen. Kommen Sie, wann es Ihnen beliebt — essen Sie eine Suppe bei mir, dann können wir reden und die Augen betrachten, so viel wir wollen."

„Gut, ich werde kommen. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ach, mein Name, er hat nicht viel zu bedeuten!"

„Doch, doch — denken Sie, ich bin wie der Mond, der über die Berge blickt und wie ein alter Freund nach Ihrem Namen fragt."

„O — ein herrliches Bild — nun, wenn Sie ihn wissen wollen, ich heiße Aschhaupt, Ludwig Aschhaupt —"

„So, so; ich danke Ihnen. Leben Sie wohl — bis morgen!"

Ich trat von ihm zurück. Wie gern hätte ich dem alten, guten, grauhaarigen Manne die Hand gedrückt! Er ging, so schnell er konnte, dem Schlosse zu. Noch einmal blickte ich mich nach ihm um, bis er auf der Treppe desselben verschwunden war, dann trat ich langsam und in tiefes Nachsinnen verloren, meinen Rückweg an, denn ich hatte viel,

viel in Ueberlegung zu ziehen. Dieser Mann, diese Erscheinung — hier, in der Nähe von Brandstein und der Gränze des herzoglichen Landes — welches dunkle, schwer zu entwickelnde Räthsel gab er mir zu lösen!

Doch ich will den Gedanken des Lesers und den Ereignissen, die sich jetzt rasch auf einander folgen werden, nicht vorgreifen, ich bitte ihn vielmehr, bei der Gräfin wieder mit mir einzutreten.

„Nun," sagte sie, „da sind Sie ja wieder. Was haben Sie ausgerichtet?"

„Nicht viel, ich habe kein Wort von meinem Auftrage gesprochen."

„Kein Wort? Warum denn nicht? — Aber wie, Sie sehen ja so ernst, beinahe trübe aus — was ist Ihnen begegnet?"

„Eigentlich nichts und dennoch sehr viel. Ich habe nur einen Mann getroffen, der wahrscheinlich der Intendant des neuen Besitzers von Stromberg ist. Und nach dem, was ich von ihm gehört, sind meine Hoffnungen, das Gut kaufen zu können, sehr gesunken."

„Wie? Sie haben ja gar nicht Ihre Meinung darüber kund gegeben, sagen Sie."

„Nein, und dennoch sind diese Hoffnungen gesunken, glaube ich. Ich habe durch das Herz dieses alten Mannes in ein anderes geblickt — und was ich da wahrgenommen, ermuthigt mich nicht gerade sehr."

„O, sprechen Sie sich deutlicher aus, ich verstehe Sie nicht."

„Ich verstehe mich selbst nicht, gnädigste Frau — seien Sie mir deshalb nicht böse. Aber ich fühle mich ermüdet und will mich beeilen, nach Hause zu kommen."

„So bleiben Sie hier, Sie wollen ja doch wieder morgen nach Stromberg."

„Das will ich freilich — aber dennoch muß ich die Nacht in meinem Hause zubringen, der Herzog läßt mich bisweilen rufen —"

„Das ist etwas Anderes. Aber Sie kommen mir ungewöhnlich erregt vor — vorher waren Sie nicht so."

„Lassen Sie mich einmal sein, wie ich gerade bin — der Anblick des schönen Gutes, des Schlosses und Alles, was mir darüber im Kopfe herum geht, hat mich ernst gestimmt. Morgen werde ich heiterer sein. Aber ich höre mein Pferd vor der Thür wiehern — darf ich morgen Ihre Gastfreundschaft schon wieder in Anspruch nehmen?"

„Welche Frage, lieber Doctor — ich lasse Sie ungern in dieser Stimmung reiten — haben Sie auch einen Mantel?"

„Ich bin warm gekleidet, wie immer, wenn ich zu Pferde bin — also bis morgen, Gott erhalte Sie!" —

Ich war froh, als ich mich wieder allein befand; die Worte waren mir, ohne zu wissen, was ich sprach, aus dem Munde gekommen, ich hatte an etwas ganz Anderes dabei gedacht. Was ich aber auch dachte, ich fand nicht den rechten Schlüssel zu dem neuesten Räthsel.

Ich kam etwas spät nach Hause, denn ich ritt meist langsam. Nur in der unbeschränkten Freude jagt man sorglos dahin, aber ich hatte nicht Freude allein, ich hatte auch Sorge. Am nächsten Morgen wickelte ich meine Geschäfte so schnell wie möglich ab und um zwölf Uhr war ich schon wieder auf dem Wege nach Brandstein. Ich stellte mein Pferd ein, begrüßte mit wenigen Worten die Gräfin, dann schritt ich schnell über die Berge nach Stromberg. Und wie schön sah es im Mittagssonnenschein aus, denn an diesem Tage schien die Sonne zum letzten Mal warm hernieder — von heute an nahm sie Abschied auf lange Zeit. Das weite, fruchtbare Land, die Berge dahinter, mitten unter den herrlichen Bäumen das neue blinkende, große Schloß — es war

ein Aufenthalt, eines Fürsten würdig, ich verdachte es dem Herzog nicht, es gern besitzen zu wollen.

Auf der breiten Treppe des Schlosses trat mir ein Diener entgegen. Ich fragte nach Herrn Aschhaupt und sagte, ich sei von ihm zu Tische geladen. Der Diener führte mich in ein großes Zimmer zu ebener Erde. Da sah ich den alten Mann von gestern Abend unter einem Haufen von Büchern sitzen und, die Augen tief niedergebeugt, eifrig lesen. Ein einziger Blick meines schnellen Auges reichte hin, und ich hatte ihn erkannt. Es war mir, als hätte ich zwanzig Jahre geschlafen und sähe ihn, die Brust über den Tisch und seine Bücher lehnend, sitzen und studiren, nur an einem anderen Orte und in einem anderen Kleide.

„Guten Morgen, mein Herr," sagte ich mit einer Stimme, die ich so freundlich und kindlich wie möglich zu machen suchte — „Sie haben mich eingeladen — da bin ich — nun sehen Sie mich einmal bei Tage an."

Der Greis erhob sich ungewöhnlich schnell von seinem Tische, warf sein Buch bei Seite und schaute mich verwundert an. „Wie?" fragte er, „sind Sie der Herr von gestern Abend, der —"

„Ja, derselbe, der mit Ihnen den Vollmond, den lange nicht begrüßten Freund aus der Ferne über die Berge heraufsteigen sah —"

„Sie haben heute eine andere Sprache, wie mich dünkt — oder mein Ohr ist in einer seltsamen Täuschung befangen —"

„Sehen Sie und hören Sie mich genau an —" sagte ich und trat dicht vor ihn hin, ihm tief in die Augen blickend. Er betrachtete mich immer aufmerksamer.

„Kennen Sie mich nicht?" fragte ich, beinahe selbst ohne Athem, denn ich vermochte kaum, die tiefe Bewegung meines Herzens zurückzuhalten, das sich dem seinigen entgegendrängte.

„Ich kenne Sie und kenne Sie nicht — nur der Ton Ihrer Stimme ist es, der mir heute bekannter klingt, als gestern —“

„Ludovikus!“ rief ich. „Kennst Du Deinen ehemaligen Schüler nicht mehr?“

„Ha! Ludovikus! Sie wissen meinen Klosternamen?“

„Ja, ich weiß ihn, Gott sei Dank!“ jubelte ich. — „Und willst Du auch den meinen wissen, alter treuer Freund? Sieh hier Deinen alten Schüler Fritz Stilling aus dem Kloster der Franziskaner —“

Da schlug er hoch sein Auge auf und verschlang auf einen Blick meine ganze Person. Dann einen unartikulirten Schrei ausstoßend, stürzte er sich in meine Arme. Wir hielten uns einander umschlungen, wie nur Vater und Sohn sich umschlingen nach langer, langer Trennung. O, dieser Augenblick war einer der schönsten meines Lebens, ich durfte endlich hoffen, die Gefühle der Dankbarkeit äußern zu können, die so lange in meiner Brust geschlummert hatten.

Nur wenige abgebrochene Worte und Ausrufungen, Ausbrüche der mannigfaltigsten im Augenblicke sich ergebenden Empfindungen wurden anfangs zwischen uns gewechselt, es dauerte lange, ehe wir die Ruhe fanden, zusammenhängend uns mit einander unterreden zu können. Tausendmal unterbrach er mich, tausendmal schloß er mich an sein Herz und immer wieder mußte er sich lange nicht geweinte Thränen aus den Augen wischen, die ihm die Rührung und die Freude unverhofften Wiedersehens auspreßten.

Unter diesen Umständen kamen wir erst spät zu Tische, an dem wir Beide allein in einem stillen Zimmer saßen, und seiner bösen Augen wurde heute nicht mehr gedacht; er hatte Alles vergessen, nur die Erinnerung an die Tage unseres Zusammenseins in dem alten Kloster am Rheine nicht.

Schnell, fliegend mußte ich ihm einen Ueberblick meiner Erlebnisse und Verhältnisse geben. Er war darüber mehr als befriedigt, er frohlockte, und um so mehr, als ich ihm sagte, mein Glück sei allein sein Werk.

„Nein!“ rief er, „nein! Das ist Gottes Werk, der hat es mir und Dir allein in die Hände gelegt; aber auch dafür muß ich ihm dankbar sein. Ach, wie Du Dich verändert hast, mein guter, guter Fritz, ich hätte Dich noch lange nicht erkannt. Wie männlich bist Du geworden, wie sicher bewegst Du Dich. Nein, nein, das hast Du im Kloster nicht gelernt, und von mir am wenigsten. Nur die paar Buchstaben, das Alphabet des Lebens und der Weisheit konnte ich Dir beibringen, und das ist das Wenigste, was Du weißt.“

„Das ist nicht das Wenigste, mein alter Freund, das ist die Grundlage des Gebäudes, welches Du jetzt in mir vor Dir siehst, denn darauf hat Gott, der Herr, weiter gebaut. Nun laß es aber des Fragens und Staunens über mich genug sein, Du sollst später jeden Tag meines Lebens kennen lernen, wenn es Dir Vergnügen macht; sage mir lieber — wie kommst Du hierher?“

Da schwieg er betroffen still, sah mich lange zweifelnd an und fragte endlich: „Muß ich Dir das sagen? Verlangst Du es von mir?“

„Ich glaube sogar, ein Recht darauf zu haben; Du wirst mich nicht in Ungewißheit über Dein Schicksal lassen wollen.“

„Wie? Du eräthst es nicht?“

„Wie soll ich es errathen, ich habe ja gar keine Anknüpfungspunkte —“

„Keinen? Gar keinen? O, Du willst mich täuschen, ich merke es Deiner inneren Bewegung an, die sich in Deiner noch wie sonst alle Gefühle verrathenden Stimme ausspricht — denke ein wenig nach, mein Sohn, wer kann wohl der

Besitzer dieses Hauses sein, in dem ich mich als sein Freund und Sachwalter aufhalte?"

„Ludovikus!" rief ich, und konnte meine Bewegung nicht länger bemeistern, denn meine Ahnung hatte es mir schon am vorigen Abende verrathen — „Wäre es möglich! Es könnte nur Einer von uns sein, der auf diese Stelle des Erdbodens sein Haus bauen möchte —"

„Er hat es wirklich hierher gebaut, mein Sohn, ja, Einer von uns, Du hast es getroffen, ich verstehe Dich — Maximilian ist sein Besitzer!"

„Ach!" Und wir blickten uns Beide ernst, ahnungsvoll, tief erschüttert an.

„Aber der Grund, Ludovikus? Warum hat er gerade dies Gut gekauft?"

„Frage nicht mich, frage ihn selber, wenn er kommt, es ist allein sein Geheimniß. Kein Mensch — Niemand, auch seine treuesten Freude nicht, außer uns — darf seine Anwesenheit in der Nähe der Gränzen jenes Landes da drüben vermuthen — Du weißt, warum?"

„Ich weiß es, ja wohl, ja wohl! Aber was bezweckt er?"

„Frage Dich selber. Du kennst seine Geschichte. Hat er nicht immer einen und denselben Wunsch in seinem Herzen getragen?"

„Du siehst mich erstarrt — bewahrt er noch den Durst nach Rache in seinem Innern?"

„Rache und Liebe — beides, mein Sohn; ich konnte ihn nicht bewältigen, er war mir zu stark. Eine höhere Macht allein kann ihn bezähmen. Sende sie Gott!" Und Ludovikus senkte mit gefalteten Händen, gottergeben, sein ehrwürdiges Haupt.

„Laß es gut sein," fuhr ich fort, „wir wollen der Zukunft nicht vorgreifen. Weiß er, wer hier in der Nähe wohnt — daß ich beim Herzog bin — weiß er das?"

„Mein Sohn, ich glaube, er weiß Alles, er weiß vielleicht mehr, als ich und Du —"

„Aber woher hat er die Kunde?"

„Wie? Lebt sein Vater nicht in der Stadt?"

„Ja, aber abgeschieden von aller Welt, von Niemandem gesehen, Niemanden sehend, ich selbst habe ihn vergeblich zu sprechen verlangt."

„Das ist kein Beweis gegen meine Annahme. Wisse, dieser Vater lebt seit Jahren allein für seinen Sohn — er hat ihm in seiner Jugend nicht viel Väterliches gethan, er hat aber das Versäumte in seinem Alter nachgeholt. Selbst dies Schloß erstand aus seinen reichen Mitteln."

„Nun erkläre ich mir beinahe Alles. Aber ich fürchte, Maximilian legt eine Mine — läßt er sie einmal springen — dann, dann — ich wage nicht, mir das Aergste zu denken. Es ist ein trauriges Geschäft, in diese Zukunft zu schauen. Weiß er aber auch, wie es in des Herzogs Herzen aussieht? Weiß er das?"

„Das ist mir nicht bekannt, wie mir überhaupt wenig von seinem Wissen und seinen Plänen bekannt ist. Du weißt ja, wie er ist. Sein Herz ist eine verborgene Schmiede, in der er allein hämmert und feilt. Und es ist Stahl, was er zu Stande bringt."

„Ich weiß es, ich fürchte es. Aber warum ist er noch nicht hier?"

„Sein letzter Stahl ist noch nicht gehärtet genug — so denke ich es mir. Er hat mich vorausgesandt, die Vollendung des inneren Schloßbaues zu betreiben. Morgen wird die letzte Hand angelegt, morgen kehre ich zu ihm zurück und berichte ihm, daß Alles ist, wie er es verlangte."

„Höre, Ludovikus! Thu mir einen Gefallen. Mir fährt es wie ein Blitz durch die Gedanken. Sage ihm nicht, daß Du mich hier gesprochen hast, daß ich weiß, wer der Besitzer

dieses Gutes ist. Ich will ihn überraschen. Es ist möglich, daß ich, unerwartet vor seine Augen tretend, sein Herz besänftige. Ich habe eine Hülfe — und diese Hülfe ist groß."

„O, wäre es so, wie Du sagst! Aber ich hoffe es kaum."

„Dennoch will ich es versuchen. Nur das Eine versprich mir. Theile mir ganz im Geheimen den Tag mit, wann er hier eintrifft — ich werde mich bei ihm einfinden und das Uebrige wird sich finden. Hier hast Du meine Adresse."

„Das kann ich und das will ich thun."

„Kommst Du auch selbst wieder mit ihm hierher?"

„Ohne Zweifel; unser Schicksal ist auf ewig verbunden, so hat er es gewollt, denn er ist der edelmüthigste Freund. Ich und Franziskus, der ehemalige Guardian, wir begleiten ihn überall hin."

„Der Guardian? Auch er? Du machst mich noch glücklicher, als ich schon bin! Wie kamet Ihr aber Beide zu ihm? Das wenigstens sage mir."

„Das ist sehr einfach, mein Sohn; ein glücklicher Zufall ließ ihn uns finden. Du weißt vielleicht, daß unser Kloster aufgehoben und wir Bewohner desselben der Welt zurückgegeben wurden —"

„Ja, das habe ich in Münster gehört. Eure Spur aber blieb mir bis heute verloren."

„Ach, es kam Alles so rasch, wie eine Feuersbrunst bei Nacht. Als wir in Münster nach Dir forschten, wußte Keiner von Dir —"

„Ja, der Probst war todt, und ich ging von da nach Berlin —"

„Nun also. Jene drei Bußprediger, die Jesuiten — Du erinnerst Dich vielleicht ihrer noch —"

„Gewiß, gewiß! Wie könnte ich die Buben vergessen —"

„Nun ja — sie suchten und verfolgten Maximilian, in dem sie Gott weiß welchen politischen Verbrecher vermutheten.

Der Pater Henrikus hatte ihn verrathen und heimlich angegeben als Ketzer und Verräther an der heiligen Mutter Gottes —"

„Das weiß ich — und wohin ginget Ihr?"

„Wir gingen mit traurigem Herzen in die weite Welt — ohne Mittel, fast ohne Brod. Ich hatte meine und Maximilian's Bücher in Dorsten untergebracht, wo wir einige Jahre im Kloster als Gäste lebten. Da gefiel es uns aber nicht. Wir wanderten weiter, von Kloster zu Kloster, von Freund zu Freund. Da brach der Krieg aus. Wir, nicht wissend, wo uns verkriechen — kehrten nach Dorsten zurück. Dort blieben wir nun bis zum Jahre 1816. In diesem Jahre besuchten wir eines Tages Wesel, neugierig, die siegreichen preußischen Truppen zurückkehren zu sehen, die die Welt vom Tyrannen befreit. Da wollte es Gott, daß wir uns am Rheine an der Brücke aufstellten, die vorüberziehenden Schaaren zu betrachten. Und wen erblickten wir da an der Spitze einer Abtheilung? Einen großen, herrlichen, uns unvergeßlichen Mann. Es war Maximilian. Er sprang von seinem Pferde und eilte auf uns zu, denn auch sein Adlerauge hatte uns erspäht. Wenige Worte verständigten uns. Eine Stunde später waren wir bei ihm in seinem Gasthofe. Er hörte von unserem Wanderleben, unseren Irrfahrten; er bot uns eine Heimat bei sich an, wo er auch lebte. Wir zauderten nicht lange, wir zogen ihm nach und lebten in Berlin mit ihm bis jetzt."

„In Berlin? Und das habe ich nicht gewußt?"

„In Berlin ist er noch jetzt. Von dort kommt er hierher. Hier ist er sicher, hier ist er nicht verbannt, denn dies Gut ist das seine. Er hat es von dem Fürsten, dem es gehörte und der ihm innig verpflichtet ist, gekauft. Jetzt weißt Du Alles."

„Alles? Ach, wie wenig! Aber wenigstens die Hauptsache ist mir bekannt." —

Von dem Auftrage des Herzogs, der mich nach Stromberg geführt, sagte ich Ludovikus nichts. Es hätte ja zu nichts gefruchtet. Maximilian allein hatte über den Verkauf zu entscheiden, und dessen Entscheidung sah ich voraus. Also schwieg ich. Bis zum späten Abend blieb ich bei meinem alten Freunde, der schon am nächsten Tage den Landsitz verließ. Wir hatten uns so viel zu erzählen, zu fragen, zu beantworten. Endlich nahm ich Abschied, nachdem ich noch einmal mit ihm den Mond über die Berge aufsteigen gesehen.

„Siehst Du," sagte er, „habe ich nicht Recht gehabt? Blickte mich nicht mit ihm ein alter Freund an, als er gestern über die Berge heraufklomm?" —

Bei dem hellen Leuchten dieses Mondes kam ich in Brandstein an. Man war verwundert über mein langes Ausbleiben und noch mehr über mein Schweigen über Alles, was ich vermuthlich ausgerichtet hatte. Meine stumme Erscheinung befriedigte heute noch weniger als gestern, und das war natürlich, denn ich träumte schwer und bang über die Verschlingungen der Verhältnisse, die sich mein Herz als Schwerpunkt auserlesen zu haben schienen, in welchem die Schicksale so innig verbundener und doch wieder sich so heftig abstoßender Personen zusammenliefen. Glücklicherweise schob die Gräfin meine seltsame Stimmung auf die mißglückte Unterhandlung in Betreff des zu kaufenden Gutes. Dabei ließ ich sie auch. Erst spät in der Nacht betrat ich meine Wohnung in der Stadt wieder. Der letzte Akt meiner Handlungen in dem Drama meines Lebens hatte mit diesem Tage begonnen. Das fühlte ich tief in innerster Seele, und darum war ich so still und ernst, aber — das fühlte ich nicht minder, ich war auch gefaßt und zu Allem bereit.

Sechstes Kapitel.

Die Stimme Gottes.

Als ich dem Herzog am andern Tage über den Beginn meiner Unterhandlungen auf Stromberg Bericht abstatten wollte, fand ich ihn nicht in der Stadt. Von einer plötzlichen Laune beherrscht, war er zur Jagd gefahren, von der er erst Nachmittags zurückkehrte. Da er um sechs Uhr, wie ich vernommen hatte, die Minister zum Vortrage befohlen, so begab ich mich gleich nach aufgehobener Tafel in's Schloß und ließ ihm meine Anwesenheit bemerklich machen. Sogleich wurde ich in sein Zimmer gerufen. Der gnädige Herr war heute etwas hastig, die Bewegung im Freien, die Aufregung der Jagd schien sein starres Blut in Wallung gebracht zu haben, er saß nicht wie sonst nach körperlicher Anstrengung still und nachdenkend auf seinem Sessel, sondern er ging mit raschen und entschiedenen Schritten in dem großen Gemache auf und nieder.

„Guten Abend," sagte er eilfertig, „wie steht es mit Stromberg? Sind Sie dagewesen? Ich habe das Schloß heute aus der Ferne gesehen. Es ist reizend, es muß mein werden, und sollte ich eine Million dafür bezahlen."

„So hoch wird es nicht kommen, Durchlaucht."

„Also Sie sind im Handel?“

„Im Beginn wenigstens, denn ich bin gestern und vorgestern auf dem Gute gewesen und habe mit dem Sachwalter gesprochen. Indessen bietet der Verkauf gewisse Schwierigkeiten dar; der Besitzer bezieht das Schloß erst in einigen Wochen, und sein Sachwalter war ohne genügende Vollmacht. Uebrigens ist das Grundstück wie das Schloß selbst eines Fürsten würdig, ich habe Alles in Augenschein genommen, Außen und Innen.“

„So. Aber da ist für's Erste Nichts zu thun. Wir müssen warten. Wie heißt der Besitzer?“

„Ich weiß es nicht, wie er sich nennt. Der Sachwalter schien den Namen seines Herrn noch geheim halten zu müssen.“

„Aha! Er ist schlau, dieser Herr. Nun, wir wollen es auch sein. Aber ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Ich gebe die Sache unter keinen Umständen auf. Erwarten wir den neuen Besitzer selber. Ich werde ihn auszeichnen, das wird vielleicht wie Oel wirken und ihn geschmeidiger machen. — Sie können sich jetzt ausruhen von Ihren Reisen und Unterhandlungen, Doctor. Dabei horchen Sie ein wenig herum, was man in der Stadt spricht — Sie verstehen mich?“

„Gewiß, Durchlaucht, ich habe schon lange ein aufmerksames Ohr.“

„Was haben Sie bereits gehört?“

„Mit dem Allerneuesten bin ich noch nicht ganz vertraut, denn ich bin erst kurze Zeit wieder hier — ich habe auch noch nicht Alles vernommen.“

„Alles — wer will Alles wissen? Was Sie gehört haben, können Sie mir wenigstens sagen. Ich liebe es nicht, daß Sie mir ausweichen.“

Er blickte mich bei diesen Worten forschend an. Aber ich erwiderte diesen Blick eben so fest, weil ich erfahren wollte, ob ich ganz heraustreten dürfe mit meiner Meinung. Er

schien mir in der Stimmung zu sein, eine Wahrheit vernehmen zu können, auch wenn sie herbe wäre.

„Was ich gehört habe, Durchlaucht, ist nicht viel Angenehmes. Das Gegentheil sogar. Auch wissen Sie es schon, denn Sie haben es mir ja selbst gesagt — man murrt. Und wie ich die Sache ansehe — murrt man, glaube ich, mit Recht."

Ich legte auf die beiden letzten Worte einigen Nachdruck. Dieser verfehlte sein Ohr nicht. Er blieb, denn er hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, stehen, drehte den Kopf heftig nach mir herum und sein immer düster blickendes Auge füllte sich mit ungewohntem Glanze.

„Mit Recht?" rief er. „Und Das sagen Sie mir in's Gesicht?"

„Das muß ich Ihnen in's Gesicht sagen, gnädigster Herr, Sie haben mich ja mit der Bedingung in Ihre Dienste genommen, stets meine wahre Meinung zu hören. Sie sehen jetzt in mir den Freund und Vertreter der Wahrheit, ich bin das offene Wort selbst, welches ohne Scheu zu Ihren Ohren flattert —"

„So — ja — das klingt sehr schön — schmeckt mir aber sehr bitter."

„Ich glaube es und bedauere es. Es ist aber nicht meine Aufgabe, gnädigster Herr, Ihnen nur Süßes zu schmecken zu geben, wo das Süße nicht frommt. Hier frommt es wahrhaftig nicht. Die Wahrheit ist oft etwas bitter — darf ich sie ganz vor Ihnen erörtern?"

„Ja, aber schnell und kurz. Kommen Sie mit einem Schlage zur Sache — denn ich vermuthe schon, wohin es geht. Auch ich werde kurz sein. Warum murrt man — — das will und muß ich wissen."

„Gerade heraus gesagt — über die fremden Männer, die

Sie nicht allein in Ihren Dienst, sondern, wie man sagt, auch an Ihr Herz genommen haben —"

„Weiter!"

„Diese Männer sind Fremdlinge in diesem Lande und mit seinen Gesetzen und Bedürfnissen nicht gehörig vertraut; der Charakter Ihrer Unterthanen ist ihnen ein verschlossenes Buch; sie wissen nicht, was ein treues, gutes Volk gerne leisten mag, wenn es richtig geleitet wird, aber auch nicht, wie viel dieses Volk nur zu ertragen geneigt ist, wenn man es überbürdet —"

„Hoho! Weiter!"

„Ich bin schon fertig mit meinem Berichte. Vielleicht aber darf ich so dreist sein, die Frage vor Ihren Ohren auszusprechen, die Ihre treuesten Anhänger, ungehört von Ihnen, Tag und Nacht wiederholen: Konnten Andere nicht Dasselbe verrichten, was jene beiden Männer verrichten? Hatten Sie, der Herzog, nicht kluge und ergebene Diener unter Ihren eigenen treuen Landeskindern zur Verfügung?"

Ich schwieg. Er senkte etwas den Kopf und ging schon langsamer auf und nieder. Einmal erhob er die Stirn und ich glaubte, er wolle gegen mich zornig losbrechen, aber er hielt sich zurück. Dennoch verstand ich, daß er maulte. Meine Vorstellungen hatten einen kleinen Eindruck gemacht, irgend einen noch verwundbaren Fleck in seinem Innern getroffen. Ich sah, was ich in Zukunft wagen könne, wenn ich Etwas wagen müsse. Und das gab mir Muth und Spannkraft für alle Fälle.

„Doctor!" sprach er mit nachdrücklichem aber warmem Tone und trat mir zwei Schritte näher. „Kennen Sie die neuen Diener, die Sie im Namen des Volkes anklagen?"

„Nein, Durchlaucht, ich kenne sie nicht, nur dem Namen nach, und habe höchstens auf Augenblicke ihre Person gesehen."

„Nun — und Sie urtheilen schon? Sie offener, ehr-

licher Mensch sind eben so vorurtheilsvoll und kurzsichtig, wie die Anderen, die der Neid aufstachelt und widersetzlich macht! Ich will Ihnen einen guten Rath geben. Lernen Sie diese angeklagten Männer kennen, sehen Sie sie sich an — sprechen Sie mit ihnen. Und wenn Sie dann zu mir kommen und sagen können: Herr Herzog, Sie haben Unrecht gethan, daß Sie Ihrem eigenen Willen folgten, Ihrer eigenen Einsicht vertrauten — dann will ich mir die Sache überlegen. Aber das werden Sie nicht können, Sie werden im Gegentheil gestehen müssen, daß ich ein Recht hatte, gegen den Wunsch des ganzen Landes zu entscheiden. Denn dieses Land ist blind, ist unwissend, ist ungerecht — wenigstens diesen beiden Männern gegenüber. Denn sie, meine neuen Minister, sind vortreffliche Männer — ja, ja, ja — das sind sie, ich sage es Ihnen. Nie habe ich so gewandte, umsichtige, beinahe allwissende Männer, die für jede Noth eine Hülfe, auf jede Frage eine Antwort haben, in meinem Leben kennen gelernt. Sie sind gewissermaßen von Gott, ja, ja, von Gott angehaucht, denn die erhabene Weisheit, die in ihren Köpfen, und die Menschenliebe, die in ihren Herzen thront, strömt auch über ihre Lippen. Man lerne sie besser kennen und man wird sie verehren — wie ich sie verehre. Ueberall und immer hat man die Weisesten ihrer Zeit gesteinigt, gebrandmarkt, vergiftet. Ich will mir diese nicht steinigen, nicht brandmarken, nicht vergiften lassen. Denn ich bin Herr und ich habe einen Willen und mit dem Willen die Kraft — die von Oben stammt. Das ist meine Ansicht, meine Meinung von der Sache. Ueberhaupt bevor ich nicht sehe, was ich nicht glaube, sehen zu können, daß sie mich, wie die verläumderische, feile Welt sagt, belügen und betrügen — eher werde ich von ihnen nichts Schlimmeres glauben, als was ich jetzt von ihnen glaube. Das war es, was ich Ihnen heute sagen wollte, Herr Geheimrath — guten Abend!"

Es war das erste Mal, daß er mich so nannte. Es lag in diesem Worte vielleicht eine Anerkennung meiner Offenheit und meiner vertraulichen Stellung zu ihm, vielleicht aber auch ein kleiner Spott, der mich strafen sollte. „Es ist gut," dachte ich, verbeugte mich und trug den kleinen Denkzettel mit hinweg. Aber ich nahm mir vor, seinem Rathe Folge zu leisten und mich zu bemühen, diese von Gott angehauchten und von Weisheit und Menschenliebe überströmenden Männer, die neuen Minister, recht bald etwas näher kennen zu lernen.

An demselben Abend, es war ein Freitag, wurde ich um zehn Uhr Abends zu einem Kranken gerufen. Ich ging zu Fuß dahin, obwohl derselbe weit entfernt von meinem Hause wohnte. Die Schloßuhr schlug die elfte Stunde, als ich langsam und durchaus keine Ermüdung fühlend, in meine Wohnung zurückkehrte. Der Himmel war den ganzen Tag bewölkt gewesen und der Mond konnte die Nebelschichten der dicken Luft nicht völlig durchdringen, dennoch herrschte eine mäßige Helligkeit auf den Straßen der ruhenden Stadt. Ich hatte eben meine Hausthür aufgeschlossen und wollte sie, schon innerhalb des Hauses stehend, wieder leise zuschlagen, als ich das Flüstern zweier Menschenstimmen vernahm, die, unweit von meiner Thür vorübergehend, sich dem gegenüberliegenden Schlosse zu nähern schienen. Von einer unwillkürlichen Neugierde getrieben, blickte ich zur Thür hinaus und sah dicht vor dem Portale des Schlosses zwei mit Mänteln und Hüten bekleidete Männer stehen, die mit der auf- und abschreitenden Schildwache leise einige Worte wechselten und dabei in den Bereich der hell brennenden Schloßlaternen geriethen. Gleich darauf trat die Schildwache zurück und ließ den Eingang frei, der dem Publikum des Nachts sonst verschlossen ist.

Dieser Umstand fiel mir auf. Ich hatte keinen besonderen Verdacht auf die beiden Männer, aber dennoch erschien mir ihr eigenthümlich demüthiges und doch herrisches Wesen, der gehorsamen Schildwache gegenüber, eine ungewöhnliche Bedeutung zu haben.

Rasch schloß ich die Thür hinter mir und stieg in mein Zimmer hinauf. Ich ließ dasselbe dunkel, stellte mich aber an's Fenster, welches den Schloßeingang beherrschte, durch welchen die Männer eingetreten waren. Obgleich ich nicht erwartete, sie sobald wieder daraus hervortreten zu sehen, so wurden sie doch in weniger als zehn Minuten schon wieder sichtbar. Jetzt aber waren sie zu Dreien. Der dritte Mann, eine hohe und stolze Figur, ebenfalls mit Mantel und Hut bekleidet, sprach einige Worte zur Schildwache, die augenblicklich das Gewehr präsentirte. Dann aber schritten die drei Männer rasch die Straße hinunter, die in die vornehmere Gegend der Stadt führt.

Ich fühlte mich etwas angeregt und sehr geneigt, im Angesicht dieses nächtlichen Spazierganges unaufgefordert den Lauscher zu spielen. Denn ich glaubte oder redete mir ein, in jener dritten hohen Gestalt den Herzog erkannt zu haben, der auf der Straße immer eigenthümlich gerade und mit erhobenem Kopfe daherzuschreiten pflegte. Dieser Umstand war mir genau bekannt. Ich machte es mir bequem, blieb aber im Dunkeln am Fenster sitzen, Auge und Ohr unverwandt nach der Straße gerichtet.

Ich mußte etwas lange in dieser Stellung verharren, ehe meine Neugier befriedigt wurde, denn erst nach ein Uhr kamen dieselben drei Männer wieder die Straße daher, blieben vor den Laternen, wenige Schritte von der abermals das Gewehr anziehenden Schildwache, stehen, flüsterten einige Worte, worauf sich die beiden zuerst gekommenen ehrerbietig vor dem dritten verneigten und dann davongingen. Der

Herzog aber, denn kein anderer war es als dieser, trat allein in das Schloß, nachdem er einige Worte zu der Wache gesprochen und ihr, wie es schien, etwas in die Hand gegeben hatte.

Jetzt war meine ganze Aufmerksamkeit leidenschaftlich angeregt. Ich mußte wissen, was dieser nächtliche Vorgang zu bedeuten hatte und womit er zusammenhing. Die verschiedenartigen Gedanken, die sich darüber in meinem Gehirne stritten, verscheuchten mir den Schlaf, ich ruhte kaum einige Stunden und schon um fünf Uhr Morgens war ich wieder auf den Beinen. Ich kleidete mich schnell an, denn ich hatte mir bereits einen Plan entworfen. Der Herzog, wußte ich, stand um diese Jahreszeit regelmäßig um sieben Uhr auf; ich begab mich aber schon um sechs Uhr in's Schloß, welches mir zu jeder Zeit zugänglich war, sobald ich meinen Namen auf der Wache nannte, und trat bei dem Kammerdiener Bernhard ein, der eine Dienstwohnung im Schlosse inne hatte und, wie ich ebenfalls wußte, frühzeitig thätig war.

Ich fand den alten treuen Diener des Herzogs bei seiner Morgentoilette. Er schien sehr verwundert, mich so früh bei sich zu sehen.

„Guten Morgen, mein lieber Bernhard," sagte ich — sind Sie allein und haben Sie fünf Minuten für mich übrig?"

„Ich bin ganz allein und stehe zu Ihren Befehlen. Um sieben Uhr erst beginnt mein Dienst."

„Bernhard, ich komme in wichtigen Angelegenheiten zu Ihnen — seien Sie verschwiegen gegen Jedermann, gegen mich aber aufrichtig und wahr. Sie wissen, ich bin dem Herrn Herzoge eben so ergeben, wie Sie."

„Wohl weiß ich das, Herr Geheimerath; aber Sie machen mich besorgt. Was giebt's denn schon wieder?"

„Besitzen Sie noch das ganze Vertrauen des Herzogs wie früher?"

„Ich weiß es nicht anders, wenigstens fühle ich keine Abnahme desselben."

„Das ist gut. Wo ist der Herzog diese Nacht gewesen?"

Der Kammerdiener erschrak. „Wie? Sie wissen es?" fragte er bebend.

„Sie sehen, daß ich weiß, daß der Herzog ausgegangen ist. Ich will aber wissen, wo er gewesen ist. Ich sage Ihnen dabei zugleich im Voraus, daß ich von Ihrer Mittheilung keinen Gebrauch machen will, denn ich habe für mich allein beobachtet; aber die Verhältnisse, in denen wir leben, und unsere Pflicht, des Herzogs treue Diener im vollsten Sinne des Wortes zu sein, erheischen für mich, daß ich meine Ueberzeugung durch die eines Anderen verstärke, und für Sie, daß Sie mir Nichts verbergen, was Ihnen etwa über diesen geheimnißvollen Ausgang bekannt ist."

„Treue Diener! Ja, das sind wir, das wollen wir ganz sein. Ach! der Dienst wird immer schwerer, ich zittere manchmal, wenn ich zu ihm in's Zimmer trete."

„Seien Sie kurz — wo ist er gewesen?"

„Ach, Herr Geheimerath, Ihnen will ich Nichts verschweigen. Wohin er des Nachts geht, weiß ich nicht, wohl aber, mit wem er geht."

„Ha! Das ist mir für's Erste genug und vielleicht die Hauptsache."

„Nun — mit den beiden neuen Excellenzen, den Ministern, die ihn so umgestaltet haben, seitdem sie bei ihm ein- und ausgehen, wann sie wollen, was meist im Geheimen geschieht."

„Sie machen mich erbeben. Also sind sie oft des Nachts bei ihm? Und er geht öfters mit ihnen aus dem Schlosse?"

„Ja, alle Freitage Nachts kommen sie um dieselbe Zeit

und jedes Mal gehen sie mit ihm zu einer anderen Pforte hinaus. Weiter aber weiß ich Nichts, weder wohin sie sich begeben, noch zu welchem Zwecke."

„Haben Sie den Dienst, wenn der Herzog des Nachts zurückkehrt?"

„Leider ja, ganz allein. Er kommt immer erst um die erste Stunde des Morgens zurück, und stets begleiten ihn dieselben Herren, und jedes Mal ist er dann in einer sonderbaren Stimmung."

„In welcher Stimmung?"

„In einer sehr weichen und gerührten Stimmung. Er spricht dann stets fromme Worte zu mir und betet lange und oft laut im Bette, ehe er einschläft."

„Bernhard! Seien Sie ganz aufrichtig gegen mich — zum Besten dieses armen Herzogs — haben Sie gar keine Ahnung, wohin ihn diese beiden Herren führen?"

„Nicht die geringste."

„Bernhard! Ich vermuthe in diesen heimlichen Gängen nichts sonderlich Gutes. Warum wählen sie sonst nicht den Tag? Wir sind Freunde — uns verbindet und leitet nur ein Interesse, das höchste im Staate. Wir müssen zu erfahren suchen, wohin sie unseren Herrn führen."

„Um Gottes willen, Herr Doctor, ich nicht! Der Herr Herzog befiehlt mir jedes Mal mit strenger Miene, ihm weder mit Blick noch Schritt zu folgen, nie eine Neugierde zu verrathen — es wäre mein Tod."

„Sehen Sie, daß es wichtig ist! Was denken Sie davon?"

„Ich habe mir anfangs gedacht und denke es zuweilen noch, daß sie ihn in eine Betstunde oder dergleichen führen —"

„Ah — das ist möglich! Sie haben Recht, das glaube ich auch. Aber ich muß mehr wissen. Mir hat er nicht verboten, ihm mit Blick und Schritt zu folgen. Ich werde

ergründen, wohin er sich begiebt. Ist es zu einem guten Zwecke, so kümmert es uns Nichts. Also nur des Freitags geht er aus?"

„Des Freitags allein, immer um dieselbe Stunde, fast auf die Minute."

„Das ist merkwürdig. Warten wir ruhig den nächsten Freitag ab. Erlaubt Ihnen dann Ihr Gewissen, mich zu benachrichtigen, aus welcher Pforte die drei Herren das Schloß verlassen? — Weiter will ich von Ihnen Nichts wissen, das Andere ist meine Sache."

„Ja, das erlaubt mir mein Gewissen. Sie dürfen aber nie meinen Namen nennen, wenn eine Enthüllung bevorsteht."

„Hier meine Hand darauf, ich schwöre es Ihnen zu als ehrlicher Mann. Guten Morgen, Bernhard; wir sind also einig?"

„Vollkommen! Guten Morgen, Herr Geheimerath!"

Ich athmete tief auf, als ich diesen neuen Schritt in der Erkenntniß der Umtriebe der Hofintriguen gethan hatte. Ich bildete mir ein, in der Ferne einiges Licht über dieses Geheimniß schimmern zu sehen. Vorsichtig, leise, aber kühn wollte ich diesem Lichtschimmer nachgehen und mir das dunkle Werk der Nacht in der Nähe betrachten.

Am nächsten Freitage, um dieselbe Stunde, bekam ich Nachricht, welche Pforte die Nachtwandler heraus gelassen hatte, und da ich mich vorbereitet hielt, so war ich schnell hinter ihnen her. Auf weichen Schuhen, damit mein Tritt mich nicht verriethe, folgte ich ihnen und sah sie raschen Schrittes vor mir dahineilen. Damit sie mich nicht etwa für einen Spion hielten und ich sie besser im Auge behalten konnte, blieb ich stets auf der anderen Seite der Straßen, die sie schweigend durchschritten, der Herzog um einige Schritte voran, die anderen Beiden hinterher. Ich war übrigens nicht die einzige Person, die auf der Straße ging, denn es

begegneten uns einige Nachtschwärmer auf unserem Wege. Die Nacht war zwar dunkel, hier und da aber brannte eine Laterne und zeigte mir sicher die fest in's Auge gefaßten drei Gestalten.

Da kamen sie in die Nähe des bischöflichen Palastes. Hier machten sie Halt. Eine kleine Pforte öffnete sich und sie schlüpften hinein.

Ha! das Licht vor meinen Augen in der Ferne wurde schon heller. Langsam wandelte ich nach Hause, ohne ihre Rückkehr abzuwarten. Am zweiten Freitage wiederholte sich derselbe Spaziergang, am dritten und vierten abermals. Wir waren schon in den Dezember gelangt — immer wieder kam der Freitag und immer wieder sah ich die drei Männer in derselben Pforte des bischöflichen Palastes verschwinden.

Aber ich kam damit nicht weiter in meinen Beobachtungen. Bernhard's Meinung behauptete auch in mir den Vorrang. Ich hielt die drei für Mitglieder eines im Geheimen abgehaltenen frommen Verkehrs. Das war Alles, was mir zu errathen möglich war. Aber das befriedigte mich durchaus nicht. Ich fühlte eine Ungeduld allmälig in meinem Herzen aufsteigen, die ich kaum noch bemeistern konnte. Es drängte mich mit Gewalt, mehr zu sehen und zu hören. Aber wie? Ich zerbrach mir den Kopf, immer vergebens, ich konnte nichts erdenken. Eben so wenig mein treuer Bundesgenosse Bernhard.

Da verfiel ich auf einen Gedanken, der mich meinem Ziele näher zu bringen schien. Ich nahm mir vor, die beiden Minister aus der Nähe zu beobachten, ich wollte sie endlich kennen lernen, wie mir der Herzog gerathen, wie es mir aber bisher noch nicht nach Wunsch geglückt war. Aber auch dieser Plan schlug fehl, da ich keine laute und öffentliche Bekanntschaft wollte. An den Bischof zwar hätte ich im Stillen gelangen können, denn der Zutritt zu ihm war

jedem Besucher offen. Aber was ging mich der Bischof an? Ich wollte und sollte nur die Minister kennen lernen. Diese aber verschanzten sich auf eine unerhört schlaue und hartnäckige Weise gegen jede fremde Berührung. Gesellschaften besuchten und gaben sie nicht, es lud sie Niemand ein, Niemand wäre auch zu ihnen gekommen. Eben so wenig waren sie im Theater zu finden, welches bereits eröffnet war. Von der Außenwelt abgeschlossen, lebten sie in ihren Häusern, nur mit wenigen Personen verkehrend, die ihnen völlig ergeben waren. Beim Herzog konnte ich sie nur selten und dann nur im Vorbeigehen treffen, sie kamen nur des Abends und waren flüchtig, wie der Wind, bald dieser, bald jener Thür sich bedienend. Sie schienen, auch hierin vom Hauche Gottes unterstützt, mit einem Mittel, sich unsichtbar zu machen, ausgestattet zu sein.

Aber alle diese mannigfachen Hindernisse, statt mich zu ermüden oder abzuschrecken, stachelten meine immer lebhafter hervortretende Begierde mehr und mehr. Ich mußte an sie heran, um jeden Preis — zu welchem Zwecke, das wußte ich selber noch nicht; aber es trieb mich ihnen entgegen, wie mit einer inneren übernatürlichen Gewalt. Endlich auf keinem Wege meinem Ziele näher rückend, entschloß ich mich, Etwas zu thun, was ich schon längst hätte thun sollen, nämlich den Herzog geradezu zu bitten, mich mit ihnen bekannt zu machen und mir so die beste Gelegenheit zu geben, die weisen und tugendhaften Herren aus erster Hand kennen zu lernen.

Da geschah Etwas, was ich nicht erwartet hatte und was mich schneller und richtiger zum Ziele brachte, als alle meine bisherigen Bemühungen.

Wir waren mitten im Dezember. Es war wieder ein Freitag, also ein Nachtwandlertag. Ich verfolgte mit einem wahren Ingrimme die drei vor mir herschreitenden Männer

und war nahe daran, in eine Art Wuth auszubrechen, als die kleine Pforte vor meinen Augen hinter ihnen in's Schloß sprang.

Abermals unbefriedigt und vor Verlangen nach einer Aufklärung brennend, kehrte ich in meine Wohnung zurück — am nächsten Morgen dem Herzog meine Bitte vorzutragen, war ich fest entschlossen. Mit diesem Gedanken legte ich mich nach Mitternacht zu Bett. Noch lag ich schlaflos darin, als es an meiner Thür klingelte. Ich sprang schnell auf und öffnete das Fenster.

„Wer ist da?"

„Ach — sind Sie es selber? Ich bin es, Bernhard, der Kammerdiener des Herrn Herzogs. Kommen Sie sogleich zu Sr. Durchlaucht, er befindet sich unwohl."

Aha! Mir schlug das Herz vor Freude. Ich sprang mit einer Art Wollust in die Kleider. In zehn Minuten war ich an der Thür, vor welcher Bernhard auf- und abgehend mich erwartete.

„Was giebt es, Bernhard?"

„Ach, es ist schlimmer, als es noch je gewesen. Der Herr Herzog kam vor einer Viertelstunde von seinem gewöhnlichen Gange zurück. Er starrte mich mit verwirrten Blicken an. Dann fiel er mir um den Hals und schluchzte dabei wie ein Kind. Ich konnte ihn gar nicht beruhigen. „Rufe mir den Doctor," sagte er, „ich muß einen Menschen sprechen, der Augen hat — ich habe keine mehr." Da sprang ich denn fort und da bin ich. Sie werden ja sehen, wie es ist."

„Es ist gut so, Bernhard; so mußte es einmal kommen. Gott hilft. Wie? Gehen wir nicht in sein Schlafzimmer?"

„Nein, er sitzt noch auf in seinem geheimen Kabinet. Sie werden sich über sein Aussehen wundern, so verstört und unglücklich ist er."

Leise wurde die Thür geöffnet, leise trat ich ein.

Der Herzog saß auf einem Feldstuhle zusammengekauert vor dem Kamin und starrte, wie er es so oft that, in die rothe Gluth, mir bei'm Eintreten den Rücken zukehrend. Sein Gesicht war bleich, sein Haar hing verworren, wie ich es nie wahrgenommen, da er stets große Sorgfalt auf sein Aeußeres verwandte, über die Stirn, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren von einem aschfarbigen Ringe umgeben. Im Ganzen sah er aus wie ein Mensch, der etwas Entsetzliches erblickt hat oder dem eine Todesgefahr droht, oder dessen Seele hülfloser Verzweiflung anheimgegeben ist.

„Guten Abend, gnädigster Herr!" sagte ich heute zuerst mit leiser, ehrerbietiger und weicher Stimme, da ich fühlte, daß er eines tröstenden Beistandes bedurfte. „Ich sehe leider, daß Sie krank sind."

Er drehte den Kopf langsam nach mir herum und gab mir die Hand. Ich war erschrocken über den tief traurigen, zerknirschten und unbeschreiblich wehmüthigen Ausdruck seines Gesichts. „Seien Sie mir nicht böse," fing er endlich mit leiser Stimme an, „daß ich Sie aus dem Bette holen ließ; aber ich mußte Gesellschaft haben — und auf Sie fiel meine Wahl unter allen Menschen, die in meinem Gesichtskreise leben. Ja, ich fühle mich wirklich krank, das heißt nicht leiblich, denn alle meine Organe thun ihre Schuldigkeit, geistig aber ganz und gar. Sehen Sie mich an und beurtheilen Sie meinen Seelenzustand danach. Ich habe mich über mich selbst erschrocken, als ich zufällig vor einen Spiegel gerieth. Aber mir ist zu Muthe, als stände ich auf der Schwelle zu einem großen Unglück, einem schrecklichen Ereignisse, dessen geheimnißvolle Falten ich nicht glätten und durchdringen kann. Es weht eine schaurig kalte Luft um meine Seele, so daß sie zu frieren scheint, und mein Blut rollt schwer und bang in meinen Adern. Haben Sie schon

solche Gefühle kennen gelernt? Stammen sie aus dem Leibe oder aus der Seele?"

„Ich kenne sie wohl. Sie stammen oft aus dem Leibe, oft aus der Seele, oft aus beiden zugleich, denn ist Eins von beiden leidend, so leidet das Andere mit, das liegt in der Natur unseres, aus irdischen und göttlichen Elementen gemischten Stoffs. In der Regel aber" — und hier erhob ich meine Stimme und ließ meine Augen ausdrucksvoll auf den seinigen ruhen — „deuten diese Gefühle an, daß unsere Seele sich mit Dingen beschäftigt, die wir abschütteln sollten, weil sie nicht nothwendig sind zu unserem Leben und verderblich für unser Glück und unsere Ruhe."

„Sehr gut gesagt, ein vortrefflicher Rath in Worten! Aber wer kann das? Schütteln Sie sie ab! Als wenn ich ein Pudel wäre, der sich das Wasser aus dem Felle schütteln kann. Nein, Doctor, die Dinge, die diese Gefühle hervorrufen, sitzen bei mir zu tief, ich müßte mich ganz umschaffen können, wollte ich sie los werden. Ach! das Leben gefällt mir nicht, es ist kein Reiz, kein Duft, keine Blüthe mehr darin. Ich habe keine genügende Beschäftigung, der ich mich, wie sonst, mit ganzer Herzensfreudigkeit hingeben könnte, und daher habe ich Langeweile. Ich muß, ich muß Zerstreuung haben — ich habe wirklich an eine große Reise gedacht — und doch kann ich bei dieser Stimmung meines Landes und unter den jetzigen unglückseligen Verhältnissen nicht fort. Auch Ihre Sängerin bleibt so lange — hat sie noch nicht geschrieben, wann sie eintrifft?"

„Sie hat mir schon dreimal geschrieben, und ich erwarte alle Tage die Anzeige der Stunde, wann sie kommt. Weihnachten aber ist sie gewiß hier."

„Das ist gut, das ist doch etwas Angenehmes und Neues. Vielleicht haben wir dann ein kleines Freudenfest. Ihr kennt Euch also Beide schon lange?"

„Von Jugend an; sie war sechs, ich zehn Jahre alt, als wir uns zuerst in Amsterdam sahen.“

„Ihr seid innig befreundet?“

„Wir lieben uns — wie Bruder und Schwester.“

„Ihr Glücklichen! Alle Menschen haben Freunde in diesem Leben — was habe ich dafür? O, ein Mann wie ich, kann keinen Freund haben.“

„Das kann ich mir nicht denken. Warum nicht, Durchlaucht?“

„Weil Jeder, der mit mir verkehrt, mehr oder weniger eigennützig ist, nur seinetwegen, nicht meinetwegen mein Freund sein will!“

„Dann mache ich eine Ausnahme hiervon, Durchlaucht — ich bin ganz allein Ihretwegen Ihr Freund — verzeihen Sie die Anmaßung, die in diesen meinen Worten liegt, aber es ist, wie ich sage — meine Person kommt in Bezug auf Sie in gar keinen Betracht. Ich wünsche von Ihnen für mich nichts mehr. Sie haben mir schon zu viel gegeben. Wie Sie mich hier vor sich sehen, habe ich mich Ihnen und Ihrem Vortheile allein und mit ganzer Seele geweiht.“

Er blickte mir treuherzig in die Augen, versuchte zu lächeln, aber er vermochte es nicht zu Stande zu bringen, sein Gram saß zu tief und zu fest. Dennoch nickte er mit dem Kopfe, als wollte er mir seinen Dank bezeugen. Noch einmal bot er mir die Hand und drückte die meinige — das hatte er noch nie gethan. Sodann meine Hand eine Weile in der seinigen behaltend und mich dabei fest anblickend, fragte er: „Wollen Sie wirklich mein Freund sein — in voller Bedeutung des Wortes?“

Ich legte meine Hand auf mein Herz und sagte laut und fest:

„Ja, Herr Herzog!“

„Gut — ich nehme Ihre Freundschaft an. Aber ich

stelle sie sogleich auf die Probe. Beantworten Sie, was ich frage, aber sprechen Sie kein Wort mehr, als zum Verständniß nothwendig ist." Und meine Hand loslassend und sein Gesicht in beide Hände stützend, fragte er leise und kaum verständlich: „Was halten Sie von dem Religionswechsel eines Menschen?"

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben, und bat um eine Wiederholung seiner Frage. Er sprach sie noch einmal lauter und deutlicher aus, blieb aber in seiner eigenthümlichen Stellung.

„Aha," dachte ich, „wir rücken vorwärts!" Und augenblicklich antwortete ich klar und verständlich: „Die Beantwortung dieser Frage kann ich in wenige Worte zusammenfassen. Ein einzelner Mensch kann seine Religion wechseln; ob er gut daran thut, Gott damit wohlgefällig ist, weiß nur Gott allein. Aber der Mensch muß sein Gewissen zu Rathe ziehen; was das erlaubt, mag er thun. Niemandem ist er darüber Rechenschaft schuldig; auch hat es weise und erhabene Menschen gegeben, die ihre Religion aus besserer, reinerer Ueberzeugung mit einer anderen vertauscht haben, denn von dieser Ueberzeugung hängt am Ende Alles ab —"

„Weiter! Sie wollen noch mehr sagen."

„Das will ich. Bisher sprach ich von einem Privatmanne — er mag sein, wer er will. Ein Fürst aber" — und hier erhob ich meine Stimme — „hat andere Rücksichten zu nehmen. Er muß sein Land, sein Volk und das Wohl desselben vor Augen behalten. Und in Bezug auf ihn möchte ich die Frage verneinen. Denn ein protestantisches Land — ich nehme ein solches zum Beispiel an — will und gebraucht protestantische Fürsten, das liegt in der Natur der Sache, das liegt in seinem Blute, seinem Geiste, in der untrennbaren Wechselwirkung Beider. Eine einseitige Veränderung dieser Verhältnisse kann nur Böses erzeugen. Unfrieden, Un-

glauben, Zwietracht, Mißtrauen — kurz Alles, was aus dieser trüben Quelle fließt."

„Haben Sie ganz und aufrichtig Ihre Meinung gesagt?"

„Ganz und aufrichtig."

„Ich bin zufrieden — so weit sind wir einig, denn das ist auch meine Ansicht der Sache, wenn sie auch von Anderen bekämpft wird. Jetzt aber eine zweite Frage. Wir sind nur Menschen und können also irren. Nur Gott allein irrt nicht. Wenn nun aber Gott selbst will, daß wir unsere Ueberzeugung in kirchlichen Dingen wechseln, und wenn er uns befiehlt, wenn er zu uns spricht, daß wir es hören, auf daß wir ihm folgen — wie dann?"

„Wie, Durchlaucht? Das verstehe ich nicht. Wie kann ein Mensch wissen, daß Gott das verlangt? Wie kann er Gottes Worte hören, diesen seinen Befehl vernehmen? Denn Gott spricht ja nicht persönlich zu uns — nur in seinen Werken tönt seine allmächtige Stimme."

„Freilich wohl, das habe ich bisher auch gedacht. Aber, Doctor, es giebt Dinge auf Erden, die unbegreiflich sind, Dinge, die wir mit unseren irdischen Sinnen nicht erfassen können, und also höhere Sinne, wie z. B. den Glauben, anwenden müssen, um sie zu verstehen. Und ich, ich kenne, ja, ich sehe ein solches Ding, unmittelbar von Gott kommend, das spricht zu mir, das befiehlt mir, auf nichts Irdisches zu achten, nicht auf meine innere Stimme, nicht auf die der Menschen, auch wenn sie brüllend würde, wie die des Orkans — sondern allein der Stimme zu gehorchen, die es selbst spricht, die von Gott kommt. Wie nun?"

„Durchlaucht, hören Sie mich wohl an. Solche Dinge und Stimmen giebt es auf Erden nicht. Wenn uns eine solche Stimme gepredigt wird, so tönt sie aus der Wüste, wo Asche, Staub und Verwesung ist, aber kein Leben, keine Wahrheit, keine Zweifellosigkeit. Oft hat man sich angeblich einer

göttlichen Stimme bedient, um Jemanden, der weich genug war, den Eindrücken derselben nachzugeben, nach einer besonderen Absicht und zu einem besonderen Zwecke zu leiten. Dann lag aber jedesmal irgend ein Betrug zu Grunde, eine Hinterlist; man bediente sich künstlicher Mittel, um diesen Zweck zu erreichen und man hat ihn leider oft damit erreicht. Sind nun Sie dieser angeblich göttlichen Stimme sicher? Wer läßt sie hören? Wer ermahnt Sie, darauf zu achten? Nein, nein, gnädigster Herr — Sie schenken mir Ihr Vertrauen, sagen Sie, aber Sie schenken es mir nur halb, denn Sie verbergen mir mehr, als Sie mir aufdecken. Lassen Sie mich ganz in Ihr Herz blicken, sagen Sie mir dreist und offen, um was es sich handelt, und ich werde Ihnen als Mensch, als Christ, vor allen Dingen aber als Mann der Wissenschaft eben so offen sagen, was Sie glauben können und was nicht. Sprechen Sie."

Er schwankte sichtbar. Meine Worte hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er blickte hin und her und wischte sich den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darüber hin rieselte.

„Sie haben recht," sagte er endlich, „es muß klar zwischen uns werden. Ich habe zwar mein Wort gegeben, nicht eher von dieser merkwürdigen Erscheinung zu sprechen, als bis ich vollkommen von ihrer Wahrheit überzeugt bin; aber ich fürchte, es nie ganz werden zu können."

„Um zu einer vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, müssen Sie Belehrung suchen und eine vorurtheilsfreie Meinung anhören. Fragen Sie mich — oder haben Ihnen Menschen auch darüber ein vollkommenes Schweigen abgezwungen?"

„O, Menschen nicht! Gott selbst hat es mir abgezwungen."

„Das ist nicht möglich, Durchlaucht, das kann nicht sein. Gott zwingt uns zu nichts durch Zeichen, die unseren gesunden Sinnen wahrnehmbar sind — und um so weniger glaube

ich an diese Zeichen, wenn er zwingen soll. Gott braucht nicht zu zwingen, er braucht nur zu wollen, und er überzeugt uns schon.“

„Doctor, ich glaube Ihnen, ich vertraue Ihnen, Sie sprechen ehrlich und warm — und so hat auch mein eigenes Herz schon oft zu mir gesprochen. Hören Sie mich also an, Sie müssen mich aber nicht verrathen —“

„Nein — aber helfen — dienen — worin ich kann.“

„Wohl! Belehren Sie mich zunächst. Sagen Sie mir, wissen Sie von einer Lehre in der Welt, die man den thierischen Magnetismus nennt?“ —

Ha! Ich staunte — wozu das hier? Sollte ich noch einmal in die verlockende Tiefe dieser trüben Quelle hinabsteigen? Aber ich faßte mich schnell und antwortete: „Ja, eine solche Lehre giebt es und ich kenne sie, sogar die Wissenschaft hat sich ihrer bemächtigt.“

„Nun wohl. Gehen wir weiter. Kennen Sie einen Zustand, den man Somnambulismus nennt? Sie sind ja Arzt.“

„Ich kenne ihn — es giebt einen solchen Zustand.“

„Ha! Und auch einen, den man Hellsehen nennt?“

„Wie!“ rief ich, denn ich durchschaute augenblicklich die schlau und doch dumm angelegte Schlinge — „Hat man Ihnen etwa einen Hellseher gezeigt?“

„Eine Hellseherin wenigstens, ja; man hat sie mir gezeigt. Was halten Sie davon?“

Von einem tief unter geheimer Decke, ohne Zweifel zu unredlichen Absichten veranstalteten Betrug in meinem Innern überzeugt, theilte ich ihm mit, was ich in meinem Leben über diesen Zustand gehört, gelesen und erfahren hatte. Wie ich, nachdem ich lange darüber nachgedacht, an dem Vernommenen gezweifelt und zu den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern Berlin's gegangen wäre, um ihre Meinung zu hören, — wie diese mir gesagt, daß, obgleich man künstlich

einen solchen Seelenzustand erzeugen könne, der etwas Unbegreifliches, noch nicht vollkommen Erkanntes in sich trage, man dennoch der Meinung sei, daß unter hundert Fällen wenigstens neun und neunzig Mal ein Betrug dabei obwalte.

„Weiter," rief er, „den Beweis von Dem, was Sie sagen, und ich will Sie verehren als der Weisesten Einen."

„Beweisen kann man nicht die Nichtexistenz dieses ohne Zweifel krankhaften Zustandes, aber man kann oft den Betrug nachweisen, der dahinter steckt. Erzählen Sie mir den Zusammenhang Ihrer Anschauungen und vielleicht sehe ich dann klar und kann Ihnen den Beweis liefern, daß auch Sie betrogen sind."

„Das wäre mir das Liebste, obwohl ich es so leicht nicht glauben werde. So hören Sie denn. Aber ich muß etwas weit ausholen — Sie sind doch nicht müde? Nun gut — ach! es ist eine traurige Geschichte, deren ich hier gedenken muß. Aber ich will, ich will mich bezwingen, der Wahrheit zu Liebe. Sehen Sie Doctor, ich bin nicht seit kurzen Tagen oder Jahren von dem Dasein des Hellsehens unterrichtet. Ich war noch jung, als ich davon erfuhr und von einem Manne erfuhr, der mir einst sehr nahe stand und, obwohl ebenfalls noch jung, doch ein sehr kenntnißreicher Mann war. Er schloß mir das Geheimniß jener Lehre auf und ließ mich einen Blick in die unbegreiflich tiefe Macht der theilweise göttlichen Natur des Menschen thun."

Bei diesen Worten wurde ich sehr bewegt, denn ich ahnte, was kommen würde. Ich hatte mich in meinen Stuhl, auf den ich mich niedergelassen, zurückgelehnt und hörte mit großer Spannung und immer mehr wachsendem Antheil zu.

„Ach!" fuhr er fort. „Dieser Mann, an den ich alle Tage mit tiefer Wehmuth und mit Gefühlen denke, die ich Ihnen nicht vollständig enthüllen kann, war mir sehr lieb und theuer. Er war einer meiner ersten Jugendfreunde. Und

merkwürdig — jetzt fällt es mir erst ein und ich muß Ihnen bei alledem mein ganzes Herz öffnen — er stand in einem ähnlichen Verhältnisse zu mir, wie Sie, denn er war, was Sie sind, mein Arzt und Rathgeber."

„Ah!" machte ich, indem ich ein halb künstliches, halb natürliches Erstaunen verrieth.

„Haben Sie nie von ihm gehört? Doch wie sollten Sie nicht, in der plauderhaften Stadt hört man ja Alles."

„Meinen Sie Herrn von Schellenberg, Durchlaucht?'

„Ja, den meine ich."

„Wohl, von dem habe ich gehört."

„Auch von meinem Streite mit ihm?"

„Von Ihrem Streite —? Nein!"

„Nun, ich meine jenen unglückseligen Vorfall, der uns auf ewig trennte —"

„Von dem habe ich allerdings gehört."

„Und was haben Sie davon gehört? Heraus damit, ich muß auch von Ihnen die Wahrheit vernehmen, wenn ich sie selbst sagen soll —"

„Wenn Sie es denn wollen, so erfahren sie es. Man hat mir das traurige Verhältniß mitgetheilt, in welchem er einst zur Gräfin Brandstein stand —"

„Ha! Das ist es, was ich meine. Was hat man Ihnen davon gesagt?"

„Die Wahrheit, Durchlaucht!"

„Welche Wahrheit — auch ich kenne sie —"

„Daß das Unrecht auf Ihrer Seite war!"

Er senkte traurig den Kopf und schwieg lange. Endlich fuhr er fort:

„Ja, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, ich sehe es. Aber hören Sie auch mich an. Ich habe ihm in einer Zeit der Verblendung, der Selbstüberschätzung und des fürstlichen Muthwillens ein großes Unrecht gethan. Aber — glauben

Sie mir — wenn ein Mensch ein so großes Unrecht büßen kann, so habe ich es gebüßt. Ich bin seit jenen unglücklichen Tagen nie meines Lebens froh geworden, denn hier — hier in meiner eigenen Brust lebte mein strengster Richter. Und dieser Richter hat den Schellenberg streng an mir geahndet. O, und wissen Sie, daß er mir einmal erschienen ist —?"

„Erschienen? Im Geiste, im Traume oder in der Wirklichkeit?"

„O, im Geiste und im Traume erscheint er mir alle Tage und Nächte — aber ich meine in der Wirklichkeit, und Sie — Sie selbst waren damals dabei —"

„Ich, und wo war das?"

„In jenem Landhause auf dem Montmartre, wo ich krank lag und Sie zum ersten Mal an meinem Lager saßen. Jener Ordonanzoffizier des Königs von Preußen — wissen Sie es noch —?"

„Nun — was?"

„Das war er!"

„Herr von Schellenberg? Sie setzen mich in Erstaunen. Sie haben ihn erkannt?"

„Gewiß habe ich ihn erkannt, und ich war mehr erstaunt darüber, als Sie es jetzt sein können, denn er kam mit einem Herzen voller Vorwürfe und Drohungen zu mir — er kam, um sich zu rächen — und nur Ihre Gegenwart allein hat ihn daran verhindert."

„Meine Gegenwart?"

„Sie ganz allein, und darum gewann ich Sie schon damals lieb und ließ Sie ungern von mir. Aber — daß ich Ihnen Alles sage — er wird noch einmal kommen — ich erwarte ihn jeden Tag."

„Aengstigt Sie das? Doch — Sie kommen ganz von Ihrer Erzählung ab — Sie wollten mir von der Hellseherin erzählen, die man Ihnen hat erscheinen lassen —"

„Ja, Sie haben Recht. Aber meine Gedanken haben mich auch heute zu ihm geführt, wie sie mich alle Tage zu ihm führen, — sehen Sie — also Schellenberg hat mir zuerst von einer Hellseherin gesprochen —"

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie unterbreche, aber ich fühle mich verpflichtet dazu. Herr von Schellenberg, obgleich er Sie mit jener Lehre bekannt machte und damals selbst daran glaubte — hat sich selber geirrt und seinen Irrthum später erkannt —"

„Wie? Woher wissen Sie das? Kennen Sie ihn denn?"

„Ein Berliner berühmter Professor war sein Studiengefährte — Beide glaubten an den Magnetismus — Beide erkannten nach Jahren ihren Irrthum — das hat mir jener Professor in Berlin selbst gesagt, der gerade Herrn von Schellenberg — diesen klaren Kopf — als den Beweis der Möglichkeit dieses Irrthums aufstellte."

„Wie? Me[illegible]ar hätte sich geirrt?"

„Ja, ma[illegible]n hat ihn betrogen — Sie sehen also, man konnte auch Sie [illegible] betrügen —"

„Ab[illegible] Sie sagen mir etwas ganz Neues und setzen mich in ein[illegible] großes Erstaunen. Der Schellenberg ist betrogen —? [illegible]a! Ja, dann konnte man mich auch betrügen — aber [illegible] gehen sehr sicher zu Werke, Doctor, Sie legen die Art [illegible]ittelbar an die Wurzel, denn Schellenberg war die Wurzel, [illegible]us welcher der Baum meines Glaubens wuchs."

„So ist es kein Wunder, daß Sie irre gingen. Sie sehen [illegible]

[illegible]Aber fahren Sie fort in Ihrem Berichte."

[illegible]ern — und nun mit leichterem Herzen. Schellenberg [illegible]ich schon lange verlassen, seine Lehre aber blieb in [illegible] Brust zurück. Ich habe sie gründlich studirt und Alles [illegible]was darüber zu lesen war. Aber ich wollte die gött[illegible]hrheit auch einmal lebendig sehen, hatte jedoch lange [illegible]legenheit dazu. Da lernte ich vor einigen Jahren

unsern Bischof kennen, mit ihm sprach ich ebenfalls über die Sache, die mir immer noch am Herzen lag. Und siehe da — auch er glaubte daran, er bestärkte mich sogar noch mehr in diesem Glauben. Er gab mir Bücher, die ich noch nicht kannte, er führte mich langsam und allmälig weiter, bis ich zuletzt das Ganze für sehr natürlich hielt. Endlich, vor einem Vierteljahr, wollte er mir den Beweis liefern, daß wir an eine Wahrheit glaubten. Er ließ eine berühmte Somnambule — Theresia heißt sie, ich weiß aber nicht, woher sie stammt — kommen — sie kam — ich sah sie, ich hörte sie und — durch ihren Mund sprach Gott zu mir —"

„Und wo, Durchlaucht, sagen Sie mir schnell, wo, in welcher Behausung hörten Sie diesen Mund zu sich sprechen?"

„In seinem Palais lebt sie verborgen — alle Freitage Nachts hat sie ihre Verzückungen, ihre hellen Augen — ich habe sie schon oft gehört —"

„Fahren Sie fort — Sie sehen, ich höre mit allen Sinnen —"

„Aber sie verlangt etwas viel von mir, diese Seherin, und das hat mich stutzig gemacht. Sie verspricht mir zwar alle Segnungen des Himmels — sie zeigt mir die sieben Wundenmaale des Heilands, die sich alle Freitage Nachts um zwölf Uhr in ihrer Hand und auf ihrer Stirn öffnen und bluten — sie verheißt mir Vergebung aller Sünden — selbst meiner ärgsten, der gegen Schellenberg — aber Alles nur unter einer Bedingung —"

„Und die ist?"

„Daß ich meine Religion wechsele und dem Glauben des Bischofs schwöre —"

Beinahe hätte ich, obgleich mir über diese niederträchtige Bosheit die Haare zu Berge standen, laut aufgelacht. Denn dieser Betrug kam mir doch etwas zu plump vor, er schien mir aus einem leeren Gehirne zu stammen, und es dauerte

lange, ehe ich begreifen lernte, wie ein sonst so vernünftiger und aufgeklärter Mann, wie der Herzog war, den Schlingen eines schlauen Priesters und seiner Helfershelfer hatte zur Beute fallen können. Allein um in das schlüpfrige Gebiet religiöser Arglist einzudringen und die unglaubliche Tollkühnheit priesterlicher Herrschsucht zu ergründen und zu begreifen, ist oft der schärfste Verstand viel zu armselig und schwach; die Macht des angedrohten, mit Menschensinn begabten Gottes auf den Lippen dieser Jünger des verwerflichsten Fanatismus, ist zu gewaltig, um ihr mit menschlich einfachem Verstande siegreich entgegen zu treten, ihr verheerendes Schwerdt ist flammender, als das des Engels des Paradieses, es verwüstet die Herzen und verbrennt die Gehirne; mit dem Geläute ihrer ehernen Glocken rufen sie fromme Gebete hervor, die ihnen genügen würden, stiegen sie auf zu wem sie wollten, wenn sie nur dazu dienten, angeblich die Ehre Gottes zu verherrlichen, während sie in Wahrheit dazu bestimmt schienen, ihre Allmacht über irdische Schicksale zu vergrößern und zu befestigen. Man hat von verschiedenen Seiten den Unglauben als das Trostloseste und Verderblichste gerichtet, was dem menschlichen Herzen auf dieser Erde zuertheilt werden könne, aber ich bin der Meinung, daß der übermäßige Glaube, der sich selbst über Gottes Thron erhebt und die Wagschale des Guten und Schlimmen in die Hände fanatischer Priester legt, mehr Schaden hervorgerufen und größere Sünden entwickelt hat als jener.

Auch den Herzog also wollte man zu diesem alleinseligmachenden Glauben bekehren, er sagte mir es ja selbst. Was man weiter damit bezweckte, war nicht schwer zu enträthseln. Durch seine Person wollte man auch sein Volk gewinnen; war ein Fürst, ein Volk mit seinem Beispiele vorangegangen, so konnte vielleicht ein zweites und drittes nachfolgen. Das war freilich ein kühner und abenteuerlicher Plan, aber welche

Pläne der Art hat nicht der vor Nichts zurückschreckende, namentlich in düsteren Schöpfungen fruchtbare Menschengeist ausgebrütet? Es war für mich nicht schwer, das ganze Machwerk jesuitischen Geistes hier auf einen Blick zu durchschauen, meine ganze Seele aber bäumte sich leidenschaftlich auf, diesem Plane entgegenzutreten, und soviel in meinen schwachen Kräften lag, ein einfaches aber verständliches Wort mit dreinzureden, — und demgemäß ging ich sogleich an's Werk.

„Halten Sie ein, Durchlaucht," rief ich und erhob mich von meinem Stuhle — „ich weiß genug; die ganze Absicht jenes Priesters, der Ihnen die Hellseherin untergeschoben, und seiner Helfershelfer liegt mir klar vor Augen. Offen gesagt, Sie befinden sich in den Händen von Betrügern, die, wie sie mit Ihrem Seelenheil ein Spiel treiben, auch Ihr irdisches Lebensglück vernichten und Ihr Volk mit Ihnen zugleich betrüben wollen. Haben Sie der Seherin etwas zugesagt?"

„Nichts. Ich schwebe aber zwischen Himmel und Hölle, denn die Entscheidung drängt unaufhaltsam auf mich ein. Ich sehe keinen Ausweg, der mich aus diesem Labyrinthe führt. O, wenn Sie Recht hätten, wenn man mein von Oede und Reue zerknirschtes Herz mißbraucht und meinen unter den Schlägen des Schicksals sich beugenden Geist irre geführt hätte!"

„Das hat man allerdings beabsichtigt. Noch stehen Sie aber erst auf der Schwelle des nahenden Unheils — Sie dürfen keinen Schritt weiter thun. — Haben Sie Vertrauen genug zu mir, sich ganz und unbedingt meiner Leitung zu überlassen? Ich weiß einen Ausgang aus diesem Labyrinthe."

„Zeigen Sie ihn mir und meine ganze fernere Zukunft wird durch Ihr Licht erleuchtet sein. Was soll ich thun, um den Betrug, wenn es einer ist, zu enthüllen?"

„Für's Erste thuen Sie Nichts, was Sie unauflöslicher an diese Männer bindet. Machen Sie keine Zugeständnisse, halten Sie mit allen Versprechungen zurück. Sodann aber

lassen Sie mich das Wundermädchen mit meinen klaren menschlichen Augen anblicken. Sage ich Ihnen dann: sie ist von Gott gesandt! dann thun Sie, was Sie wollen, wechseln Sie Religion und Ueberzeugung, beginnen Sie Krieg mit Ihrem Volke, mit der ganzen aufgeklärten Welt — bevor ich aber diesen Ausspruch nicht von mir gegeben — thun Sie keinen Schritt."

„Ihr Vorschlag gefällt mir, ich verliere dabei nichts."

„Sie gewinnen Alles, die Ansicht der Wahrheit und die Befestigung Ihrer Seelenruhe."

„Wenn es so ist, wie Sie sagen, so haben wir eine zeugungsreiche Nacht hinter uns und einen helleren Morgen vor uns. Aber man wird große Augen über meine plötzliche Untersuchungslust machen —"

„Wer wird diese großen Augen machen?"

„Der Bischof und seine Freunde, die Minister."

„Das muß Ihnen schon der Anfang eines Beweises sein, daß man ein unwürdiges Spiel mit Ihnen treibt."

„Sie haben Recht, aber was wollen Sie, daß ich ihnen sage?"

„Hören Sie mich an. Wir müssen die Sache natürlich einleiten. Sie gehen alle Freitage Nachts in das bischöfliche Palais?"

„Ja."

„Gehen Sie nicht mehr hin, widersetzen Sie sich — man lasse die Seherin zu Ihnen kommen —"

„Wie soll ich das anfangen?"

„Auf folgende Weise. Sagen Sie, Sie glaubten zwar an ihre göttliche Kraft, aber Sie fühlten sich zu leidend, Ihre Besuche in kalter Winternacht fortzusetzen, man habe Ihnen jeden abendlichen Ausgang verboten. Um das heilige Werk jedoch fortführen zu können, müsse die Kranke in Ihr Schloß, in Ihre unmittelbare Nähe übersiedeln, Sie würden für ein geheimes zweckdienliches Zimmer Sorge tragen —"

„Und dann — hier im Schloß?“

„Geht man auf diesen Vorschlag nicht ein, so haben Sie schon den Beweis, daß man Ihnen nicht recht traut, mithin Etwas zu fürchten hat. Sie erblicken also schon im Hintergrunde eine Lüge. Geht man darauf ein, so überlassen Sie mir das Uebrige, ich selbst werde die Seherin prüfen und ihren Zustand der Verzückung untersuchen.“

„Aber wie wollen Sie das anfangen, da ich Sie doch nicht einführen kann —?“

„Sie müssen mir Alles überlassen, Durchlaucht. Gestatten Sie mir, ein für meine Absichten geeignetes Zimmer zur Wohnnng der Kranken auszuwählen und es zu meinem Vorhaben zweckmäßig einzurichten?“

„Ihr Vorschlag gefällt mir, und ich gestatte Ihnen Alles. Es giebt leerstehende Wohnungen genug im alten Schlosse, die abgelegen und Jedermann unzugänglich sind. Verfahren Sie ganz nach Belieben damit. Wenn Sie aber wahrnehmen sollten, daß die Hellseherin eine Gottgesandte ist?“

„Dann hat der Bischof Recht und ich Unrecht, und Sie, gnädigster Herr, können thun und lassen, was Sie wollen, ich mische mich in Nichts mehr. Aber ich zweifle an diesem Falle — wir werden ja sehen! Außer uns darf aber Niemand eine Ahnung von unserem Unternehmen haben, an das ich schon morgen Hand anzulegen beginne, falls Sie es genehmigen —“

„Ich stelle Alles zu Ihrer Verfügung.“

„So bin ich zufrieden. Nächsten Freitag, heute über acht Tage, werde ich mit meinen Zurüstungen zu Stande gekommen sein; vielleicht bewegen Sie schon bis dahin den Bischof, die Kranke in's Schloß bringen zu lassen. Alles Uebrige wird sich finden.“

„Sie haben einen Stein von meiner Brust gewälzt, der mich zu erdrücken drohte — womit soll ich Ihnen danken?“

„Mit der Ueberzeugung, daß der Allmächtige in seiner Weisheit bisweilen Menschen auf die Erde sendet, die, so klein und unwichtig sie scheinen, doch oft auserlesen sind, ein großes und bedeutsames Werk auszuführen. Denn ich halte es für groß und bedeutsam, dem vor uns liegenden Betruge die Maske abzuziehen und so die Welt von einem Ungeziefer zu reinigen, welches diese schöne Erde schändet."

„Sie gebrauchen harte Worte gegen Leute, die ich bis heute hochgehalten habe —"

„Die aber nichts desto weniger mit kaltem Herzen und im Innern über Ihre Leichtgläubigkeit lachend, Sie morgen in den Abgrund gestoßen hätten. Nein, Durchlaucht, meine Worte sind für jene Leute nicht zu hart, denn jene Leute haben einen Panzer um ihre Brust, härter als Stahl — man muß mit Keulen auf sie schlagen, wenn man sie zu Boden schmettern will — und das will ich, so war mir Gott helfe!"

„Nehmen Sie sich nicht zu viel vor — jene Menschen sind stark."

„Ich weiß es, aber ich fürchte sie nicht, denn mein Herz ist rein."

„So segne Gott den Bund dieser Nacht. Und nun leben Sie wohl!" —

Mit einem Eifer, wie ich nie in meinem Leben von einem ähnlichen gestachelt war, eilte ich nach Hause. Schon früh am nächsten Morgen war mein ganzer Plan vollendet. Es war noch nicht acht Uhr, als ich mich schon im Schlosse befand, um den Platz auszuwählen, an welchem ich meine Netze ausstellen und das Wild fangen wollte, welches ich — ich verberge dem Leser noch den Gegenstand und die Gründe meiner Vermuthungen — sicher vor Augen zu haben glaubte.

Siebentes Kapitel.

Der Knoten meines Lebens beginnt sich zu lösen und wieder zu verwickeln.

Von dem treuen Kammerdiener des Herzogs geführt und einem Baumeister meiner Bekanntschaft begleitet, denen ich die strengste Verschwiegenheit über unser Vorhaben auferlegt hatte, durchwandelte ich die weitläufigen Räume des herzoglichen Schlosses. Die Hinterfront desselben, an dem kleinen Flusse gelegen, welcher die Stadt durchläuft, bestand aus alten Gebäuden, die seit einem Jahrhunderte keiner Umgestaltung unterworfen gewesen waren. Die Zimmer derselben wurden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und zahlreichen Besuchen benutzt, waren aber wohnlich eingerichtet und hingen mit den neueren Schloßtheilen durch Corridore und Treppen zusammen. Unter diesen mit alten Ledertapeten geschmückten Zimmern wählte ich zwei zu meinem Gebrauche aus, die keine Verbindung mit einander hatten und durch eine etwa zwei Fuß dicke Wand geschieden waren. Das eine war groß, das andere klein; das erste hatte ich für die Somnambule, das zweite zu meiner Beobachtung bestimmt. Beider Eingänge lagen von einander getrennt auf verschiedenen Fluren; ihre äußeren Wände waren dick, ihre Höhe be-

deutend. Zu diesen Räumen nahm ich die Schlüssel in Beschlag und gab dem Baumeister meine Anweisung, die derselbe von verschwiegenen Handwerkern in aller Stille und möglichster Schnelligkeit ausführen ließ.

Ich hatte mir für diese meine Einrichtung die Zimmer im Kloster zum heiligen Franziskus, in welchen das den Lesern gewiß noch in Erinnerung befindliche sprechende Heiligenbild hing, zum Muster genommen, nur ließ ich hier die nöthigen Anstalten sehr bequem treffen und nach genau durchdachtem Plane erweitern. Von dem Krankenzimmer leitete ich eine große Schallröhre, die oben an der Decke, mitten in einer großen Arabeske der Ledertapete begann, nach meinem Zimmer. Hier mündete sie hinter einer mit einer Feder verschließbaren Klappe, die in solcher Höhe angebracht war, daß ich in aufrechter Stellung mit meinem Ohre das Nebenzimmer beherrschen konnte. Außerdem aber ließ ich an drei verschiedenen Punkten, die ebenfalls in dunklen Arabeskenstrichen endigten, um nicht wahrgenommen werden zu können, die Wand durchbohren, damit auch meinen Augen der Zutritt in das Heiligthum des Krankenzimmers in allen Richtungen gestattet sei.

Alles wurde rasch und nach Wunsch zu Ende gebracht. Als die Probe angestellt und das Werk des Unternehmens würdig befunden worden war, ließ ich das Krankenzimmer mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen; aber auch mein Zimmer stattete ich sorglich aus, denn ich wollte selbst auf längere Beobachtungen, wenn sie nothwendig werden sollten, vorbereitet sein. Als ich auch hiermit zu Stande gekommen war, begab ich mich zum Herzog und drang in ihn, seine Vorstellungen über den Wechsel der Krankenwohnung zu beginnen und, sobald eine Entscheidung darüber getroffen worden, mich von derselben in Kenntniß zu setzen. —

Unterdessen waren wir im letzten Monate des Jahres vor-

geschritten und näherten uns bereits der Gränze des nächsten. Es war Dienstag. Ich erwartete mit unbeschreiblicher Spannung die Annäherung des Freitags. Einstweilen hatte ich alle meine Versuche, den beiden Ministern mich persönlich zu nähern, eingestellt, erst nach dem Ergebniß des nächsten Freitags wollte ich mit voller Kraft die mir gestellte Aufgabe an ihnen auszuführen beginnen.

Da wurde meine auf diese wichtige Angelegenheit allein gerichtete Aufmerksamkeit auch in andere nicht minder bedeutungsvolle Richtungen gelenkt. Ich erhielt drei Briefe auf einmal, alle drei aus Berlin, darunter einen von Ludovikus. Unserem Abkommen gemäß zeigte er mir vertraulich an, Maximilian habe die Absicht kund gegeben, das Weihnachtsfest auf seinem neuen Gute in aller Stille zuzubringen, Franziskus und er selbst würden ihn dahin begleiten. Maximilian habe kein Wort über die Vorgänge in der Residenz geäußert, er sei schweigsam und zurückhaltend wie immer, scheine aber auf Alles gefaßt und zu Allem entschieden. Ich sollte, meinem gegebenen Worte treu, den Schreiber dieses nicht gegen ihn verrathen, denn er habe ihm Alles verschwiegen, was er durch mich in Erfahrung gebracht.

Als ich diesen Brief zu Ende gelesen, fühlte ich mein Herz in der Brust zittern, denn ich sah die Zeit gekommen, wo auch von einer anderen und nicht minder gefährlichen Seite her die Ruhe des Herzogs, meines Herrn, bedroht werden würde. Aber auch auf diese Erschütterung war ich gefaßt, auch nach dieser Seite hin hatte ich meinen Entschluß zur Reife gebracht.

Der zweite Brief war eine kurze, launige Epistel von Ludwig Devrient. Er würde kommen, schrieb er, und ich würde ihn sehen. Er liebe die Dunkelheit der Nacht und das Schwirren der Geister. Ich solle mich rüsten, denn auch ich würde einen Geist erblicken.

Diese Mittheilung verstand ich nicht. Sie schien mir aber in meiner jetzigen Lage gleichgültig und ich legte sie, ohne ihre wörtliche Erörterung zu versuchen, bei Seite.

Um mich aber wieder sanfter, glücklicher und hoffnungsvoller zu stimmen und gleichsam Milch in mein aufgeregtes Blut zu träufeln, hatte mir das Schicksal den dritten Brief gesandt. Er war von Sidi und meldete mir, daß sie schon am nächsten Tage, also am Mittwoch, in der Residenz eintreffen und es gerne sehen würde, wenn ich ihr einige Meilen bis zu einem Orte, den sie nannte, entgegenkäme.

Schnell traf ich meine letzten Vorkehrungen zu ihrem Empfange und überließ das Uebrige den freudig schaffenden Händen meines alten Freundes Lehmann. Er hatte mit großen Kosten sein ganzes Haus zum Empfange der Künstlerin prachtvoll eingerichtet. Treppen und Flure, durch verborgene Oefen erwärmt, waren mit Statuen, Bildern und Blumen geschmückt. Das Wohnzimmer Sidi's selber, ein großer Saal und zu meiner Wohnung gehörig, war durch eine Fülle tropischer Gewächse in ein kleines Paradies umgestaltet. Möbel von der feinsten Arbeit und zum bequemsten Gebrauche erdacht, waren darin aufgestellt; inmitten einer duftenden Blüthenlaube stand der schöne Flügel, den er aus seinem eigenen Musikzimmer hatte herauf bringen lassen. So fand die unbekannte Königin seiner Verehrung Alles vor, was zu ihrer Bequemlichkeit und Annehmlichkeit dienen konnte.

Als ich alle diese Einrichtungen betrachtete und zum zehnten Male im Einzelnen durchging, schwamm ich in einem Meere von Entzücken. Die drohenden Wetterwolken der so verschiedenartig herannahenden Ereignisse waren meinem Gesichte beinahe ganz entschwunden, mein Herz schwoll von Hoffnung und Freude allein.

Um mein Eintreffen mit Sidi nicht auffällig zu machen und sie erst ein paar Tage in Ruhe für mich zu behalten,

hatte ich dasselbe auf die späteren Stunden des Tages festgesetzt und danach alle Vorbereitungen in meinem Hause treffen lassen. In meinem neuen Galawagen, den mir der Herzog nach meiner erfolgreichen Rückkehr von Berlin, zum Beweise seiner Zufriedenheit gnädigst geschenkt und den ich mit Pelzen aller Art warm und behaglich ausgestattet hatte, fuhr ich der theuren Freundin schon Vormittag bis zu dem bestimmten Orte entgegen.

Der Tag war trübe, aber mein Herz war heiter, so ging denn auch meine kurze Reise schnell und angenehm von Statten. Meine Pferde flogen leichtfüßig dahin, als wüßten sie, welche schöne Last sie heimholen sollten. Schon vor Mittag befand ich mich an Ort und Stelle. Ich war durch die bezeichnete kleine Stadt gefahren und hielt am anderen Ende derselben in einem Gasthofe vor dem Thore. Hier nahm ich das beste Zimmer in Beschlag, ließ es wärmen und räuchern und bestellte ein Mittagessen. Aber meine Ungeduld ließ mich nicht lange in einem so engen Raume verweilen. Ich bestieg meinen Schimmel, den ich mir von meinem Diener ebenfalls hierher hatte führen lassen und galoppirte die Straße entlang, auf welcher die Erwartete kommen mußte. Ich brauchte nicht weit zu reiten; schon von ferne erkannte ich an dem mit Koffern und Kisten hoch bepackten Wagen die reisenden Damen. Wie ein junger Sturmwind war ich am Schlage und aus den Bügeln. Christel und Grete saßen innerhalb des Wagens, die Dienerin vorn unter dem Halbdeck, der Postillon fuhr vom Sattel aus. Es war kein Platz mehr für mich an ihrer Seite, ich mußte wieder zu Pferde steigen, als der erste Freudenrausch unserer Begrüßung vorüber war. Aber, eine Hand auf den geöffneten Schlag gelegt, galoppirte ich, vor Glück und Freude zitternd, nebenher. Christel, das Auge lächelnd und von Liebe schimmernd auf mich, aber dabei etwas ängstlich auf das muthige Thier

unter mir gerichtet, beobachtete jede meiner Bewegungen. Worte wurden nur wenige gewechselt, die freudige Erschütterung war auf beiden Seiten zu groß und die Bewegung zu rasch. Da kamen wir vor dem Gasthofe am Ende des Städtchens an, ich führte die Wiedergewonnene mit einem wahren Triumphe in ihr behagliches Zimmer. Hier reichte sie mir beide Hände und begrüßte mich mit ihrer alten Wärme und Innigkeit.

„Also Du bist da? Da bist Du! O wie herrlich! O wie glücklich macht mich das!" Das waren so ungefähr die ersten Worte, die über unsere Lippen gingen. Man kennt ja die kurze nur zu wohl gemeinte Art solcher Begrüßungen, wo das Herz tausend Worte, die Lippen aber keines haben.

Ich theilte ihr meine Absicht mit, erst am Abend in meinem Hause mit ihr einzutreffen, um ihren Einzug nicht bekannt werden zu lassen, und sie billigte sie vollkommen. Wir speisten, so gut in dem Wirthshause zu speisen war, dann plauderten wir, und die Zeit verging uns auf diese Weise wie im Fluge. Schon brach die Dämmerung herein, denn wir hatten einen der kürzesten Tage des Jahres.

„Laß Greten mit der Dienerin in Eurem Wagen vorausfahren," bat ich, „und erzeige mir die Ehre, mit mir in dem meinigen zurückzukehren."

„Wie? Du hast auch einen Wagen hier? Du warst ja zu Pferde —"

„Muß ich Dir nicht gleich im ersten Augenblicke alle meine Besitzthümer zeigen? Verdenke mir nicht die kleine Eitelkeit — gewissen Leuten zeigt man ja so gern Alles, was man hat."

„So fahret, Kinder, fahret!" rief sie Greten zu.

„So!" scherzte Grete. „Ich soll Euch also allein lassen? Das fällt mir gar nicht ein. Wenn er Dich nun entführte, Sidi, und wir hätten das Nachsehen?"

„Du bist immer noch die alte Grete!“ rief ich. „Beeilet Euch, daß Ihr in den Wagen kommt, ich habe große Ueberraschungen für Euch zu Hause.“

„Auch für mich?“ fragte Grete mit glühenden Wangen.

„Gewiß, und für Dich die allergrößte!“

„Nun, so will ich es denn wagen; leben Sie wohl, mein sehr verehrtes Paar, fahren Sie glücklich!“

Der schwere Reisewagen fuhr mit frischen Postpferden davon. Ich ließ ihn eine weite Strecke voraus, wohl wissend, ihn einholen zu können, wenn ich wollte. Es dunkelte bereits, als auch wir in unsern Wagen stiegen, der vor unsere Thür gerollt kam und zwei blendende Laternen am Bocke zeigte.

„Wie!“ rief Sidi. „Das ist Dein Wagen und auch die Pferde gehören Dir?“

„Ja, mein Kind, steig ein und erkälte Dir die Füßchen nicht.“

„Du scheinst mir in der That ein sehr vornehmer Herr geworden zu sein,“ flüsterte sie, als ich ihr die Hand beim Einsteigen bot. Und als sie nun im Innern des Wagens saß, die vorsorglich ausgebreiteten Pelze und sein ganzes schöne Innere sah — da schaute sie mich fast wehmüthig vor Freude an, hatte aber keine Worte mehr.

Da pfiff der Kutscher und die munteren Goldfüchse tanzten dahin.

„Fliegen sie nicht gut?“ fragte ich. „Die habe ich vom Herzog, wie auch den Wagen. Er hat ihn mir geschenkt zur Belohnung, daß ich Dich für ihn gewonnen habe. Ich verdanke ihn also eigentlich Dir. O, wie lange habe ich mich auf diese kurze Reise mit Dir gefreut! Wie glücklich bin ich, Dich endlich in einem Raume zu sehen, der mir gehört, wenn er auch so klein ist, wie dieser!“ Und ich ergriff

mit wonnigem Beben ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Sie lächelte.

„Du küssest meinen Handschuh," flüsterte sie und erröthete leicht. Ich hatte es nicht einmal bemerkt, dennoch fühlte ich eine kleine Anwandlung von Schaam über meine leidenschaftliche Hast, aber mich verzehrte eine innere, nie gefühlte, halb freudige, halb beklommene Gluth.

„Ich darf nicht wagen, Deine entblößte Hand zu küssen — sie würde frieren — es ist kalt."

„Da — dann werde ich sie Dir wohl selbst bieten müssen — o Deine Lippen sind heiß, mein Freund, Du thust das Gegentheil, statt sie zu erkälten —"

Ich blickte sie dabei an, wie sie das so ruhig sagte und hielt meinen Eifer zurück. Ich seufzte im Stillen, sah aus dem Wagen — verfolgte mit meinen Augen in immer längeren Pausen den schon zurückgelegten und noch vor uns liegenden Weg. Ach! ich hatte ihr so viel sagen wollen und nun konnte ich keine Worte finden. Außerdem war der Weg nur kurz, die Pferde liefen so überaus schnell, und es schien meiner weit abschweifenden Seele nur wenige Minuten gedauert zu haben, so sahen wir die Residenz, von glänzenden Laternen schimmernd, dicht vor uns liegen. Dieser Anblick aber lenkte unsere Aufmerksamkeit von uns selber ab, wir wandten uns wieder den Außendingen zu.

Da war das Thor erreicht, wir rasselten durch die langen Straßen der Stadt dahin — endlich waren wir am Schlosse, gleich darauf vor meiner Wohnung. Der Wagen fuhr in den Thorweg ein, die Thüren schlugen hinter uns zu und wurden geschlossen und verriegelt — Sidi war in meiner Behausung; kein Fremder wußte es, kein aufdringlicher Besuch konnte uns in unserm Glücke stören.

Ich hob die warme, liebliche Gestalt aus ihrem Sitze, ich hätte sie gern in überströmender Wonne die Treppe hin-

aufgetragen, aber ich schämte mich vor den Umstehenden. Denn Lehmanns standen schon mit Greten da und bewillkommneten den sehnlich erwarteten Besuch. Rasch wurde die hell erleuchtete Treppe erstiegen; Sidi war über den Schmuck derselben betroffen.

„Gilt das mir, theuerster Freund?" flüsterte sie, leise zitternd, als ich sie hinaufführte.

„Wem sonst? Du siehst, wie willkommen Du hier bist. Sei mir hier zehnfach gegrüßt und Dein Eingang gesegnet — das ist die Thür!"

Aber diese Thür wurde von innen geöffnet und meine alte Mutter, glänzend in ihrer prunklosen schwarzen Tracht, die sie gewöhnlich trug, die schneeweißen Haare über der wolkenlosen Stirn gescheitelt, die ein einfaches Häubchen bedeckte, trat der Ankommenden in ihrer ganzen harmlosen Friedfertigkeit entgegen.

„Sidi, meine alte Mutter — Mutter, da ist die Christel, die langersehnte —"

„Deine Mutter!" hörte ich sie aufjauchzen, und schon hatte sie sie umschlungen und küßte sie so laut und innig, daß es mir im tiefsten Herzen widerhallte.

Meine Mutter weinte vor Freude, sie mußte sich ohne Unterlaß die hellen Thränen trocknen, die aus ihren blöden Augen rieselten. So saßen sie Beide neben einander in dem herrlichen Saale, den ein lieblicher Wohlgeruch erfüllte und zahllose Kerzen erleuchteten. Lehmanns hatten sich für's Erste zurückgezogen, sie kamen erst etwas später auf meinen Wunsch wieder herein.

„Ach, ich bin leider blind, mein liebliches Kind," schluchzte meine Mutter und legte ihre Arme um die schwellenden Schultern Sidi's, „aber sieh, ich sehe Dich doch im Geiste und fühle Deine ganze, liebe, so lange ersehnte Nähe — doch o, verzeihe der alten Mutter Deines treuen Freundes, sie nennt

Dich Du, wie sie Dich immer im Stillen genannt hat, als Du noch nicht bei ihr warst —"

„O theuerste Frau, Mutter meines vielgeliebten Freundes, der mir ja immer wie ein von Gott gegebener Bruder war — wie glücklich machen Sie mich damit —!" Und sie schmiegte sich inniger an sie und bedeckte die kleine Frau fast ganz mit ihren Armen und Küssen.

Meine Mutter aber saß wie betäubt neben ihr und lauschte mit vorgeneigtem Kopfe auf den berauschenden Wohlklang dieser glockenreinen Stimme, deren Ton ihr tief in das Herz zu dringen schien. Endlich sagte sie: „Kaum bedaure ich, daß ich Dich nicht sehe, denn so schön kannst Du nicht aussehen, wie ich Dich höre und fühle. O glaube mir, meine anderen Sinne sind gut. Ja, ja, so habe ich mir das Mädchen gedacht, von dem mein Fritz so oft gesprochen — gesegnet sei Dein Eintritt in dieses Haus des Friedens, der Eintracht und der Freundschaft!"

Da traten Röschen und Karl wieder ein. Wir Drei erhoben uns und die Vorstellungen und Begrüßungen begannen von Neuem. Beide standen verwundert da und blickten die hohe, reizende Gestalt der schönen Künstlerin an, denn das war sie ja in ihren Augen mehr als meine Jugendfreundin. Karl war wie geblendet von einer Schönheit, die er sich so groß nicht vorgestellt. Jetzt erst kam Sidi ganz zu sich und blickte sich in dem prachtvollen Zimmer um. Alles und Jedes bewunderte sie und für jede das Auge überraschende Zierrath hatte sie ein liebevolles Wort. Plötzlich fiel ihr Auge auf den Flügel. „Ach!" rief sie — „da steht auch mein Lieblingsinstrument — und es ist schon geöffnet — darf ich es versuchen?"

Meinem musikalischen Freunde verging der Athem; er machte eine Reihe von Geberden durch, von denen er selbst nichts wußte. Ich mußte schon im Voraus über das Ent-

zücken lächeln, was ich nun bei ihm im Ausbruch begriffen sah. Aber schon saß die Herrliche am Flügel, schlug ein paar Accorde an und — heraus aus tiefer Brust schmetterten Töne, die rauschend und klingend an den hohen Decken und Wänden des Saales widerhallten. Alle Augen und Ohren öffneten sich weit, meine Mutter saß wie verzückt auf ihrem Platze. Karl wurde blaß wie eine Leiche und seine Frau flüchtete sich erschrocken hinter ihn. Auch ich stand wie eine Bildsäule da. Wer hatte auch je solche Perlentöne gehört! Dann aber, und als ob sie unseren Wunsch errathen hätte, fiel die Sängerin in meine Lieblingsarie, die Agathe im Freischütz singt: „Wie nahte mir der Schlummer."

Doch, ich kann mir die Beschreibung hiervon ersparen. Man denke sich die Wirkung dieser Musik von dieser Stimme, aus dieser Brust gesungen. Alles war bezaubert. Meine Mutter, aufstehend, wankte mit ausgebreiteten Armen der Sängerin, nachdem sie geendet, entgegen, schluchzend: „Meine Tochter, meine Tochter!" und schloß sie, in milde Thränen der Wollust aufgelös't, in ihre mütterlichen Arme. —

Das war der erste Theil des glücklichen Abends. Die aus einem Nebenzimmer hervortretende Grete erinnerte mich, daß wir noch einen zweiten Theil vor uns hatten. In diesem Augenblicke meldete mir mein Diener, der Herr Doctor God sei in meinem Zimmer und begehre mich zu sprechen.

„Aha!" sagte ich und wischte mir den Schweiß ab, der in reichlichen Tropfen von meiner Stirn floß. Sodann rief ich Karl herbei und bat ihn, in einem Nebenzimmer Alles nach unserer Verabredung zu veranstalten, in zehn Minuten würde ich in dasselbe eintreten. Darauf begab ich mich, eine ernste Miene annehmend, in mein Studirzimmer, wo ich meinen alten Freund schon auf dem Sopha sitzend fand, den ich absichtlich um diese Zeit zu mir bestellt, aber durch einen

Nebeneingang des Hauses und auf einer kleineren Treppe hatte eintreten lassen.

Ernst Goy hatte sich in der That eine stattliche Figur zugelegt, seitdem ich ihn dem Leser nicht wieder vorgeführt; sein Umfang war fast noch einmal so stark, wie der meinige. Er war heute Abend, wie zu jeder Zeit jetzt, sehr sorgfältig und fein gekleidet, denn er hatte viel durch mich zu thun bekommen und lebte in günstigen äußeren Verhältnissen.

„Guten Abend, mein lieber Goy!" begrüßte ich ihn. „Du bist pünktlich und das ist mir lieb. Ich habe ein Geschäft für Dich."

„Ich stehe zu Diensten, wie immer, Du weißt es. Was giebt es?"

„Es ist etwas Ernsthaftes. Du mußt eine Nachtwache thun. Ich habe eine vornehme Dame im Hause, die krank geworden ist."

„O, eine vornehme Dame, und bei Dir im Hause, wie kommt denn das?"

„Sie befindet sich auf der Reise und ist hier krank geworden. Sie wohnte zuerst im Gasthofe, Lehmanns haben sie aus Mitleid in ihr Haus genommen und ich habe ihr eins von meinen leer stehenden Zimmern eingeräumt. Hast Du Zeit, hier zu bleiben?"

„Für Dich Alles und immer! Du hast zu bestimmen, aber was fehlt ihr?"

„Sie hat leider ein organisches Herzübel mit congestiven Beschwerden nach dem Kopfe; wir werden ihr zur Ader lassen müssen — sei auf ihren Puls aufmerksam, wenn Du bei ihr wachst; sobald Du eine Zunahme in seiner Frequenz und Fülle findest, so säume keinen Augenblick und gebrauche die Lancette."

„Schon gut, wenn es weiter nichts ist — aber was

hast Du selber? Du bist so unruhig. — Dir ist doch nichts Uebles begegnet?"

Dabei sah er mich fragend an, während ich einen künstlichen Seufzer ausstieß. „Ach," sagte ich — „alter Freund, mir ist ebenfalls nicht behaglich zu Muthe. Ich habe eine böse Nachricht erhalten."

„Wie? Und das sagst Du mir erst jetzt?"

„Eile nicht, sie zu hören, denn sie betrifft auch Dich."

„Du erschreckst mich! — Was ist denn geschehen?"

„So höre es denn, wenn Du ein Mann bist und die unvermeidlichen Schläge des Schicksals zu ertragen vermagst — ich habe von Christel und Grete eine Nachricht —"

„Wie — von ihnen — was für eine? Ich bitte Dich —"

„Darf ich Alles sagen — bist Du darauf gefaßt?"

„Heraus damit, wenn Du nicht willst, daß mich der Schlag auf der Stelle rührt."

Als ich die mit diesen Worten verbundene Miene der Verzweiflung auf seinem Gesichte sah, konnte ich trotz meines angenommenen Ernstes das Lachen nicht unterdrücken, ich zog daher rasch mein Tuch heraus und verbarg mein Gesicht darin. Er nahm es für Wahrheit und glaubte, ich weinte vor Schmerz. Er ergriff meinen Arm. „Mensch," rief er, „Fritz, habe Erbarmen, Du tödtest mich hundertfach mit Deinem Zögern — sage mir Alles — sind sie todt?"

„Ja, todt für uns — denn, denn — sie sind Beide — verheirathet!"

Er fiel lautlos auf einen Sessel und stöhnte — ich selbst lief, wie ein Verzweifelnder, nur um meine Freude zu verbergen, im Zimmer auf und nieder.

„Verheirathet!" stammelte er und griff sich in die Haare. „Grete! Du Undankbare!"

„Und Christel!" rief ich, die Hände ringend.

„Wen, wen hat sie geheirathet, sage es mir — ich würge den Unglücklichen!“

„Sie sind uns Beide unerreichbar, mein Freund, also tröste Dich — ich habe mich auch schon getröstet.“

„Schon getröstet? — Ich werde mich hüten — ich will mich nicht trösten — wüthen will ich lieber, rasen — sage mir, wo finde ich die Schändliche, und wenn sie hundert Meilen von hier entfernt wäre — ich muß sie noch einmal sehen und — zermalmen. Ha!“

„Sei doch nicht thöricht — sei ein Mann — es sind Weiber, Weiber — ach — haha!“ Und ich begann laut zu schluchzen, womit ich mein schallendes Gelächter bedeckte. Aber ich fühlte, daß ich der Scene ein Ende machen müsse, denn ich begann meine ernste Haltung zu verlieren. Ich ging also an die Thür, öffnete sie ein wenig und that, als ob ich mit einem außen stehenden Diener spräche.

„Ja,“ sagte ich laut, „wir kommen!“

„Was giebt es?“ schrie er mit einer Donnerstimme, die durch das ganze Haus schallte. „Was ist?“

„Die Dame hat ihren Anfall, sie bedarf unserer Hülfe —“

„Jetzt — jetzt soll ich gehen? Ich kann nicht —“

„Ermanne Dich, fasse Dich und folge mir.“ Ich selbst that, als ob ich mich männlich zusammennähme und ergriff seinen Arm. Er folgte mir mechanisch, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme schlotternd, das Gesicht bleich wie der Tod.

So zog ich ihn über den Flur und trat mit ihm in das vorerwähnte Zimmer, welches wir von einer matt brennenden Lampe dürftig erleuchtet fanden. Auf dem Sopha unter einer seidenen Decke lag eine Gestalt, die Kranke vorstellend. Lehmanns standen beide daneben, die Hände gefaltet. Wir näherten uns der angeblichen Herzkranken. Ernst Goy hatte

die Augen auf, aber er sah Nichts, er schaute in sich hinein, wo Alles öde und leer war.

„Guten Abend, Madame," sagte ich. „Wie geht es?"

Grete hatte schon mit ihren scharfen Augen meinen Begleiter erfaßt, sie zitterte am ganzen Leibe, denn sein Zustand war ihr nicht entgangen. Lehmann jedoch hatte sie vorbereitet. Sie kicherte zwar, aber ihre gewaltige Brust arbeitete vor Aufregung unter der Decke so, daß ich jeden Augenblick glaubte, sie würde ihre Fesseln sprengen.

„Wie geht es?" fragte ich noch einmal. Es erfolgte keine Antwort. Die blitzenden Augen der vermeintlichen Kranken sogen mit Behagen die wohlgenährte Gestalt ihres alten Freundes ein. „Da," sagte ich zu diesem, „sieh selbst und überzeuge Dich von ihrem Zustande."

Ernst Goy näherte sich dem Lager — er warf einen unaussprechlich trostlosen Blick auf die Kranke. Endlich, da er ihr volles, glühendes und von Gesundheit strotzendes Gesicht sah, wurde er aufmerksamer und streckte den Kopf vor. Schon blickte er scharf und immer näher tretend auf sie hin — da ertrug die vor Lachen und zurückgehaltener Regung beinahe erstickende Grete ihre Lage nicht länger; sie schlug die Decke zurück, sprang auf und schrie:

„Mir geht es gut, Herr Doctor — guten Abend!"

Ernst Goy war wie vom Blitz gerührt — er trat einige Schritte zurück und öffnete die Augen, wie man ein Fenster öffnet, um frische Luft einzulassen.

„Grete!" brüllte er mit einer Stimme, daß die Wände bebten.

„Ernst Goy!" rief auch Grete, und noch ein Augenblick und sie sprang an seinen Hals und drückte ihn so fest an sich, wie sie mich früher so oft gedrückt hatte.

„Und Du bist verheirathet?" schrie er, als er wieder Athem genug dazu hatte.

„Verheirathet? Ich? Wer sagt das?“

„Der da hat es gesagt — und Christel ist auch verheirathet —?“

„Er lügt, er lügt — wie würde ich hier stehen, wenn ich verheirathet wäre — —?“

„O dann, o dann ist es gut“ — und er stieß einen Seufzer aus, der die Scheiben klirren machte. —

So entwickelte sich diese abendliche Scene; die Kranke war genesen und der Getäuschte war enttäuscht.

Wohl dem, der so rasch zur Genesung und zur Aufklärung seiner Täuschung gelangt, wie die herzenskranke Grete und mein von Glück berauschter Freund! —

Dieser glückliche und scherzhafte Abend aber ging ernsteren Tagen vorher, wie das Vorspiel eines düsteren Drama's oft heiter und sonnig ist. Schon in früher Stunde des nächsten Morgens wurde ich unerwartet an die schwierigen Verwickelungen erinnert, die noch auf meinem Wege lagen und gelöst werden mußten, bevor ich an mein friedliches Ziel gelangt war.

Mein Diener meldete mir einen fremden Herrn, der nur mir allein seinen Namen sagen wolle. Ich ließ ihn eintreten und sah zu meiner Ueberraschung den angehenden Schauspieler Karl Seydelmann eintreten, den ich schon beinahe ganz aus meiner Erinnerung verloren hatte.

„Ach,“ sagte ich — „Herr Seydelmann! Seien Sie mir gegrüßt! Sie haben Wort gehalten.“

„Ich halte immer Wort — Sie haben mir diesen Besuch gestattet und ich bin gestern gekommen und erwarte, meinen großen Meister hier zu finden.“

„Er ist aber noch nicht da. Indessen hat er mir ge-

schrieben, daß er in diesen Tagen eintrifft; sonst aber bin ich nicht im Stande gewesen, seine launige Mittheilung zu verstehen — da, lesen Sie selbst.“ Und ich gab ihm den kurzen Ansagebrief des Künstlers, den ich mir aufbewahrt hatte.

Der junge Man las die wenigen Zeilen seines erhabenen Vorbildes mit Entzücken. Sogleich aber sagte er: „Ich kann Ihnen vielleicht einige Aufklärung über das Dunkel geben, welches für Sie in diesen Worten liegt. Ich habe mit einem vertrauten und von allen Vorgängen unterrichteten Freunde in Berlin eine Correspondenz unterhalten und auf diese Weise jeden Schritt des großen Künstlers in Erfahrung gebracht. Er kommt wirklich hierher und wird am Abende des heutigen Tages seine Reise antreten, wozu er einen dreiwöchentlichen Urlaub erhalten hat.“

„Aber warum kündigt er sich mir dann nicht genauer und verständlicher an? Mein Freund, in dessen Hause ich hier wohne, hat ihm eine behagliche Wohnung in Stand gesetzt und es wäre wünschenswerth, zu wissen, in welcher Stunde er eintrifft.“

Der junge Schauspieler lächelte. „Er ist sonderbar, dieser Mann,“ sagte er, „man kann sich seine Eingebungen selten hinreichend erklären. Aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß er in den letzten Wochen eine ihn stark fesselnde, vornehme Bekanntschaft gemacht und daß der Gegenstand derselben ihn eingeladen hat, mit ihm hierher zu reisen und bei ihm einstweilen einzukehren.“

„Eine vornehme Bekanntschaft — hier aus der Residenz?“

„Das weiß ich nicht. Aber der Herr soll ein Gut hier in der Nähe besitzen und dorthin wird ihm der nach neuen Anregungen jagende Künstler wohl zunächst folgen.“

Ich schwieg betroffen und besann mich. — Sollte es möglich sein, dachte ich — aber zu welchem Zwecke Das?

Unbewußt hatte ich die letzten Worte laut gesprochen.

„Zu welchem Zwecke?" fragte der Schauspieler. „Da fragen Sie mich zu viel. Ludwig Devrient ist ein unbegreiflicher Abenteurer, er hat immer Zwecke, sie liegen aber oft im Verborgenen."

„Es ist gut — wo sind Sie abgestiegen?"

„Im Gasthofe zur deutschen Krone."

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Warten wir Devrient's Ankunft ab — er hat mir seinen Besuch zugesagt und wird nicht ausbleiben. Einstweilen werde ich mir aber Mühe geben, seinen Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Haben Sie sich schon dem Intendanten unserer Bühne vorgestellt?"

„Ach nein — ich habe doch keine Hoffnung, hier zu spielen, ich bin ja erst ein Schüler. Auch liegt das gar nicht in meiner jetzigen Absicht — ich trete bis jetzt nur auf ganz kleinen Bühnen auf — das Studium allein — Sie wissen es ja — hat mich hierher geführt."

„Sie haben Recht. Kann ich Sie mit irgend etwas unterstützen?"

„Ich danke — ich wollte mich nur bei Ihnen melden und Ihre Hülfe in Anspruch nehmen, sobald ich meine Studien beginnen kann."

„Aha, wenn er kommt. Ich werde Sie nicht vergessen."

„So leben Sie wohl!"

„Kommen Sie heute Abend wieder zu mir, vielleicht kann ich Ihnen schon Auskunft geben."

Er versprach es und ging, ließ mich aber in seltsamen Gedanken zurück. Devrient mit einem vornehmen Herrn in Bekanntschaft? Auf einem Gute in der Nähe — sollte das, konnte das Maximilian sein? — Lag etwa eine tiefere Absicht in diesem Bunde? Es konnte wohl sein. Sollte er mit irgend einem Plane meine Pläne durchkreuzen, mir gar zu-

vorkommen in der Entwickelung seines Geschicks? Nein, das durfte er nicht. Also heute Abend geht er auf die Reise! — Ich rechnete. — Da muß er Sonnabend Nachmittag eintreffen — es ist gut — ich werde Sonnabend nach Stromberg reiten und erfahren, woran ich bin. Sonnabend, ha, das ist der Weihnachtsabend! Vorher aber kommt der Freitag — ein düsterer Tag — bis dahin ist noch viel zu thun. O meine stille Weihnachtsfreude — wo bleibt sie? Ich muß Sidi auf lange und häufige Abwesenheiten meinerseits vorbereiten — wie wäre es, wenn ich ihr schon jetzt eine Mittheilung darüber machte — ich hätte eine Vertraute — sie könnte mir helfen, mich treiben, beruhigen — ja — das soll geschehen!

Und es geschah noch an diesem Tage. Ich fand wirklich in ihrer Theilnahme am Vorgehenden eine große Beruhigung, außerdem aber war ihr meine Unruhe erklärt, die ich ihr doch nicht hätte verbergen können. Sie hatte sich vorgenommen, erst nach Beginn des neuen Jahres als Künstlerin in der Residenz aufzutreten, so lange wollte sie in aller Stille bei uns leben; auch waren die Vorarbeiten zum Freischütz auf unsrer Bühne nicht eher vollendet, und darin sollte sie ja zum ersten Male vor unsrem Publikum erscheinen. Ach! so wenig mir das gefiel — ich konnte es nicht ändern, hatte ich sie doch bei alledem noch über acht Tage für mich. —

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kleidete ich mich an und begab mich auf das Schloß, wohin ich um elf Uhr beschieden war. Ich trat beim Herzog ein und fand ihn in ziemlicher Gemüthsruhe. Sein Auge war klarer, als es lange Zeit vorher gewesen war.

„Sie haben mir einen guten Rath gegeben,“ sagte er, als er mich begrüßt hatte. „Aber ich habe einen schweren Kampf gehabt. Ich habe meine Absicht ausgesprochen und — man hat gestutzt.“

„Ich dachte es mir wohl.“

„In der That, man schien sehr betroffen. Ich erhielt nicht sogleich Antwort vom Bischofe, dem ich mein Anliegen vorbrachte; er hielt erst eine Conferenz mit seinen Freunden und dem Beichtvater des kranken Mädchens ab, welcher zugleich ihr Arzt und Magnetiseur ist.“

„Wer ist dieser Beichtvater?“

„Ein alter Mann, aber rüstig an Kraft und groß an Geist, wie an Frömmigkeit — so ist er mir wenigstens geschildert.“

„Und haben Ew. Durchlaucht nachher die Antwort des Bischofs erhalten?“

„Ja. Gestern Abend war er mit den beiden Ministern selbst bei mir. Man hatte sich Alles überlegt, entwickelte einen großen Vorrath verfänglicher Fragen, brachte wichtige Einwendungen vor und suchte meinen Entschluß zu erschüttern —“

„Sie blieben aber dabei?“

„Standhaft. Ich stellte ihnen als Bedingung meinerseits auf — ich wollte mich nicht mehr wie ein Dieb in der Nacht aus meinem Hause schleichen —“

„Und — ich brenne vor Begierde —“

„Endlich ging man, obwohl sichtlich ungern, auf die Aenderung ein. Noch heute Abend, in aller Stille, wird man die Kranke hierher bringen, nachdem man selbst in meiner eigenen Begleitung gestern Abend das auserwählte Krankenzimmer genau untersucht und es für angemessen erklärt hat.“

„Ah! So werde ich sie also sehen!“

„Das ist Ihre Sache — ich weiß nicht und will nicht wissen, was Sie unternommen haben — aber ich verlasse mich darauf, daß sie mir keine Blöße geben.“

„Befürchten Sie Nichts, Durchlaucht; ich will die Blößen Anderer entdecken, Ihre Person darf in gar keine Mitwirkung kommen. Ich handle für Sie, aber ich gehe allein in's Feuer.“

„So bin ich zufrieden. Wie soll ich mich aber morgen Nacht verhalten, wenn ich die Kranke besuche?"

„Thun Sie wie immer, lassen Sie nichts blicken, was den Verdacht erwecken könnte, Sie hätten bereits Ihre Ansicht geändert. Sobald die Sitzung morgen Nacht zu Ende ist, werde ich mich bei Ihnen einfinden und Ihnen meine Meinung darlegen."

„So ist es also abgemacht. Gott gebe ein glückliches Ende — ich habe Hoffnung, aber ich habe auch Besorgniß."

„Ich habe keine —"

„So leben Sie wohl!"

Ich ging, aber ich hatte nur so gethan, als ob ich keine Besorgniß hege. Meine Besorgniß hatte jedoch ein anderes Ziel als die seine — dennoch verfolgte ich ruhig meinen Plan und verrichtete wie alle Tage meine Geschäfte in anscheinend größter Gemüthsruhe, die mir nur vollständig zu eigen war, wenn ich in das klare Auge meiner Sidi schaute und in ihrer Nähe verweilte — und das that ich, so oft ich Zeit und Gelegenheit dazu hatte.

Achtes Kapitel.

Die Somnambule, ihr Magnetiseur und deren Beschützer.

Daß ich sehr gespannt war, endlich einmal eine Somnambule zu sehen, die vom Himmel auserwählt und gesandt war, dem Fürsten eines protestantischen Landes das Licht des Lebens, die wahre und unverfälschte Religion zu enthüllen, auf deren schirmendem Fittich er allein in das Himmelreich getragen werden konnte, bedarf hier wohl keiner Erörterung. Beinahe war diese Spannung so groß, wie das Interesse, welches ich an der mir noch dunklen Persönlichkeit Derer nahm, die so glücklich gewesen waren, dieser göttlichen Prophetin habhaft zu werden. Kaum vermochte ich daher meine leidenschaftliche Aufregung zu bewältigen und mich in ein ruhiges Abwickeln der bevorstehenden Ereignisse zu fügen. Sidi, die jetzige Vertraute aller meiner Kümmernisse und Bestrebungen, der ich endlich auch diese Last mitgetheilt, hatte Mühe, mich in den Schranken männlicher Fassung zu erhalten, und sie that dies mit einer Aufopferung von Beredtsamkeit und Zärtlichkeit, die unter anderen Umständen hingereicht haben würde, mich in einen Himmel voller Glückseligkeit zu versetzen. So aber machte mir diese Theilnahme meinen jetzigen Zustand eben nur er=

träglich, und als endlich der Donnerstag Abend herangenaht war und ich meinen ersten Beobachtungsgang in mein geheimes Gemach im Schlosse antreten sollte, siehe, da kam, durch ihr Zureden herbeigeführt, eine friedliche Zuversicht und Gemüthsheiterkeit über mich, wie ich sie kurz vorher kaum noch für möglich gehalten hatte, die mich aber geschickt machte, mit voller Fassung dem bedeutungsvollen Unternehmen entgegenzutreten, welches ich mir vom Schicksal aufgebürdet sah.

Der Herzog hatte seinen Kammerdiener Bernhard mit dem Umzuge der Kranken beauftragt. Durch diesen wurde sie, in der That von einem alten Geistlichen begleitet, in aller Stille in das Schloß geführt. Um neun Uhr Abends kam der treue Diener in mein Haus und berichtete diese große Thatsache. Ich machte mich sogleich auf den Weg. Von einer anderen Seite des Schlosses her, so daß es nicht möglich war, mit den Bewohnern oder Besuchern des geheimen Krankenzimmers irgend wo zusammen zu stoßen, begab ich mich in mein kleines Gemach, dessen Boden ich mit weichen Decken hatte belegen lassen, um selbst meinen leisesten Schritt zu verbergen. Ich riegelte die Thür hinter mir zu und befand mich im Dunkeln. Ich sah nichts als bisweilen die kleinen Funken, die aus meinen eigenen Augen sprangen, und hörte nichts, als das Schlagen meines Herzens, welches mir gegen die Brust hämmerte, als wollte es seine enge Behausung sprengen. Leise drückte ich auf die Feder, die mir die Aussicht auf das Krankenlager verschaffen sollte, und ließ sie spielen. Aber siehe, da zeigte sich etwas Unerwartetes. Denn als ich mein Auge an die wohlbekannte Oeffnung legte, sah ich nichts. Die Eingangsöffnung war da, aber die Ausgangsöffnung schien verstopft. Betroffen und anfangs den Verdacht hegend, man habe meinen Belauerungsplan entdeckt, stand ich einen Augenblick nachdenkend da. Sogleich aber begab ich mich an die zweite Oeffnung und pries dabei meine Eingebung, wenigstens

an drei gedacht zu haben. Wenn nun aber auch die übrigen verstopft waren? Schnell, um mich dessen zu versichern, legte ich mein Auge an — ha! da faßte ich schon einen feinen Lichtschimmer auf, der Durchgang der kleinen Röhre war also frei. Ich athmete auf. Lange blieb ich in derselben Lage und gewöhnte mein Auge an das Dämmerlicht, welches ich in der Ferne erblickte. Allmälig nahm dieses Licht an Helligkeit zu und ich sah deutlich einen dunklen Schatten durch den matt erleuchteten Raum sich hin und her bewegen. Nachdem ich mich genügend von dem nur geringen Umfange des zu überschauenden Raumes überzeugt, begab ich mich an die dritte Oeffnung. Diese lag für mich heute am günstigsten, das überblickte ich sogleich. Ich sah nicht allein klarer, als auf der anderen Seite, was wahrscheinlich von der Stellung des Lichts im Zimmer herrührte, denn ich erspähte das Bett der Kranken und auf einem kleinen Tische davor eine grünbeschattete Lampe, sondern ich faßte auch den auf- und abwandelnden Schatten deutlicher in's Auge. Nur konnte ich sein Gesicht nicht sehen, er mußte sich erst setzen, denn auf diese Voraussetzung war die Richtung dieses Sehrohres angelegt.

Da mich meine Augen für's Erste unbefriedigt ließen, nahm ich zu meinen Ohren meine Zuflucht. Ich öffnete die dazu angebrachte Klappe und legte meinen Kopf an. Anfangs hörte ich nichts, als das Summen der Luft in der Röhre oder das Rauschen meines eigenen Blutes. Alles schien still im Nebenzimmer. Allmälig aber nahm die Kraft meines Organes zu und ich erlauschte deutlich genug die auf dem Teppiche des Zimmers hinschlurrenden Tritte eines Wandelnden, welcher vermuthlich der Beichtvater war, denn ein krankes Mädchen hatte wohl keinen so schweren Fuß. Da brach der Schritt plötzlich ab und augenblicklich hörte ich Jemanden sprechen.

„Theresia, mein Kind," sagte eine anfangs etwas dumpf klingende Stimme, „wie befindest Du Dich hier in der neuen Behausung?"

„Ich danke, Ew. Ehrwürden," antwortete eine zweite, aber feinere und schwächliche Stimme, die von Zeit zu Zeit durch einen leichten Husten unterbrochen wurde, „es geht mir leidlich wohl. Wir haben es gut bei dem Herrn Herzog."

Aha! dachte ich. Sie weiß also schon, daß sie bei dem Herzog ist — vorwärts!

„Werden wir auch unsere Speise aus seiner Küche erhalten?" fragte dieselbe Stimme.

„Speise? Leibliche Speise, meine Tochter? O! Denke nicht an den Leib, wo es sich allein um die Seele handelt, die von dem glänzenden Lichte des Schöpfers gespeis't wird. Aber gewiß wird man uns nicht hungern lassen."

„Wohnst Du denn auch neben mir, wie bei'm Herrn Bischof?"

„Nein, mein Kind — man hat nicht daran gedacht, mir diese Aufmerksamkeit zu erweisen — mein Zimmer liegt jenseits des Flures — und das eben stimmt mich unbehaglich und etwas mißtrauisch zugleich. Mir gefällt es hier nicht so gut, wie bei Sr. Hochwürden, dem edlen Bischof. Die priesterliche Luft that mir wohler, als die herzogliche."

Es erfolgte eine lange Pause nach diesem Gespräche, welches außer dem Worte „mißtrauisch" wenig Aufschluß gab, wenn mir nicht der Ton der Stimme des redenden Mannes von Augenblick zu Augenblick bekannter geklungen hätte. Ich gab mir alle Mühe, das Gesicht desselben zu erhaschen, aber es gelang nicht, obgleich ich über eine Stunde im Zimmer verweilte. Nach dieser Zeit schloß ich meine Klappen, öffnete die Thür und entfernte mich.

Am nächsten Morgen — es war der verhängnißvolle Freitag gekommen — begab ich mich auf Umwegen im In=

nern des Schlosses, die nur Wenige so genau kannten wie ich, in mein Beobachtungszimmer.

Die mittlere Schauöffnung war und blieb verschlossen; man hatte, wie ich später erfuhr, das Bild des Gekreuzigten darauf gehängt und diese Stelle zufällig gewählt, weil sie gerade dem Bette der Kranken gegenüber lag. Auch heute war das Zimmer, wie ich durch die beiden anderen Oeffnungen erkannte, ziemlich dunkel, man hatte sich bemüht, das unverfälschliche Tageslicht des allsehenden Schöpfers durch Vorhänge vor den Fenstern so viel wie möglich auszuschließen. Dennoch aber gelang es mir nach längerer Beobachtung endlich, ein krank und elend aussehendes weibliches Antlitz, welches einem verwachsenen Körper anzugehören schien, wahrzunehmen. Von dem Gesicht des Beichtvaters aber konnte ich wieder nichts erspähen, eben so wenig hörte ich ihn sprechen, er schien in einer für mich unerreichbaren Ecke am Fenster zu lesen.

So bereitete ich mich denn auf meine längere Beobachtung am Abend vor. In Folge eines früheren Berichts des Herzogs, daß ihm mitgetheilt sei, die Kranke genieße Freitags keinen Bissen Speise und schlafe den ganzen Tag in vollkommener Bewußtlosigkeit, hatte ich gerade an diesem Morgen durch eine der Kranken zugewiesene Dienerin, ohne daß dieselbe meine Mitwirkung erfuhr, mehrere Teller mit Leckereien, Früchten allerlei Art vom schönsten Aussehen und überzuckerte Kuchen in das Krankenzimmer bringen und dabei sagen lassen, der Herr Herzog sende von seiner eigenen Tafel der armen Kranken dieses kleine Labsal, der Segen Gottes möge darauf ruhen und sie Kraft und Genesung daraus schöpfen. Eben so hatte ich für den Herrn Beichtvater einige Flaschen wohlschmeckenden, aber sehr kräftigen Ungarweins auftischen lassen. —

Es war also Freitag Abend. Um neun Uhr verließ ich

meine von Licht und Freude schimmernde Wohnung und begab mich in mein einsames, dunkles Kämmerlein im Schlosse. Vorsichtig schloß ich alle Oeffnungen auf; das mittlere Schauloch war noch verstopft. Ich stellte mich zuerst an das zur Linken angebrachte. Wieder sah ich den grünen Lichtschimmer vom vergangenen Abend, wieder wandelte der männliche Schatten auf und ab. Auch die rechts gelegene Oeffnung gab mir keinen näheren Aufschluß.

Ich nahm also meinen Platz am Hörrohre ein. Anfangs hörte ich nur die bekannten leisen, über den Teppich hingleitenden Schritte des wandelnden Mannes; nach einigen Augenblicken vernahm ich aber auch dieses Geräusch nicht mehr und es wurde Alles still. Der Beichtvater war also entweder in Gedanken versenkt stehen geblieben oder hatte sich schweigsam auf einen Stuhl niedergelassen. Endlich gab er wieder ein Lebenszeichen von sich. Ich vernahm deutlich das Entkorken einer festverschlossenen Flasche und gleich darauf das leise und perlende Geriesel einer in ein Glas vorsichtig ausgegossenen Flüssigkeit. Der Herr Beichtvater hatte also Durst zu einem guten Glase Ungar. Es schmeckte ihm auch vortrefflich, denn nach einem etwas ungewöhnlich langen Zuge ließen seine Lippen ein lautes Schnalzen und seine Brust einen so frohen Seufzer des Wohlgefallens hören, daß man beinahe Lust bekam, Theilnehmer seiner Genüsse zu werden. Aber da flüsterte es plötzlich vom Bette der Kranken her:

„Gieb mir auch ein Glas davon — er duftet so schön und schmeckt gewiß noch besser.“

„Wie, Theresia, mein Kind — schläfst Du denn nicht?“

„Nein, ehrwürdiger Vater; aber mich hungert und durstet.“

„Mein Kind, darin irrst Du. Du verwechselst die Sehnsucht nach göttlicher Speise mit der nach dieser irdischen. Jetzt kannst Du aber nichts erhalten — nachher, wenn wir fertig sind. Der Wein könnte Dich berauschen — Du bist schwach

und nicht daran gewöhnt, dies Getränk aber ist stark, und Du weißt, wir haben eine wichtige Nacht vor uns."

„Ach! So mische mir Wasser darunter, wenn er für mich zu stark ist —"

„Auch das nicht — ich muß durchaus auf meinen Willen bestehen. Nachher sollst Du trinken, so viel Du willst — jetzt aber gedenke allein Deiner und meiner Pflicht — wir sind bald am Ende."

„Ach, theurer Vater, es dauert so lange! Es wird mir so schwer! Ich habe ein so großes Verlangen nach frischer Luft — darf ich auch nichts essen?"

„Was willst Du, eine Frucht oder ein Biskuit?"

„O, gieb mir beides — laß mich auch den leckeren Kuchen kosten, den Du eben versuchst."

Rasch sprang ich an ein Sehloch und schaute hindurch. Der Schatten des Mannes kreuzte das Zimmer, bückte sich zu der Kranken hinab und gab ihr wahrscheinlich das Verlangte. Ich kehrte an das Hörrohr zurück.

„Ach! wie das schmeckt!" sagte die Kranke. „Herrlich! So etwas habe ich nie gegessen, selbst beim Herrn Bischof nicht. Gieb mir mehr."

„Da hast Du — nun ist es aber auch genug. Aber, mein Kind, hast Du auch die Worte behalten, die Du heute sprechen wirst?"

„Ich weiß Alles, vertraue meinem Gedächtniß; aber um Eins bitte ich Dich. Lasse es nicht so lange dauern, wie sonst. Höchstens eine kurze Viertelstunde, länger halte ich es nicht aus."

„Da schlug die zehnte Stunde. Ich schloß mein Hörrohr und begann selbst einen Spaziergang in meinem Zimmer. Ich hatte eigentlich schon genug gehört — meine Meinung war bestätigt, der Betrug war handgreiflich. Aber — ich wollte noch mehr hören und wo möglich sehen — denn die Stimme

des redenden Mannes haftete schon deutlicher in meinen Ohren, ich glaubte einige noch in meinem Gedächtniß aufbewahrte Klänge einer bestimmten Ausdrucksweise, namentlich wie die Worte gezogen und betont wurden, wieder erkannt zu haben. Es war daher natürlich, daß ich mich, von einer geheimen Wuth angestachelt, in eine Aufregung versetzt sah, wie ich keine ähnliche jemals empfunden zu haben glaubte. Dennoch aber unterbrach ich von Zeit zu Zeit mein im Gehen fortgesetztes Nachdenken, horchte bald durch das Rohr, bald schaute ich durch die eine oder die andere Sehöffnung.

Es schlug halb elf. Da trat der männliche Schatten, nachdem er noch ein Glas Wein getrunken, wahrscheinlich um sein ermattendes Gewissen anzufeuern, vor das Bett der Kranken und beugte sich zu ihr nieder. Aber er drehte mir den Rücken zu, ich konnte also nichts von seinem Thun wahrnehmen. Rasch an das Rohr springend hörte ich indessen folgende Worte:

„Theresia, meine Tochter, die wichtige Stunde naht. Ich spreche Dich frei, kraft der mir verliehenen Gewalt von allen Deinen Sünden, von schon begangenen und noch zu begehenden — im Namen Gottes, des Vaters, der Jungfrau Maria und ihres göttlichen Sohnes. Schlafe, mein Kind, und erfülle die heilige Pflicht, die Dir durch mich von dem Herrn Bischof auferlegt ist."

Als er darauf schwieg und ich mich wieder an meine Sehöffnung gestellt hatte, glaubte ich einige mir bekannte Handbewegungen an ihm wahrzunehmen, woraus ich schloß, daß er magnetische Manipulationen mit der Kranken vornahm.

Es folgte jetzt eine tiefe Stille. Meine in einem weiten Kreise herumflatternden Gedanken halfen mir die Zeit verschlingen — es schlug elf Uhr. Da hörte ich, wie der Beichtvater mit einer gewissen Hast einen Stuhl ergriff und ihn auf eine andere Stelle trug. Er setzte sich. Ich beobachtete

scharf durch die Oeffnung zur Rechten, vor der er in ziemlich gerader Richtung, sechs Schritte von mir entfernt, saß. Schon sah ich ihn bis zur Brust — plötzlich beugte er sein Gesicht etwas tiefer, der Kranken entgegen — es kam in meinen Sehstrahl — ich fuhr zusammen — beinahe hätte ich einen Laut der Verwunderung und der Freude von mir gegeben. Ich hatte das blasse, abgezehrte und eckige Gesicht des Beichtvaters auf einen Augenblick gesehen, aber dieser Augenblick hatte hingereicht, es vollständig zu erkennen. Ich hätte darauf geschworen, mich nicht zu irren. Unauslöschlich waren diese scharfen, unheimlichen und lauernden Züge in mein Gedächtniß gegraben. Sein Haar war zwar stärker gebleicht als früher und bedeckte seinen ganzen Kopf, aber auf seiner stark hervorragenden und spitzen Nase saß, wie im Kloster zum heiligen Franziskus, eine mir sehr wohl bekannte messingene Brille mit gefärbten Gläsern. Wer war es, wer konnte es anders sein, als der schlaue Pater Henrikus, der ehemalige Vikarius unseres guten alten Klosters? —

Ich befand mich in einer unglaublichen Aufregung, die mich nicht lange aufmerksam an einem und demselben Platze ließ. Ich überhörte sogar den Eintritt des Herzogs und seiner Begleiter, so wie die Worte, die zu seiner Begrüßung gesprochen wurden. Erst nach einer Weile faßte ich mich wieder und, die Oeffnungen für meine Augen aufgebend, ließ ich allein mein Ohr Zeuge des Vorgehenden sein. Aber ich täuschte mich sehr, ich erhielt keinen besonderen Aufschluß mehr; es wurden überhaupt nur wenige Worte gesprochen. Der Vorgang im Allgemeinen aber war folgender. Der Herzog war eingetreten und hatte sich auf einen Stuhl, wahrscheinlich in der Nähe der Kranken, niedergelassen. Ihm zur Seite saßen, in für mich undurchdringbarem Schatten, seine Begleiter, im Hintergrunde am Fußende des Bettes stand der Sünden vergebende Pater Henrikus.

„Schläft sie fest?“ fragte der Herzog mit gleichgültiger Stimme.

„Durchlaucht, sie schläft den Schlaf der auf der Erde Müden, aber der im Himmel Wachenden.“

„Darf ich sie berühren?“

„Im Namen Gottes, ja!“

„Sie ist kalt und steif, wie immer — ha — und sie blutet wieder.“

„Der Sohn Gottes spricht heute wie immer durch das Blut, welches die verruchten Hände der Menschen ihm entzogen haben.“

„Laßt sie sprechen, wenn sie sprechen kann.“

„Theresia, meine Tochter, sprich und verkünde den unabänderlichen Willen des ewigen Gottes. Legen Sie die Hand auf ihre Herzgrube, Durchlaucht — so — verkünde den Willen Gottes, Theresia.“

Und langsam mit pathetischem, künstlich geheimnißvollem Tone sprach die Kranke:

„Du, der Du bist ein Mann der Stärke und Gewalt auf Erden, habe Ehrfurcht und Gehorsam vor den Geboten des stärkeren Herrn im Himmel. Glaube an ihn und Deine Gebete werden erhört werden. Alle Deine Sünden, so groß sie sind, sollen Dir vergeben sein in Ewigkeit. Tritt aber an den Tisch unseres Herrn und gelobe und glaube an die einzige und alleinseligmachende Kirche auf Erden und im Himmel.“

Hier stand der Herzog plötzlich und mit Geräusch auf.

„Es ist so dumpf und schwül hier im Zimmer!“ sagte er etwas heftig.

„Das merke ich auch an der Kranken,“ sprach des Beichtvaters Stimme — „sie ist unruhig — ihr Schlummer ist nicht so kräftig, ihre Kraft nicht so innerlich wie sonst —

ha! sie bewegt sich schon, sie wird ihre Krämpfe wieder bekommen —"

„Die will ich nicht sehen!" rief der Herzog, und eilig war er zum Zimmer hinaus, eben so eilig gefolgt von seinen Begleitern.

„Ist er fort?" fragte Theresia mit ihrer natürlichen Stimme.

„Ja, meine Tochter, er hat seinen Besuch heute selbst abgekürzt."

„Gieb mir ein Glas von dem schönen Wein — ha! Du trinkst ihn ja nur allein." Sie schwieg. Ich sprang rasch an das Sehloch zur Rechten, wohin ich glaubte, daß der Pater sich bewege, und ich kam zu rechter Zeit, um zu bemerken, wie die Kranke aufgesprungen war und sich in gieriger Hast über die Teller der Speise bückte und mit vollen Händen ihren Mund versah.

Ich fühlte eine ungeheure Lust in mir, an das Schallloch zu treten und mit donnernder Stimme hindurch zu schreien: „Pater Henrikus, guten Abend, Du schurkischster aller Schurken!" Aber ich bezwang mich. Ein Ekel, größer als meine Lust dazu, erfüllte mich; ich konnte kaum die wenigen Minuten mit Ruhe abwarten, die ich für hinreichend zur Entfernung des Herzogs und seiner würdigen Begleiter, der übermäßig frommen Minister, hielt. Ich schloß meine Vorrichtungen, um sie nicht mehr zu benutzen, sie hatten mir hinreichende Dienste geleistet.

Eine halbe Stunde später wurde ich von Bernhard beim Herzog eingeführt, der schon allein auf seinem Zimmer war und zu des alten Dieners Verwunderung eine Flasche Wein verlangt und diese jetzt geöffnet vor sich stehen hatte. Ich wollte reden, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen.

„Doctor!" sagte er. „Ich weiß nicht, wie mir ist. Aber Ihr Mißtrauen hat mir alle Andacht benommen. Beinahe

kam mir der ganze Hokuspokus heute selbst wie eine Gaukelei vor. Nun, was haben Sie erkundschaftet?" —

„Mein Mißtrauen war gerechtfertigt, gnädigster Herr, nur allzu sehr. Die Beweise bleibe ich Ihnen indeß noch schuldig — ich habe für jetzt nur noch eine Bitte."

„Auch die will ich Ihnen gewähren — da — trinken Sie ein Glas Wein mit mir — ich danke Ihnen übrigens, Ihre Belehrung hat mir Augen und Gewissen zugleich geöffnet, von einem Religionswechsel ist bei mir keine Rede mehr, selbst wenn es eine wirkliche Hellseherin wäre —"

„Aber von andern Dingen, Durchlaucht; darf ich meine Bitte vortragen?"

„Wohl bekomm's! Sprechen Sie sie aus!"

„Verschaffen Sie mir Zutritt zu den beiden Excellenzen, Ihren Herren Ministern — ich muß sie morgen sprechen."

„Sie müssen? Warum?"

„Weil ich sie zu kennen glaube, wie ich den Beichtvater der armen Kranken erkannt habe."

„Wie? Also wirklich? Haben Sie gesehen und gehört, was Sie wollten?"

„Zu meiner ganzen Zufriedenheit — und hoffentlich auch zu der Ihrigen."

„Was wollen Sie von den Ministern?"

„Ich will sie besuchen. Dann aber lassen wir die heiligen Festtage vorübergehen. Ich habe Maßregeln zu treffen, die ich Ihnen jetzt nicht enthüllen kann — vor allen Dingen aber bitte ich um Zutritt zu den Ministern — ich muß sie morgen, noch vor Tische, gesprochen haben, und eben so den Bischof."

„Halten Sie den Bischof auch für einen Betrüger?"

„Ja, Durchlaucht, gerade heraus gesagt, ich halte ihn dafür — mir dämmert ein Licht auf, dessen Leuchten, sobald Sie es erblicken werden, Sie entsetzen wird."

„Erschrecken Sie mich nur nicht noch mit Ihren Enthüllungen — ich habe so schon genug — da — klingen wir an auf eine gute Lösung — ich danke Ihnen — aber, da fällt mir ein — beim Bischof haben Sie eine gute Einführung — er war heute nicht dabei, er hat sich unpäßlich melden lassen — fragen Sie in meinem Namen nach seiner Gesundheit bei ihm vor —"

„Ah — er war heute nicht dabei?"

„Nein — haben Sie ihn gesehen — ich nicht."

„Ich konnte keinen von den Herren sehen, da ich sie aber alle Drei sehen muß, so sprach ich eben meine Bitte deshalb aus."

„Ah, Doctor — so hängt es zusammen! Ach, ich bin heute müde, so müde, wie ich lange nicht gewesen, und das verdanke ich Ihnen. Gehen Sie, in Gottes Namen, zu den Herren, machen Sie sich selbst den Auftrag von mir dazu — ich bin mit Allem zufrieden."

„So erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich mich entferne?"

„In Gottes Namen — schlafen Sie wohl!"

Der Morgen des Sonnabends war gekommen. Auf den Herrn Bischof hatte ich es zuerst abgesehen. Er war ja unpäßlich, vielleicht auch ein wenig schlau außerdem, wollte erst abwarten, wie die erste nächtliche Zusammenkunft bei der Somnambule im Schlosse ablaufen und ob sie durch einen Zwischenfall sich auszeichnen würde. Haha! So betrachtete ich wenigstens die Sache und beschloß, ihm aus Theilnahme an dieser seiner Unpäßlichkeit meinen ersten Besuch abzustatten.

Um zehn Uhr ließ ich meinen Galawagen anspannen und fuhr in scharfem Trabe vor das bischöfliche Palais. Es war ein überaus nebliger, kalter, unfreundlicher Morgen, die ganze

undurchdringbare Atmosphäre schien mit aus der Ferne schon fühlbaren Schneewolken überladen zu sein.

„Ist der Herr Bischof zu sprechen?" fragte ich den mich empfangenden Thürsteher.

„O!" erwiderte dieser und kratzte sich mit einem etwas kritischen Gesichte hinter den Ohren — „Seine Hochwürden ist wohl zu Hause, aber — die Morgenstunde scheint mir etwas sehr früh zu einem Besuche."

„Ah! Seine Hochwürden ist vielleicht krank?"

„Krank? Daß ich nicht wüßte — aber —"

„Aber ich komme im Auftrage Sr. Durchlaucht, des Herrn Herzogs —"

„Das ist etwas Anderes — dann freilich — bitte, steigen Sie gefälligst die Treppe hinauf." Und er zog eine Schelle, die den dienstthuenden Lakaien herbeirief. Ich ließ mich mit meinem vollen Titel anmelden, denn diesem Manne gegenüber würde ich mir es übel genommen haben, mein Licht unter den Scheffel zu stellen. In zwei Minuten ward ich durch eine große Thür eingelassen und stand in einem prachtvollen Zimmer, Auge in Auge dem Gewaltigen gegenüber, der in dieser schönen Stadt über Herzen und Seelen, selbst des Gewaltigsten, zu gebieten zu haben glaubte. Wen sah ich aber vor mir? Ich hatte diese Gestalt nicht allein vor langen Jahren, sondern auch kürzlich einige Male im Vorzimmer des Herzogs, obwohl nur flüchtig, und dann durch andere Gedanken von ihr abgezogen, gesehen. Er war ein umfangreicher Mann geworden, dieser Herr Bischof, wie schon vor fünfzehn Jahren seine Jugend verheißen hatte. Aber seine in Breite und Wölbung gewaltige Brust, wie stark sie auch immer gewesen, war von seinem stärkeren Leibe überflügelt worden. Dieser schien einem Berge ähnlich, der in der Art, wie er hier getragen wurde, etwas Majestätisches und Würdevolles zeigen sollte, wenn überhaupt ein aufgeschwemmter Leib Ma-

jestät und Würde zeigen kann. Auch sein früher schon volles Gesicht hatte an Fülle zugenommen, es war rund, wie ein Vollmond und beinahe ebenso glänzend und feurig, denn die irdischen Genüsse, denen sich dieser Mann des Himmels überließ, spiegelte sich in allen Farben und Stoffen darauf ab.

„Also ich habe die Ehre?“ fragte mich eine trompetenartige Stimme, die ein seit langer Zeit in meiner Brust schlummerndes, aber nicht vergessenes Echo erweckte.

„Ich selbst, Ew. Hochwürden, habe die Ehre, von Sr. Durchlaucht mit diesem frühen Besuche beauftragt zu sein. Er schickt mich, seinen Leibarzt, hierher, um sich nach Ihrem Befinden erkundigen zu lassen, welches, wie Seine Durchlaucht fürchtet, in den letzten Tagen nicht ganz nach Wunsch war.“

„Seine Durchlaucht ist sehr gnädig, und Sie, Herr Geheimerath, sind sehr gütig. Darf ich bitten, Platz zu nehmen!“

Wir saßen und schauten uns etwas lange mit gegenseitiger höflicher Dreistigkeit an. Aus seinen wasserblauen Augen, um die sich einige Schatten gleich den niedergeschlagenen Dünsten einer geistigeren Flüssigkeit gelagert hatten, blickte eine kleine, bischöfliche Neugierde hervor, die sich wahrscheinlich auf die unerwartete Sendung des Herzogs bezog; aus den meinen sprühte — ich fühlte es selbst und bemühte mich auf alle Weise, es zu mäßigen — ein durchbohrendes Feuer, welches nie ein Diplomat haben muß, wie ich in diesem Augenblick einer war, aber ich hatte schon in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit beim Bischof so viel gesehen und gehört, als ich an ihm zu sehen und von ihm zu hören gekommen war.

„Also Ihre Gesundheit? — Darf ich Seine Durchlaucht in dieser Beziehung beruhigen?“

„Vollkommen, mein Herr! Männer von meiner Constitution leiden etwas an der Leber — ach! es ist eine unglückliche Constitution, die ein höchst mäßiges, fast karges Leben verlangt. Aber der Herr hat sie gegeben, wie er Alles

giebt, und man muß sich ja schon hier auf Erden an Entsagung gewöhnen. So verlangt es die Vorschrift Gottes." Dabei bekreuzte er sich mit demüthig gen Himmel aufgeschlagenen Augen.

„Wohl, wohl! Aber beobachten Sie die Vorschrift Gottes mit Strenge — entsagen Sie wirklich etwas. Ich bin ein Arzt, ich durchschaue Ihr Leiden. Mäßigen Sie immerhin Ihre leiblichen Genüsse, das wird Ihnen wohlthun, denn es giebt Fälle im Leben, wo ein plötzlicher Schlagfluß —"

Er sprang auf. „O! Machen Sie mich nicht ängstlicher, als ich schon bin — besorgen Sie etwas dergleichen von mir?"

„Nicht im Geringsten — ich warne nur im Interesse des Herrn Herzogs. Sie wissen, unser Beruf legt uns die Pflicht auf, um das Wohl der Menschheit stets besorgt zu sein."

„Ach! Welch' köstlicher Beruf!" rief er mit Salbung und setzte sich wieder. „Wäre ich nicht Priester — ich möchte Arzt sein. Doch das bringt mich auf eine Frage, die mir für jetzt die wichtigste ist. Sie sind ja der Leibarzt des Herrn Herzogs. Was halten Sie von der Gesundheit unseres gnädigsten Herrn?"

„O, in dieser Beziehung befürchten Sie Nichts; seine Gesundheit ist vortrefflich."

„Entschuldigen Sie meine laienhafte Ansicht, aber ich bin darin nicht ganz Ihrer Meinung."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Ich — ich habe so meine eigenen kleinen Bedenken. Ich verkehre etwas viel mit diesem guten Herrn — Gott erhalte ihn mir lange! — und da finde ich, er hat bisweilen kleine sonderbare Launen und diese stammen ohne Zweifel aus — aus einer mangelhaften Verdauung — so meine ich."

„Ach, ist es Das? Ew. Hochwürden Verdauung scheint

freilich besser zu sein, als die seine, aber — ich für meine Person bin auch mit dieser ganz zufrieden, und was die kleinen Launen anbetrifft, so finde ich sie in der That erträglicher, als die großen, die andere Leute haben."

„Freilich, freilich, aber, Herr Leibmedicus — seien Sie nicht zu kurzsichtig in Ihrer Diagnose. Das Leben eines so hohen Herrn ist von so großer Wichtigkeit für alle seine Unterthanen — sorgen Sie ja für ihn; ich, ach! ich kann nur bei dem Allerhöchsten für ihn beten!" Und er blickte wieder wie der demüthigste Seelenhirt heuchlerisch zum Himmel.

„Es wird Sr. Durchlaucht sehr wohlthuend sein, durch mich zu hören, daß sie der Gegenstand Ihrer so großen Besorgniß und Fürbitte ist, welche letztere gewiß von außerordentlicher Wirksamkeit sein wird, aber ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß die erstere vollkommen unbegründet ist." Hier stand ich auf; ich hatte genug an dem Priester, der sich um den Leib seines Herrn eben so viel zu bekümmern schien, wie um seine Seele.

„Wollen Sie mich schon wieder verlassen?"

„Ich habe meine Pflicht erfüllt und mich von Ew. Hochwürden vollkommener Genesung überzeugt, aber, aber — der Schlagfluß, Herr Bischof — nehmen Sie diese Warnung nicht zu gering; es weht bisweilen ein böser, giftiger Wind durch die Welt, so eine Art Sturm, der die Blüthen des Lebens zerknickt und lieber die Großen als die Kleinen niederwirft. Dies ist der einzige Fall, wo es besser ist, ein winziger Strauch als eine Eiche zu sein."

„Haha! Ja wohl, ja wohl! Aber ich bin nicht groß, ich bin ja nur klein — ein winziger Strauch, wie Sie so hübsch sagen" — und er klopfte sich wohlgefällig auf den herrlichen Bauch —. „Und was den Sturm betrifft, wie Sie so richtig bemerken, so bin ich in meiner Jugend — haha! selbst so eine Art davon gewesen, und da fürchte ich

ihn nicht so sehr — haha! Darf ich bitten, Sr. Durchlaucht meinen unterthänigsten Respekt zu bezeugen?"

„Ich werde es nicht vergessen — Herr Bischof! ich habe die Ehre!"

Und mit einer tiefen Verbeugung war ich hinaus, lächelnd, das Herz vor Freude in meiner Brust hüpfen fühlend, denn dieser Herr gestand selbst ein, was ich ja nur zu sehen gekommen war, in seinem Leben einst eine Art Sturm gewesen zu sein.

Rasch sprang ich in den Wagen und ließ zum Minister der Finanzen fahren. „Wir wollen sehen," sagte ich zu mir, „ob sich der Herr Blitz eben so verwandelt hat, wie der Herr Sturm — wie sah er doch aus — ach ja — er muß es sein und kein Anderer."

Da hielt mein Wagen schon vor dem schönen Hôtel Sr. Excellenz. Ich schritt langsam in das von innen geöffnete Haus und fragte nach dem Herrn Minister.

„Bedaure — er ist für Niemand zu sprechen."

„Bedaure auch, daß ich ihn dennoch sprechen muß. Seine Durchlaucht, der Herzog befiehlt es —"

„Wie? Sollte ich die Ehre haben —?"

„Nein, mein Freund, ich bin nur sein Abgesandter, aber ich muß Seine Excellenz in wichtigen Aufträgen sprechen."

„Das ist etwas Anderes!" Und rasch wurde die Schnur gezogen, die einen Diener mir entgegenführte. In fünf Minuten stand ich Sr. Excellenz, dem Herrn Finanzminister, gegenüber. Es war, wie ich erwartet, derselbe kleine schmächtige Mann, der mir neulich erst beim Betrachten eines Gemäldes im Vorzimmer des Herzogs aufgefallen war — ich flog mit meinem Blicke nach dem mir an ihm unvergeßlichen Kennzeichen, seinen glühwurmartig glimmernden Augen, und diese Augen flogen blitzartig schnell auch auf mich. „Ah! riecht der Blitz den Schwefel noch?" — dachte ich — „Hat der

Tiger in ihm nicht mehr die Witterung des Löwen?" Und während ich dieses dachte, machte ich eine tiefe Verbeugung und brachte meinen Gruß von Sr. Durchlaucht an.

„Seine Durchlaucht ist sehr gütig!" flötete er mit einer etwas sanfteren Stimme als sein Beschützer, der Bischof. „Was befiehlt Seine Durchlaucht?"

„Seine Durchlaucht hat eine schlechte Nacht gehabt," begann ich.

„Das thut mir sehr leid. Aber was soll man gegen diese schlaflosen Nächte thun? Auch ich habe sie bisweilen. Es sind böse Einflüsse von Außen her, die uns die Ruhe rauben, eben so wie die böse Witterung uns den Genuß der freien Luft raubt —"

„Und der Sturm uns erkältet und der Donner und der Blitz uns erschreckt —"

„Sehr richtig bemerkt — aber Sie sprachen von der schlaflosen Nacht Sr. Durchlaucht."

„Ja. Aber in dieser schlaflosen Nacht hat Seine Durchlaucht einen hellen Gedanken gehabt —"

„Dann ist sie doch zu Etwas nütze gewesen — aber Sie machen mich neugierig" — und sein Auge bohrte sich wie ein brennender Stachel in die meinen, es war, als wenn ich die Schärfe desselben körperlich fühlte.

„Er hat sich mit dem Wohle der Armen und Bedrängten beschäftigt und beschlossen —"

„Beschlossen — was?" Und seine Augen schienen aus ihren Höhlen herauszutreten und sich an die meinen zu klammern.

„Ein allgemeines großes Krankenhaus für alle Confessionen zu gründen."

„Ah! Für alle Confessionen — das ist ein sehr humaner Gedanke, ganz der erhabenen und milden Denkungsart des Herrn Herzogs entsprechend."

„Und da Sie, als Minister der Finanzen, dabei ein Wort mitzusprechen haben, so sendet er mich, der ich als Arzt ebenfalls dabei betheiligt bin, zu Ew. Excellenz, um durch meinen Mund Ihre Uebereinstimmung noch heute vor Tische entgegenzunehmen."

„Ah — ist es so eilig?"

„Ja, Seine Durchlaucht hat den Gedanken einmal erfaßt und — Sie wissen es ja — was er einmal erfaßt hat, führt er auch aus."

„Gebe es Gott, daß es so ist!" seufzte der ehemalige fromme Bußprediger und schleuderte einen Viperblick an die Decke des Zimmers. „Aber ich bin ganz damit einverstanden — natürlich. Das Nähere aber —"

„Das behält der Herzog sich vor — natürlich, sage auch ich. Also ich kann Ew. Excellenz Beifall aussprechen?"

„Ich lege ihm meine ganze Bereitwilligkeit gehorsamst zu Füßen."

„So ist mein Besuch nicht vergebens gewesen. Ich habe das Licht der Intelligenz aus Ihren Augen leuchten gesehen, auf welches der Herr Herzog mich schon vorher aufmerksam gemacht hat —"

„Sie machen mich schaamroth und überhäufen mich mit Güte; ich bitte, meine unterthänigste Ehrfurcht Sr. Durchlaucht auszusprechen."

Er machte mir eine höchst anmuthige Verbeugung und ich sprang sehr vergnügt die Treppe hinab. „Sturm und Blitz sind da," sagte ich frohlockend, als ich weiter fuhr; „nun wollen wir sehen, ob der Zahn der Zeit auch vom Zahn etwas übrig gelassen hat. Ein herrlicher Dreimännerbund! Sie haben Wort gehalten, diese Herren. Von den Proletariern sind sie zu den Patriciern gegangen, von den Patriciern zu den Fürsten und haben den Fuß auf ihren Nacken gesetzt. Aber Geduld! Wir haben auch einen Fuß

für Euren Nacken. Und welchen! O Maximilian, Maximilian! Dir allein gebührt der Triumph, diese Brut zu zertreten. Dir spreche ich im Voraus den Antheil des Löwen zu!"

Ich kam zu Sr. Excellenz, dem Minister des Innern, der Polizei, des Handels und Gott weiß welcher Einrichtungen im Staate! Eigentlich hatte ich mich auf diesen meinen letzten Besuch am meisten gefreut, denn der Pater Zahn war von jeher in meiner Erinnerung mein Liebling geblieben. Nicht etwa, weil er mich einmal in seinem Zorne den Barbiergesellen genannt und mich zum Jesuitenzögling hatte machen wollen — ach nein! Sein Gesicht, welches ich neulich erst in seiner ganzen höhnischen Frechheit auf seinem ungeschlachten Leibe aus dem Cabinet des Herzogs hatte daher wandeln gesehen, hatte mir immer von den drei Bußpredigern den größten Widerwillen eingeflößt. Der Leser weiß schon, ich liebe die frechen und gemeinen Gesichter, mit einem Worte, die Ohrfeigengesichter nicht, und ein solches hatte ja mein alter Bekannter Zahn.

Ich wurde erst wieder, wie bei den anderen Herren, wegen wichtiger Geschäfte Sr. Excellenz abgewiesen, da ich aber wichtigere von Seiten Sr. Durchlaucht zu erkennen gab, öffneten sich auch hier alle Pforten. Ich stand noch im Vorzimmer und wartete auf den mich anmeldenden Diener. Da hörte ich durch die eben aufgehende Thür ein unendliches, lautes und beinahe schallendes Gähnen, und ich lachte beinahe eben so laut auf. „Aha!" dachte ich, „der ewig müde und gelangweilte Pater Zahn verräth sich schon, bevor er sich blicken läßt — nun, wir wollen ihm nächstens eine Scene bereiten, bei der er nicht vor Langeweile gähnen wird."

Die Thür ging ganz auf und ich schritt über die Schwelle des Mannes, der es einst so herzlich mit mir gemeint hatte. Der Leser kennt so gut wie ich den langen, hageren, starkknochigen Minister des Innern mit seiner Mappe, seinem ge=

träumten Weltall' unter dem Arme, mit den gewaltigen Kiefern, dem gefräßigen Maule und den herkulischen Zähnen, womit er Alles verschlingen und zerbeißen zu wollen schien, was in seinen Bereich kam. So stand er vor mir und lächelte mich höhnisch an, wobei ich mir gehörig Zeit nahm, zu bemerken, daß Vater Zahn der am wenigsten gealterte von seinen Kameraden war.

„Also Sie kommen von Sr. Durchlaucht?" fragte er mit seiner gewöhnlichen frechen Dreistigkeit. „Wie befindet sie sich?".

„Vortrefflich, Excellenz, obwohl sie die letzte Nacht nicht gut geschlafen hat. Aber Seine Durchlaucht hat oft schlaflose Nächte, weil sie manchen Kummer hat — das ist ja, wissen Sie, ein Erbtheil der Fürsten —"

„Ja wohl, ja wohl! Darf ich aber zuerst fragen, wen ich die Ehre habe vor mir zu sehen — mein dummer Diener hat Sie nicht verstanden."

„So habe ich das doppelte Vergnügen, mich selber vorzustellen. Ich bin der Geheimerath Dr. Stilling, der Leibarzt Sr. Durchlaucht —"

„Ah — sehr erfreut, sehr erfreut! Stilling — Stilling! Der Name klingt mir bekannt —"

„Was!" dachte ich. „Sollte Herr Zahn etwa auch ein übermäßig gutes Gedächtniß haben?"

„Sie irren wahrscheinlich," sagte ich, „ich habe wenigstens noch nicht die Ehre gehabt, Ew. Excellenz persönlich zu begrüßen, denn ich mußte leider auf das Vergnügen verzichten, Sie schon früher kennen zu lernen, als ich auf Befehl Sr. Durchlaucht Ihnen meine Aufwartung machte."

„Ich empfange Niemand!" sagte er grob.

„Und ich gehe zu Wenigen aus eigenem Antriebe!" erwiderte ich eben so. Auch erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich jetzt nur auf Befehl des Herrn Herzogs, meines Ge-

bieters, vor Ihnen stehe und mir zum zweiten Male schon die Freiheit nehme, Ihnen meine Verbeugung zu machen."

Dabei machte ich ihm eine ironische sehr tiefe Verbeugung, die er sich auslegen mochte, wie er wollte, aber sogleich sehr leutselig, obwohl zum ersten Male, erwiderte.

„So muß ich dem Herrn Herzog meinen Dank für das Glück sagen, Ihre Bekanntschaft mir wenigstens jetzt noch verschafft zu haben —"

„Ich habe nichts dagegen; aber Sie gestatten mir vielleicht, mich jetzt des Auftrags zu entledigen, den ich für Sie empfangen habe?"

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr!"

„So werde ich ganz Zahn sein," dachte ich.

„Der Herr Herzog ist ein vortrefflicher Regent," fing ich an, „er hat das Wohl aller seiner Unterthanen im Auge, wenn er auch bisweilen, wie z. B. jetzt, eine gewisse Partei mehr zu berücksichtigen scheint, als die andere."

„Ah! Sie wollen von einer gewissen Partei sprechen, ich weiß aber nicht, zu welcher Sie selbst gehören."

„Wie können Sie zweifeln! Bin ich nicht des Herzogs Diener, muß ich nicht seinen Vortheil allein im Auge haben, eben so wie Sie?"

„Sie haben Recht, ich verstehe; bitte, fahren Sie fort."

„Seine Durchlaucht beabsichtigt also, ein Waisenhaus zu gründen, nicht allein für seine protestantischen, sondern auch für seine katholischen Unterthanen —"

„Ah, sehr wohl — Sie sind katholisch — wenn ich Sie noch einmal unterbrechen darf —"

„Ja, das bin ich," sagte ich fest, aber sichtbar ergrimmt, denn Herr Zahn wollte mir etwas zu stark auf den Zahn fühlen.

„Aber nun, was soll ich dabei thun?"

„Sie möchten sich die Sache überlegen, bis Sie zu Sr. Durchlaucht kommen, um Ihre Ansicht darüber zu entwickeln."

„Der Herr Herzog ist in der That sehr gnädig. Er kommt meinem sehnlichsten Wunsche zuvor. Ist das aber Ihr ganzer Auftrag?"

„Sind Sie mit diesem noch nicht befriedigt?"

„Vollkommen — aber Sie scheinen etwas eilig zu Werke zu gehen —"

„Ich habe viele Patienten und muß meine Geschäfte im Fluge abmachen."

„Aber man baut im Fluge keine Waisenhäuser."

„Die baue ich auch nicht, das war nicht die Absicht, die mich hierher führte — oder hielten Sie mich für einen Baumeister?"

„Durchaus nicht — aber wie ist Seine Durchlaucht so plötzlich auf diesen Einfall gekommen? Er hat mir doch gestern noch nichts davon gesagt!"

„Er hat den Plan dazu in dieser glücklichen Nacht gefaßt, so sagt er mir wenigstens; und da er die beiden Festtage allein auf seinem Belvedere zubringt, so will er, da heute weder Vortrag noch Sitzung ist, den beruhigenden Gedanken mit auf seinen Landsitz nehmen, Ew. Excellenz mit ihm einverstanden zu wissen."

„Ah — nun verstehe ich Sie — das hätten Sie mir gleich sagen sollen —"

„Verzeihen Ew. Excellenz, ich bin wohl ein guter Arzt, aber kein so gewandter Diplomat wie Sie —"

„Sie beschämen mich mit ihrem Lobe — ich bin — ich bin —"

„Also Sie sind einverstanden?"

„Kann ich es anders sein? Es ist ein so natürlicher Wunsch aller Menschenfreunde, die armen kleinen Kinder wohl versorgt zu sehen, also auch der meinige. Ueberbringen Sie gefälligst dem gnädigen Herrn meine vollkommene Uebereinstimmung."

„So habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

„Mein Herr Geheimerath — auf Wiedersehen!“

„Sie sind sehr gütig — ich werde Sie an Ihr Wort erinnern. Guten Morgen!“

Ich stieg zum letzten Male in meinen Wagen und fuhr zum Herzog, dem ich zu seiner eigenen Verwunderung seinen neuesten Entschluß ankündigte, ein Kranken- und Waisenhaus für alle Confessionen zu gründen.

„Aber Das war ja meine Absicht gar nicht!“ rief er lächelnd.

„Sie haben mir Ihren Auftrag an diese Herren selbst freigelassen.“

„Ach so! Ei, ei, Doctor! Sie bringen am Ende auf diese Weise Ihr Schäfchen in's Trockene und haben selbst diesen schönen Plan gehabt?“

„Ist es ein schlechter Plan, der Ew. Durchlaucht die Ueberzeugung verschafft, daß Sie von jenen Ministern schlecht bedient sind?“

„Bin ich das wirklich?“

„Ew. Durchlaucht sollen sich die Antwort selbst sagen, wenn Sie sehen werden.“

„So bin ich zufrieden. Gott gebe seinen Segen! Ich fühle mich leichter als je und hoffe, daß aller Kummer bald vorüber ist.“

„Er wird bald vorüber sein, auch ich hoffe es — verleben Sie Ihre zwei Feiertage auf dem Belvedere in Ruhe und Heiterkeit, und — das Uebrige wird sich finden.“

„Sie nehmen die Sache leicht, Doctor!“

„Ach nein, Durchlaucht, sie ist noch immer schwer genug — aber ich wünsche frohe Feiertage —“

„Und ich auch — leben Sie wohl!“

Neuntes Kapitel.

Ein Weihnachtsabend.

Selten hatte ich in den letzten Wochen mein Haus mit so leichtem Herzen betreten, wie an diesem Tage; es schien sich Alles nach Wunsch zu gestalten und zu Gunsten Derer zu entwickeln, denen ich meinen Beistand gewidmet hatte. Nur noch ein steiler Berg war zu übersteigen, und bevor ich nicht auf dessen Gipfel siegreich stand, konnte ich von ungetrübter Ruhe und Zufriedenheit nicht träumen. Dieser Berg war Maximilian's unvergeßlicher Haß und Racheplan gegen den Herzog, einen Mann, der mir in früheren Tagen, zufolge jener Erzählung meines Freundes, als ein Tyrann vor Augen gestanden hatte, jetzt aber, da ich ihn näher kannte und er mein Herr geworden war, dessen Gnade und Güte ich so Vieles verdankte, mehr bemitleidenswerth als strafwürdig schien. Was nun Maximilian auch gegen ihn auszuüben entschlossen war, ich hatte mir vorgesetzt, zwischen Beiden die Vermittlerrolle zu übernehmen; und der heutige Tag war zu diesem schwierigen Werke ausersehen, falls des jungen Seydelmann's Vermuthung sich als richtig erwies, daß Devrient heute am Orte seines Besuches eintreffen würde, und falls

die meinige nicht falsch war, Maximilian habe jenen auf sein Gut mitgenommen.

Wie der Leser weiß, hatte ich den Weihnachtsheiligabend alljährlich auf Brandstein zugebracht und auch diesmal war mit den beiden Noringen eine freundschaftliche Zusammenkunft daselbst verabredet; nur wollte ich mir die Fahrt dahin und das trauliche Fest draußen noch dadurch versüßen, daß ich Sidi meine Gefährtin sein ließ, die ich dann, während ich nach Stromberg zu Maximilian ging, so lange bei der Gräfin lassen wollte, bis ich sie nach Beendigung meiner ernsten Geschäfte wieder abholen konnte. Unsere Weinachtsbescheerung in der Stadt war daher, um diese Anordnung nicht zu stören, erst auf den Morgen des Weihnachtstages selbst festgesetzt.

Sidi hatte sich mit diesem Vorschlage einverstanden erklärt, wie sie ja mit allen meinen Wünschen einverstanden war, und so machten wir uns schnell an die Ausführung desselben. Nach einem zeitigen Mittagsmahle setzten wir uns in unseren schönen Wagen und rollten munter unserem nächsten Ziele entgegen.

Die dicken Nebelschichten, die am Morgen dieses Tages den Himmel bedeckten, hatten sich gegen Mittag in Schneewolken auf die Erde herabgesenkt. Jetzt hüllten sie die Erde in einen leichten weißen Mantel ein, ließen aber dafür den Himmel wieder in seiner ganzen herrlichen Bläue hervortreten. Nachmittags kam sogar die Sonne zum Vorschein und bestreute den Weg mit funkelnden Lichtpunkten, während wir unsere Zeit mit Plaudereien über die vorliegenden Verhältnisse verbrachten. Sidi kannte jetzt so geuau wie ich das traurige Schicksal der schönen Dame, zu der ich sie führte, sie wußte, zu welchem Zwecke ich Maximilian heute aufsuchte, und man kann sich denken, daß sie die Schwierigkeit meiner Aufgabe nicht geringer anschlug, als ich. Aber ihr sanfter

Zuspruch, ihre freundliche Ermunterung, mit Nachdruck und voller Hoffnung an ein Werk zu gehen, welches nur Gutes bezweckte, stärkte und belebte mich von Neuem, wozu nicht wenig die Entlarvung der drei ehemaligen Bußprediger beitrug, die ich ihr unterwegs in allen Einzelnheiten als neuestes Ergebniß mittheilte.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, näherten wir uns schon rasch den Bergen, und die schöne winterliche Landschaft derselben forderte meine Begleiterin zu einem Genusse auf, der ihr, die immer nur in geschlossenen Städten gelebt hatte, ziemlich fremd war und sie daher mit einer ungekannten Freude erfüllte. Als wir nun aber immer tiefer in die Wälder geriethen und, langsamer vordringend, eine Höhe nach der anderen erreichten, wobei die tiefe Stille dieser Einöden ihr Herz mit erhabenem und doch anmuthigem Schauer bewegte, da faßte sie sanft meine Hand und sagte:

„Hier ist es reizend, mein Freund, hier zu leben muß eine Wonne sein!"

„Wenn Du glücklich bist, ja, meine liebe Christel; wenn Du ein vorwurfsfreies Herz, einen leichten Lebensmuth hast und der innerste Keim Deiner Seele von keiner Qual, mag sie heißen, wie sie will, zernagt wird, ja, dann hast Du Recht."

„Freilich, mein Lieber, nur einen solchen Gemüthszustand kann ich vor Augen haben — ich meine, ich würde mich in dieser Stille und Einsamkeit schrankenlos glücklich fühlen."

„Wenn Du allein wärest? Und wolltest Du selbst die Freuden und Genüsse der großen Welt dafür opfern?"

Sie beantwortete die erste Frage nicht, wohl aber schickte sie sich an, die zweite zu bejahen, als wir, wieder rasch heranrollend, Brandstein erreichten.

Ich will nicht bei der Ueberraschung verweilen, die mein Erscheinen mit einem so unerwarteten, aber desto willkomme-

neren Gaste daselbst herbeiführte. Die Gräfin und Thekla waren entzückt über das liebliche Geschöpf, welches ich ihnen als meine treue Jugendfreundin und zugleich als die große Künstlerin vorstellte, deren Talent, verbunden mit ihrer äußeren Begabung, sie vollständig zu würdigen wußten. Aber ich verweilte nicht lange in diesem anmuthigen Kreise, ich rüstete mich bald zu meinem bedeutungsvollen Gange nach Stromberg, indem ich der Gräfin die Mittheilung machte, ich hätte Ursache, anzunehmen, der Sachwalter ihres unbekannten Nachbars sei von seiner Reise zurückgekehrt, und ich wolle daher meine abgebrochenen Unterhandlungen über den Ankauf des Gutes mit ihm von Neuem beginnen. Beim Abschied bat ich sie noch, den beiden Noringen, sobald sie kämen, Christel nicht als die Sängerin Sidi, sondern als meine Verwandte vorzustellen, damit das Geheimniß der Anwesenheit derselben auf keine Weise vorzeitig enthüllt werde. So nahm ich Abschied und, von Sidi einen ermuthigenden Blick erhaschend, der mir das Gelingen meines Planes zu verheißen schien, trat ich meinen einsamen Weg durch den stillen Wald und über die Berge ohne Zagen an.

Der Schnee lag hier nur in sehr geringer Menge und setzte meiner kurzen Wanderung keine Hindernisse entgegen. Aber es war beinahe vier Uhr, als ich den Gipfel des Berges erreicht hatte, und wieder breitete sich eine undurchdringliche Nebelschicht vor den klaren Gewölben des Himmels aus und mischte sich mit der Dämmerung des Abends, Land und Flur rasch in das dunkle Kleid der Schatten und der frühzeitig hereinbrechenden Nacht zu hüllen. Als ich mich unbemerkt dem Schlosse näherte, aus welchem nicht der leiseste Ton, der die Anwesenheit mehrerer Menschen verrathen hätte, zu vernehmen war, blickte ich mich rings um und war erstaunt über die so überaus schnell nahende Nacht. Aber um so schneller trieb mich eine innere Stimme vorwärts, den Tag

heraufzubeschwören, dessen Licht auszubreiten ich gekommen war. Ich pochte an die kleine Seitenthür, die früher immer geöffnet war, als Ludovikus im Schlosse verweilte, und siehe, der alte Diener, der damals sein Gefährte gewesen war, öffnete sie mir auch jetzt. Das schien mir ein Zeichen von guter Vorbedeutung zu sein.

„Ist der alte Herr Aschhaupt hier?“ fragte ich, nachdem ich ihn begrüßt und er mich leicht wieder erkannt hatte.

„Da Sie mich, seinen Diener, hier sehen, kann ich die Frage wohl nicht gut verneinen, mein Herr.“

„So führen Sie mich schnell zu ihm.“

„Ach, Herr, ich darf Niemanden in das Schloß lassen, ich habe strenge Befehle.“

Das schien mir ein noch besseres Vorzeichen von der Anwesenheit des neuen Besitzers zu sein, aber ich ließ meine Freude nicht merken, sondern bat nur den Diener, sich in aller Stille zu seinem alten Herrn zu begeben und ihm meinen Besuch kund zu thun. Das Weitere würde dann dieser selbst veranlassen.

Der Diener wies mich in ein kleines Gemach neben der Thür und entfernte sich eilig, um seinen Auftrag auszurichten. Ich brauchte nicht lange zu warten; in wenig Minuten stand ich wieder vor meinem alten Ludovikus, der mich herzlich bewillkommnete und, den Finger auf die bärtige Lippe legend, flüsterte:

„Komm, wir sind Alle da —“

„Maximilian auch?“

„Ja, ja, er ist da — aber woher weißt Du, daß wir schon heute hier eintreffen würden?“

„Du siehst, ich erfahre Alles — führe mich zuerst zum Guardian, den meine Seele zu begrüßen verlangt.“

Er ging mir voran, ich folgte ihm mit schlagendem Herzen, wie es uns immer schlägt, wenn wir einen Freund wie-

versehen sollen, in dessen Auge wir lange Jahre nicht geblickt haben. Da öffnete er die Thür und siehe da! bei einer hell brennenden Lampe die Zeitung lesend, sah ich meinen alten Gönner, den ehemaligen Guardian vom Kloster des heiligen Franziskus, gemächlich an einem Tische sitzen.

„Franziskus!“ rief Ludovikus. „Schaue auf und betrachte den Freund, den ich Dir bringe.“

Der Lesende erhob sich — o wie bebte mein Herz vor Lust, den alten würdigen, freundlichen Herrn zu erblicken, der mir so viel Gutes in meiner Jugend erwiesen hatte! Er kannte mich nicht, ich aber erkannte ihn sogleich wieder, obwohl er bedeutend gealtert und stärker geworden war, einen langen Bart trug und sein vollständiges Kopfhaar in weißer Fülle seinen Scheitel bedeckte. Da fing ich an zu sprechen:

„Hochwürdigster!“ sagte ich leise und ernst. „Zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem ich das Glück hatte, von Ihrer wohlwollenden Stimme zum ersten Male begrüßt zu werden, fünfzehn, seitdem Sie, voll tröstenden Zuspruchs, mich an den Rhein begleiteten, wo ich mich von Ihnen trennte, um in Münster meinen Studien obzuliegen und meiner dunkeln Zukunft entgegenzugehen. Wie! Kennen Sie Ihren einstigen Liebling nicht mehr, den kleinen Fritz Stilling, des armen Schneiders Sohn, dem Sie in seiner verwais'ten Jugend Vater, Freund und Beschützer waren?“

Eine dunkle Röthe freudigen Erstaunens färbte die milden Züge des gemüthlichen Greises. Einen schnellen Blick auf Ludovikus werfend, gleichsam fragend, ob der Fremde die Wahrheit spräche, und auf dessen bejahenden Wink die Lampe erhebend und an mein Gesicht haltend, staunte er mich an, als wenn ihm das Räthsel eines neuen Lebens gelöſ't würde.

„Ist es möglich?“ rief er. „Fritz Stilling!“

„Ja, theuerster Franziskus — Fritz Stilling!" Und schon lag ich in seinen Armen.

Eine halbe Stunde widmete ich mich der Freude des Wiedersehens. Dann aber erhob ich mich. Ludovikus, an meiner zunehmenden Unruhe meinen Wunsch errathend, nahm meine Hand, führte mich durch einige Zimmer und ließ mich vor einem Gemache stehen, dessen Thür, zur Vorsicht, damit kein unberufener Lauscher ein innerhalb gesprochenes Wort vernehme, mit einer dicken Friesdecke verhangen war.

„Sieh, mein junger Freund," sagte Ludovikus — „in diesem Zimmer athmet die Brust, an der Du so lange nicht gelegen — ruhelos wie immer schreitet der beklagenswerthe und doch so brave Mann auf und nieder und giebt allein seinen ihn verzehrenden Gedanken Raum. Tritt ein zu ihm, und wenn Du es mit Gottes Hülfe vermagst, gieb ihm und uns den lange entbehrten Frieden wieder."

„Das will ich versuchen, Ludovikus, ist er allein?"

„Ich glaube es, denn sein neuer Freund, der große Künstler, den er, ich weiß nicht weshalb, hierher geführt hat, verließ ihn erst vor wenigen Minuten, um auf seinem Zimmer einige Briefe zu schreiben."

Er winkte mit der Hand zum Gruß und ließ mich allein. Ist stand vor der Thür Maximilian's, meines Freundes, der gekommen war, in seinem ein Menschenalter hindurch genährten Grimme einen Blitzstrahl auf das Haupt Dessen fallen zu lassen, den ich, sogar mit meinem Leben, wenn es nöthig werden sollte, zu vertheidigen bereit war, selbst gegen Maximilian. Aber dahin, hoffte ich, würde es nicht kommen. Ich faßte mich schnell, beschwichtigte das ungestüme Klopfen meines Herzens, schlug den Vorhang zurück und, ohne meinen Eintritt durch irgend ein Zeichen anzukündigen, drückte ich rasch das Schloß auf — und siehe, ich stand vor einer hohen, stolzen, gebieterischen Gestalt, die, den Kopf auf die Brust ge-

neigt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor einem knisternden Kaminfeuer und vier brennenden Wachskerzen, die dennoch das große Gemach nicht ganz erhellten auf- und niederschritt und mich, den ungerufen Eindringenden, mit Staunen und sichtbarem Unbehagen in den edlen Zügen anblickte.

Ach! wie sah er noch so kräftig und wohl aus und wie üppig lockte sich sein ungebleichtes Haar auf seinem Scheitel, und wie geistig frisch leuchtete sein funkelndes, stolzes Auge — aber welche Betrübniß, welcher Schmerz lag um diese Augen und in den festen Linien dieses die volle Kraft des Mannes zeigenden Antlitzes!

„Gott scheint es wirklich gewollt zu haben," begann ich meine Anrede, „daß unsere Lebenswege noch einmal zusammentreffen sollten, denn siehe, hier stehen wir Beide, nach so langer Zeit der Trennung, uns wieder gegenüber und ich begrüße Dich, Du vielgeliebter Freund, mein theurer Maximilian, mit denselben dankbaren und herzlichen Empfindungen, mit denen ich Dich einst in jener Nacht, am Ufer des Rheins, einsam aber getrost verlassen habe. Wie? Kennst Du mich nicht mehr? Willst Du diese Dir dargebotene Hand nicht ergreifen, die Du so oft mit der Deinigen gedrückt hast, da sie noch kleiner und schwächer war?"

Er trat mir einen Schritt näher, bog den Kopf gegen mich vor und rief: „Ist es ein Traum? Täuscht mich mein Ohr nicht? Sehen meine alten Augen recht — Fritz, bist Du es, der lebendig vor mir steht?"

„Ja, Maximilian, ich bin es!" Und ich näherte mich ihm ganz und, wie ich als Jüngling an seiner Brust gelegen, lag ich auch als Mann daran und fühlte das laute Klopfen dieses edlen Herzens wieder, welches fünfzehn Jahre entfernt von dem meinigen geschlagen hatte.

„Ist es möglich," rief er, sich ermannend, „Du hier, bei

mir, dem Einsamen und Verlassenen? Aber wie?" — und er fuhr heftig mit dem stolzen Kopfe in die Höhe — „Woher weißt Du, daß ich auf Stromberg bin — ist ein Verräther in meiner Nähe oder hast Du mich mit listigen Spähern umstellt?"

„Keins von Beidem, mein Freund, nur der Zufall hat mir Deine wahrscheinliche Anwesenheit verrathen, und mein Herz, oder wenn Du lieber willst, das Vorgefühl der Erfüllung Deines sehnlichsten Wunsches, einmal wieder in der Nähe Deines Vaterlandes zu sein, hat mich unter allen Edelleuten der Umgegend auf Dich schließen lassen, der, Gott allein weiß, zu welchem Zwecke, den großen Künstler Devrient hierher geführt hat."

„Ha! Auch Das weißt Du?"

„Ich vermuthe es vielmehr, wie ich Dir sage" — und ich erzählte ihm, was mir der junge Seydelmann über seinen Meister mitgetheilt hatte.

„Das ist ein seltsames Zusammentreffen von Umständen und Du hast Deinen guten Kopf zum Errathen meiner tief verborgenen Pläne vortrefflich abgerichtet, mein lieber Freund. Bevor wir aber über dieses Wiederfinden uns freundschaftlich unterhalten, laß uns zuerst Wichtigeres abthun. Sage mir also den Grund, warum Du in so heimlicher Stille, trotz meiner nothwendigen Vorsicht, jeden Eindringling von mir fern zu halten, meine Nähe suchst, denn daß Dich eine höhere und ernstere Absicht hierher treibt, deren Hauch ich fühle, obwohl ich sie nicht ganz durchschaue, sagt mir Dein eigenes Gesicht, worauf Zweifel, Unruhe und Rückhalt, mir zum Sprechen deutlich, ausgeprägt liegen."

„Maximilian, Du zweifelst auch an mir? Ist es nicht ein hinreichender Grund, der mich hierher treibt, weil mein Herz sich sehnte, endlich Dir wieder nahe zu sein? Hast Du die innigen Bande der Freundschaft, einer Freundschaft, die

für mich ohne Ende ist, vergessen, die uns einst mit einander vereinigt hatten?"

„Ich habe sie nie und werde sie nie vergessen, mein theurer und ergebener Freund, aber eben, weil diese Bande der Freundschaft innig waren, und weil Deine Theilnahme an meinem düsteren Geschicke — sieh, Du erröthest — den größten Theil Deiner Liebe zu mir ausmachte, so glaube ich, daß Dich auch jetzt noch ein anderer Grund, als jene Liebe selbst, hierher geführt hat — sprich und sage mir also dreist und ehrlich, wie sonst, was in Deinem Herzen liegt, damit ich erkenne, ob ich in Dir einen vollkommenen Freund vor mir habe, und ich werde Dir eben so ehrlich meine Antwort sagen."

„Wohlan! Du bringst uns Beide sogleich auf den richtigen Weg. Ja, Maximilian, mich führt eine große, eine wichtige Absicht hierher — und ich werde Dir Nichts verschweigen, denn Viel liegt für Dich auf meinem Herzen — sage Du mir aber zuerst, was führt Dich hierher und welchen geheimen Plan birgt das tiefe Geheimniß, mit dem Du Dich hier umgiebst?"

„Ist meine Anwesenheit an diesem Orte nicht sehr natürlich? Ist dies nicht mein Haus — gehören die umliegenden Ländereien nicht mir? Kann ich nicht hier so gut wie anderswo meine Tage in Ruhe beschließen?"

„In Ruhe, Maximilian? Ist Ruhe Dein einziges Bestreben? Sieh, auch Du erröthest bei diesen Worten, weil Du mir eben so viele Gründe Deiner Anwesenheit verschweigst, als Du nennst — nein? Soll ich Dir die verschwiegenen Gründe nennen? Wohlan denn — höre sie, da Du noch immer schweigst: liegt nicht dort in der Nähe dieses Hauses die Gränze meines Vaterlandes, nach der ich mich so viele Jahre vergeblich sehnte — athmet nicht wenige Schritte von hier das herrliche und unvergeßliche Weib, welches ich immer

liebte und noch liebe, und um welches man mich so hinterlistig betrog? Und endlich, Maximilian — o laß mich die ganze Wahrheit sagen — wohnt da drüben, jenseits der Berge, nicht der gewaltige Mann, der mich um diese Liebe, des Lebens höchstes Glück, betrog — habe ich nicht ein Recht, in seiner Nähe mich einzunisten, mit meinem Auge sein Beginnen zu durchspähen und mit meinem Arme seine Bahn zu durchkreuzen?"

Betroffen von meinen lebhaft gesprochenen Worteu ging er heftigen Schrittes vor mir auf und nieder, seine Brust hob und senkte sich stürmisch und seine Augen blitzten, wie sie blitzen konnten, wenn ein Sturm seinen Busen durchwühlte.

„Ja!" rief er endlich und blieb mit plötzlich erbleichendem Gesichte dicht vor mir stehen — „Ja, Du hast Recht, Du hast mich errathen, Du hast meine Sehnsucht, meine Liebe und — meine Rache nicht vergessen, so wenig wie ich. Wohlan denn, höre es, Du, der Du sein Diener bist und für sein Leben und seine Ruhe Deine Nächte opferst, wie ich auch die meinen geopfert hätte, wenn es mir vergönnt gewesen wäre — Du, der Du durch eine unbegreifliche Fügung der Umstände jetzt dieselbe Stellung inne hast, die ich einst, minder glücklich als Du, die meine nannte, höre es und verhindere es, wenn Du kannst, — ich bin hierher gekommen, um mich an Deinem Fürsten und Herrn — denn der meine ist er nicht mehr — wie ich es ihm und mir zugeschworen, und wie ich es Gott gelobt, auf eine Weise zu rächen, die einzig in ihrer Art und unerhört, aber — aber, seiner verstockten Bosheit und meiner endlosen Qual würdig ist."

„Ich trat auf ihn zu, ruhig und gefaßt, legte meine Hand auf seine Schulter und sah ihm fest in das so schöne, so glänzende, aber auch von glühendem Hasse so düster blitzende Auge, indem ich sagte:

„Maximilian, höre auch mich. Die bitteren Gefühle, die

Deine Brust bewegen und Deine gestählte Kraft zu dunklen Thaten treiben, sind gerecht; ich kann sie Dir nicht verdenken, denn man hat Dich gröblich mißhandelt. Aber höre mich ganz an, schau' in mein Auge, Mann, und senke das Deine nicht in die Nacht Deiner trüben Gedanken — ich, ich sage es Dir und ich schwöre es Dir: Du wirst Dich nicht an dem Herzog rächen, oder nur auf eine Deiner würdigere Weise. Denn, wenn Du Dich auch vollkommen kennst und Deinem Grimme diese Rache gelobt hast — ich kenne Dich und Dein edles Herz besser als Du."

„Spende meinem Herzen keine schmeichlerischen Lobsprüche — ich bin kein Knabe mehr, denn ich bin zwanzig Jahre älter als Du. Mein Haar fängt an zu erbleichen und die Fasern meines Herzens haben längst den höchsten Grad ihrer Härte erreicht — aber Du irrst Dich in meinen Vorsätzen, wenn Du sie für schwankend hältst — sie sind unerschütterlich — ja, sie sind es, und Niemand, selbst Du nicht, wird sie aus meiner Seele reißen."

„Niemand, Max? Wenn es aber doch Jemanden giebt, der diesen Versuch unternähme?"

„Nenne ihn mir — und ich werfe ihn zu den Todten."

„So wirf mich dahin — denn ich bin es, der Dich nicht allein liebt, so innig liebt und hoch verehrt, sondern ich bin es auch, der Dich vor Dir selber schützen will; denn was Du zu thun beabsichtigst, ist Deiner und des erhabenen Geistes unwürdig, den der Schöpfer der Welt so verschwenderisch in die Falten Deiner Seele gelegt hat."

Er sah mich starr an und schien betroffen von dem tiefen und ergreifenden Tone, mit dem ich diese Worte gesprochen hatte. „Und Du bist es," fragte er endlich mit unglaublicher Wehmuth, „Du, der Dieses an mir wagen will? Hast Du den Tannenwald beim Kloster der Franziskaner vergessen?"

„Nein, ich habe Nichts vergessen — ich bin derselbe, der

ich damals war. Aber ich habe Etwas dazu gelernt, was ich damals noch nicht wußte, was ich aber jetzt — hier Dir zu sagen gekommen bin."

„So laß es mich hören, um von mir zu vernehmen, daß ich es für nichtig erkläre."

„Magst Du es thun, wenn Du es kannst. Also Du willst Dich rächen? Was bezweckst Du damit? Du willst einen Anderen strafen. Wohl! Er hat diese Strafe verdient. Wie aber, schaffst Du Dir das verlorene Glück dadurch wieder? Kannst Du Dir ein neues Leben damit geben, aus welchem alles Böse, was Dein Leben öde und traurig gemacht hat, verwischt ist?"

„Mein Glück liegt hinter mir, ich habe darauf verzichtet."

„Das hast Du nicht, das darfst Du nicht. Denn ich, ich bin hier, um es Dir als ein einst verlorenes, jetzt aber wiedergefundenes, von Neuem darzubringen, es in Deine Hand zu legen und Dir — wenn ich Dir auch Deine Jugend nicht wiedergeben kann — doch einen glücklichen und sanften Lebensabend, ein reueloses Alter zu bereiten."

„O! Du versprichst viel — beinahe dasselbe, was mir einst wohl süße Träume im Schlafe verheißen haben; aber, mein Freund, Du bist kein Gott, nicht einmal ein Zauberer — Du kannst nicht mehr thun, als Menschen thun — und das ist für mich zu wenig."

„Auch Menschen vermögen oft viel. Irre Dich nicht in mir. Nicht vergeblich hat mich die Vorsehung Dir zum zweiten Male in den Weg gestellt — zum ersten Male begegnete ich Dir auf dem Montmartre wieder — heute begegne ich Dir hier. Erkennst Du darin keine höhere Fügung? Du schweigst. So will ich vollenden. Harter und stolzer Mann, Du hast in Deinem Herzen Kummer und Wehmuth — aber Du hast über den steten Blick in Dein eigenes Herz vergessen, auch in das Herz Anderer zu schauen."

„Und in welches soll ich schauen, um Trost und Freude für das meine zu gewinnen?"

„Glaubst Du Kummer und Wehmuth allein für Dich geschaffen? Ich will Dich eines Besseren belehren. Schaue zuerst in das Herz Deines Feindes — des Herzogs."

„Was würde ich da sehen, als Trotz und Hochmuth, Leichtsinn und Uebermuth?"

„O! Du hast vergessen, daß ein allsehender, richtender Gott lebt. Und dieser richtende Gott hat alle jene schlimmen Eigenschaften, die Du eben nanntest, ausgewischt aus seinem Herzen, und statt ihrer Sorge, Qual, Elend und Reue darin zurückgelassen — denn sieh, meine Augen, die hier vor Dir von wahrer Menschenliebe glänzen und in Deine Seele fürsprechend dringen — sie haben tief auch in seine Seele geschaut, und was sie da gefunden haben, o Max — das gönne ich Dir nicht."

Er schwieg und senkte immer tiefer sein Haupt. Ich nahm es für ein gutes Zeichen und enthüllte ihm meine mit dem Herzog zugebrachten Nächte, wie er selbst das Gespräch auf ihn gebracht und seine Wehmuth und seine Reue über das Vergangene vollständig gestanden und beklagt habe.

„Es ist nicht möglich," rief er, als ich zu Ende war. „Er kann mich nicht geliebt haben, denn er hat mir zu wehe gethan!"

„Das fühlt Niemand mehr als er, und er würde Millionen dafür geben, die Vergangenheit ungeschehen zu machen, die ihm Tag für Tag, Stunde für Stunde — so sagte er selbst — nach jener That verdüstert und verbittert hat. — Aber ich bin noch nicht fertig mit meinem Wissen. Ich kenne noch ein anderes Herz, in welches Du blicken mußt —"

„Welches wäre das?"

„Kennst Du eine Gräfin Brandstein?"

„Fritz Stilling — woran mahnst Du mich?"

„Woran ich Dich mahnen muß — kennst Du sie?" —

„Ja, ich kenne sie — ich habe sie wenigstens gekannt —"

„Du weißt also auch, daß sie zehn Minuten von hier, in einem stillen Thale, in tiefster Abgeschiedenheit ein Leben voll christlicher und menschlicher Liebe lebt?"

„Ich habe es gehört, aber was soll das hier?"

„Weil ich auch als ihr Anwalt vor Dir stehe — denn wisse, ich bin auch ihr Freund geworden und habe auch in ihr Herz geblickt —"

„Sprich, Du Allwissender — oder Du tödtest mich —"

Jetzt erzählte ich ihm, wie mich der Zufall zur Gräfin geführt und mich zu ihrem Freunde gemacht, wie sie mir selbst in einer stillen Stunde ihr Schicksal mitgetheilt, und wie Maximilian's immer gehegte Voraussetzung die richtige gewesen, daß sie unschuldig, vollkommen unschuldig, und einzig und allein als ein Opfer der Bosheit ihrer eigenen Mutter gefallen war.

„Und hast Du kein Gefühl mehr für sie," fragte ich, „für sie, die noch so viel für Dich hat? Willst Du auch sie gänzlich elend machen, indem Du Deine Rache an dem Herzog übst, und willst Du dadurch eine Scheidewand zwischen Euch aufstellen, die Euch auf ewig trennt?"

Er hatte sich gesetzt und seinen Kopf in seine Hände gelegt. Ich trat an ihn heran und legte eine Hand auf seine Schulter. „Ich bin noch nicht fertig mit meinen Vorstellungen," fuhr ich fort. „Ich will Dich noch in andere Herzen blicken lassen — merke auf, Maximilian — vielleicht findest Du in ihnen, was Du so sehr zu wünschen scheinst, Grund und Stoff zur Sättiguug Deiner Rache."

„Rache? An wem könnte ich mich noch rächen, als an diesem Einen?"

„Ich will Dir sogar Dreie dafür geben. Erinnerst Du

Dich noch an das sprechende Heiligenbild im Franziskaner-
kloster?"

„Ha! Woran erinnerst Du mich?"

„An die drei Jesuiten, die Dir, dem edlen Wilde, nachzuspüren gekommen waren und so schreckliche Worte in jener unvergeßlichen Nacht aussprachen, daß Du mir selbst von ihnen sagtest: Merke Dir diese höllischen Worte. Fasse sie in Dein Gedächtniß und Dein Herz, und wenn Du dieser Brut begegnest, vertilge sie mit der Flamme Deines reinen Geistes, ersticke sie in den Netzen ihrer eigenen Schlauheit und beweise so der Welt — Gott — Dir selber, daß Du nicht bist wie einer von diesen."

„Und diese Brut — diese prahlerische Brut?"

„Sie sind nicht allein prahlerisch gewesen, sie sind vollkommene Schurken geworden, denn sie haben ihre damaligen Worte in Wahrheit verwandelt —"

„Du spannst mich auf die Folter —"

„Aber sieh, sie sind in meiner Hand; ich halte sie fest, sie sind mein — Dein, wenn Du willst, und Du kannst sie zertreten. Denn sie sind die böswilligen Rathgeber des schwach und elend gewordenen Fürsten, den Du zu vernichten gekommen bist, durch die er, an den Rand des Verderbens gelockt, sein Volk in's Unglück stürzt und Dein schönes Vaterland in ein Bethaus voller heuchlerischen Gewinsels verwandelt. Sie allein haben die furchtbaren Kabalen geschmiedet, unter denen Deine Landsleute seufzen und in Unzufriedenheit gegen den Thron ihres Herrn murren, denn wisse" — und nun erzählte ich ihm, wie die drei Männer sich allmälig emporgeschwungen und, durch äußere Verhältnisse begünstigt, endlich sich des Ohres des Herzogs bemächtigt und ihn an die Schwelle des Religionswechsels sogar geführt hatten — „und siehe," so endigte ich meine Erzählung, „an diesem Gelingen ihrer scheußlichen Pläne — bist D u schuld —"

„Ich? Du willst mich auch noch beschimpfen?“

„Nicht beschimpfen — aber ich muß die Wahrheit sagen, die ich hier vertrete. Du hast den Samen jener mysteriösen Schwärmerei in das gläubige Herz des Herzogs gestreut, indem Du ihm Kenntniß gabst von einem höheren Seelenzustande der Somnambulen, der Hellseherei. Er hat Dir auch darin geglaubt, wie er Dir immer glaubte, und diesen Glauben bis zum Aberglauben fortgebaut. Jene drei höllischen Rathgeber haben den Grund gelegt gefunden, worauf sie das Gebäude ihrer Täuschung errichten konnten, und sie sind eifrig und schlau genug zu Werke gegangen. Denn sie haben den Keim, den Du in seine Brust gelegt, zur Giftpflanze aufwuchern lassen und ihm eine Seherin vorgeführt, die von Gott selbst gesendet zu sein ihm vorlügt und ihn bewegt, wozu sie ihn zu bewegen angeleitet ist. Da aber habe ich mich Deiner Worte im Kloster erinnert und bin zwischen ihn und seine Verderber getreten, indem ich ihm zurief: Halten Sie ein, Herr Herzog, Sie irren in Ihren Voraussetzungen, denn auch Herr von Schellenberg hat sich darin geirrt —“

„Woher weißt Du das?“

„Von dem Professor K. . . in Berlin, der mir es selbst gesagt.“

„Wie? Stehst Du mit dem Teufel im Bunde, daß Du Alles weißt?“

„Mit Gott, sage lieber, denn er hat meine Wege dahin gelenkt, wo ich erfuhr, was mir zu wissen nothwendig war.“

Er schwieg lange und starrte in die knisternde Gluth des Feuers, das im Kamine prasselte und ein Stück Holz nach dem andern in Kohle verwandelte. Plötzlich drehte er sich heftig zu mir herum und fragte schnell: „Ist das Alles wahr, was Du mir so eben gesagt?“

„Ich will es auf das Evangelium beschwören!“

„Dann laß mir eine Stunde Zeit — ich will allein mit

mir zu Rathe gehen — Du sollst meinen Entschluß nach Ablauf dieser Stunde erfahren."

„Ich gebe sie Dir, aber ich halte sie strenge inne — nach der abgelaufenen Zeit bin ich wieder bei Dir."

Ich ging hinaus und begab mich zu den beiden alten Freunden, die mich in großer Bewegung erwarteten und verwundert in mein flammendes Gesicht schauten.

„Du hast viel Zeit gebraucht, was hast Du ausgerichtet?" fragte Ludovikus.

„Ich habe ihm meine Arznei tropfenweise eingegossen und er trägt sie jetzt in seinen Eingeweiden mit sich herum. Ich bin gewiß, daß sie wirken wird — warten wir eine Stunde, so lange hat er sich Bedenkzeit ausgebeten."

Diese Stunde ging rasch vorüber. Ich trat wieder bei ihm ein und sagte: „Deine Stunde ist verflossen, Maximilian, nun aber ist die meine gekommen."

Er saß wieder, wie vorher, auf dem Sessel und hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Ich näherte mich ihm und hob seinen Kopf empor. Da sah ich Thränen, heiße Thränen sein Antlitz überfließen, das wohl wenige dieser kostbaren Tropfen gesehen haben mochte. Ich hatte schon meinen Pelz übergeworfen und hielt meinen Hut, zum Weggehen gerüstet, in der Hand. Er bemerkte es sogleich, als er sein Auge zu mir erhob.

„Was hast Du beschlossen?" fragte ich mit so weichem Tone, wie ich ihn annehmen konnte.

„Willst Du mich schon verlassen?"

„Ich habe heute noch mehr zu thun."

„Wohin gehst Du von hier?"

„Zur Gräfin Brandstein, die mich erwartet."

„Ha! Weiß sie, daß ich hier bin?"

„Sie hat keine Ahnung davon."

„Kann ich sie sehen — von Weitem nur —?"

Ich überlegte. „Es ist möglich,“ sagte ich, „aber Du darfst sie nicht erschrecken, sie ist auf nichts vorbereitet.“

„Laß sie mich sehen, und wenn — wenn ihr Auge noch eine Spur der alten Flamme bewahrt — so — so —“

„Was dann?“

„So will ich Dir bei ihr — meine Antwort geben.“

„Das nehme ich an — komm, ich will Dich zu ihr führen.“

Es war acht Uhr Abends, als wir das Schloß verließen und die kalte Nachtluft unsere heißen Stirnen umfächeln fühlten. Aber diese Luft war auch kräftig und belebte mein Blut wieder, mich zu neuen Hoffnungen stählend. Er hatte meinen Arm gefaßt und schritt lebhaft aber schweigend neben mir her. So stiegen wir den Berg hinauf und erreichten die Stelle, wo die aufgehäuften Steine die Gränze des herzoglichen Gebietes bezeichneten.

„Sieh, Maximilian,“ sagte ich, „hier ist die Schwelle Deines Vaterlandes. Bis hierher hat mich Emmeline selber begleitet, als ich zum ersten Male nach Stromberg ging.“

„Was wolltest Du auf Stromberg?“

„Ich kam im Auftrage des Herzogs, hoffend, das schöne Gut um jeden Preis für ihn kaufen zu können, denn er hatte lange nach seinem Besitze getrachtet.“

„Weißt Du vielleicht, warum? Aber laß mich auf diesen Steinen einen Augenblick verweilen. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß ich der unbekannte Käufer sein könne?“

„Ich weiß es nicht genau, aber es ist möglich. Er sah Dich im Wachen und im Traume alle Tage vor sich stehen und fürchtete Deine Nähe —“

„Aha, das war sein Gewissen!“

„Wohl war es das. Mir aber sagte er, er wolle keinen fremden Nachbar in so unmittelbarer Nähe der Gräfin dulden.“

„Also er liebt sie noch?“

„Nein, das weiß ich gewiß, aber er achtet sie hoch wegen ihrer seltenen Tugenden.“

„So laß uns weiter gehen.“

Wir stiegen rasch Berg auf, Berg ab; endlich kamen wir vor Brandstein an.

„Hier sind wir am Ziele,“ sagte ich — „sieh die reizende Gegend, selbst in der Nacht und im Winter ist sie schön.“

„In diesem einsamen Schlößchen wohnt Emmeline?“

„Ja, hier wohnt sie.“

Wir näherten uns dem Hause, um welches herum die tiefste Stille herrschte. Ich spähte nach allen Seiten, bemerkte aber Niemanden, der uns hätte belauschen können. Wir betraten die Veranda. Ich wußte, daß die Gräfin mit ihren Gästen in dem großen Saale war, dessen jetzt verschlossene Thüren auf diese Veranda führten. Maximilian setzte sich auf eine Stufe der Treppe und seufzte laut. Dann hob er plötzlich sein Haupt empor und horchte aufmerksam. Auch ich öffnete mein Ohr, denn eine mir nur zu wohlbekannte Stimme ließ in diesem Augenblick ihre glockenreinen Töne durch die verschlossenen Thüren und Fenster weit in die stille Nachtluft hinausklingen.

Maximilian sprang auf. „Was ist das für eine wunderbare Stimme?“ fragte er bebend. „Sie erinnert mich wie der Ton der Nachtigall an den Frühling meines Lebens.“

„Laß sie Eingang finden in Deine Seele — Du hast noch viele Frühlinge vor Dir. Es ist aber die Stimme meiner Jugendfreundin, der ehemaligen kleinen Christel, die ich in Amsterdam kennen gelernt und von der ich Dir schon in meiner Kindheit erzählt habe.“

„Nein, nein, nein, sie ist es nicht. Ich verstehe mich auf schöne Stimmen. Auch glaube ich sie zu kennen, denn so kann nur ein Engel singen.“

„Du täuschest Dich nicht, Sidi ist ein Engel —"

„Die Sidi? Aus Berlin? Wie kommt dieses hochbegabte Wesen hierher?"

„Es ist meine Christel, Christel van Hees — ich sage Dir es ja. Ich habe sie zum Herzog eingeladen; nun ist sie gekommen und wohnt bei meiner Mutter, ich habe sie heute der Gräfin vorgestellt."

„O Du Glücklicher! Bewundre diese Stimme, sie dringt bis in's tiefste Herz und beseligt es —"

„So laß sie in das Deinige dringen und es zur Milde bewegen — auch Du kannst noch glücklich werden."

„Laß mich Emmelinen sehen und ich will es für möglich halten."

Ich trat auf die Veranda und näherte mich einem der Läden, welche die Fenster verschlossen. Ich wußte, wie man sie mittelst einer Feder von Außen öffnen konnte und vermuthete, daß sie, da es noch früh war, von Innen nicht verriegelt waren. Ich fand meine Vermuthung bestätigt, der Laden sprang ohne Geräusch auf und ich schlug ihn vorsichtig ein paar Finger breit zurück. Maximilian war schon hinter mir und schaute mit vorgebeugtem Kopfe und keuchendem Athem in's Innere des vor uns liegenden Zimmers.

Auf einem großen Tische brannte ein kolossaler Weihnachtsbaum mit hundert farbigen Lichtern; er streute einen beinahe magischen Schein durch das große, glänzende Gemach. Auf dem Tische lagen die Geschenke, die die liebreiche Gräfin ihren Freunden heute gespendet. Die Kinder, ihre Pflegebefohlenen, hatten die Gabe der Liebe schon empfangen und waren wieder entlassen. Die Gräfin war also mit ihren Gästen allein. Aber ich sah sie selber nicht. Sidi, ihre vollkommene, schöne Gestalt in ein graues Atlaskleid gehüllt, saß am Flügel und sang einige kleine sanfte Wiegenlieder, die das Herz des Menschen milde und vergebungsreich stim-

men. Vor ihr standen die beiden Noringen, Vater und Sohn, ihr zur Seite Thekla, alle Drei in tiefes Entzücken versenkt.

„Ha, sie ist es, es ist die Sidi!" hörte ich ihn an meiner Seite flüstern. „Aber wer ist die andere junge Dame in dem rosarothen Kleide?"

„Es ist Thekla, der Gräfin und des Herzogs Tochter —"

„Ha! sie ist ihm ähnlich!"

„Aber nicht ihm allein. Er sagte mir selbst, sie habe von ihm nur das Körperliche — von einem Anderen aber die Seele."

„Wer ist dieser Andere?"

„Frage Dich selber. Emmeline hat nur Einen geliebt und dieser Eine — bist Du!"

„Still!" rief er und barg seinen Kopf an meiner Brust.

„Du wolltest mir hier Deine Antwort geben, Maximilian —"

Er schwieg, aber — er weinte.

„Eine Antwort will ich haben, Du hast sie mir versprochen."

„Gehe hinein und zeige mir die Gräfin!" sprach er mit hastiger, flüsternder Stimme. „Stelle sie mir hier an das Fenster, daß ich ihr Gesicht beobachten kann, — dann, dann — wenn Du mich nachher nicht wieder findest — kehre ruhig nach Hause zurück."

„Aber Deine Antwort?"

„Erwarte mich morgen Abend allein in Deinem Zimmer — Niemand aber darf von meiner Anwesenheit Kenntniß haben — ich will zuerst meinen alten Vater besuchen und Noringen — und dann Dich."

„Und kann ich auf Dein edles Herz rechnen, mein alter, treuer, wohlwollender Freund?"

„Rechne, worauf Du willst. Aber gehe hinein und quäle mich nicht länger."

Ich drückte ihm die Hand und verließ ihn, um mich durch die hintere Thür in's Haus zu begeben. Als ich in's Zimmer getreten war und die Versammlung begrüßt hatte, sah ich mich schnell nach der Gräfin um. Sie hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, um ihren Thränen, die ihr Christel's Gesang ausgepreßt, im Stillen freien Lauf zu lassen. Ich winkte ihr und sie folgte mir sogleich, unbemerkt ihre nassen Augen trocknend. Ich stellte mich mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß sie mit dem Gesicht dahin gewendet stand.

„Wie gefällt Ihnen meine Freundin, gnädigste Frau?"

Sie lächelte freudig. Das wollte ich; sie war so schön, wenn sie lächelte.

„Sie haben uns einen Schatz zugeführt," sagte sie innig.

„Das ist sie auch — also sie gefällt Ihnen?"

„Köstlich! O wie schön und reizend ist sie! Und sie spricht eben so schön, wie sie singt, und sie fühlt, wie sie spricht."

„Haben Sie viel mit ihr gesprochen?"

„Ich habe ihr kindliches Herz durchforscht — Sie blieben so lange fort — haben Sie Etwas ausgerichtet?"

„Ich hoffe es." — Da war es mir, als hörte ich einen lauten Seufzer dicht hinter mir an die Scheiben schlagen. Ich drehte mich unwillkürlich um, aber ich konnte in dem Dunkel, welches draußen herrschte, Nichts erkennen.

In diesem Augenblicke trat Sidi an uns heran und bot mir freundlich die Hand. In ihrem Auge lag etwas Schwimmendes, Verführerisches, was ich noch nie darin wahrgenommen hatte. Ich drückte ihre Hand und nickte ihr zu.

„Hast Du ihn gefunden?" flüsterte sie.

Ich nickte abermals und begab mich zu den übrigen Gästen. Die beiden Noringen blickten mich verwundert an, sie

hatten keine Ahnung gehabt, daß ich im Besitz einer so schönen Verwandten sein könne. —

Eine Stunde später verließen wir Brandstein. Vater und Sohn fuhren in ihrem, Sidi und ich in meinem Wagen zurück. Ehe ich aber das Haus verließ, näherte sich mir die Gräfin und legte mit bedeutungsvoller Miene eine schöne, große, weit geöffnete Rose in meine Hand. Dabei lächelte sie verstohlen und drückte den Finger auf ihre schwellenden Lippen.

„Was soll die schöne Rose, gnädigste Frau?"

„Still! Sehen Sie sie an — sie ist weit geöffnet. Ich wünsche Ihnen Glück." —

Ich saß schweigend und nachdenkend neben Sidi, eben so schweigend und nachdenkend hingen ihre Blicke an meinem Gesichte. Ihre Augen schienen noch zu schwimmen.

„Warum blickst Du mich so wunderbar geheimnißvoll an?" fragte ich sie.

Sie näherte sich mir und legte ihren lockigen Kopf sanft auf meine Schulter.

„Wie gefällt Dir die Gräfin?" fuhr ich nach einer Weile fort, um doch Etwas zu sprechen.

„Sie ist immer noch eine schöne und herrliche Frau."

„Du hast Recht — womit habt Ihr Euch die Zeit vertrieben, als ich weg war?"

„Du bliebst zwar lange, aber die Zeit ist mir kurz geworden. Sie hat mir viel von Dir erzählt, diese schöne Frau."

„Was kann sie Dir von mir erzählt haben, was Du noch nicht wüßtest?"

„O! es giebt so viele Dinge, die Werth für uns Frauen haben, von denen Ihr Männer Nichts wißt!" rief sie und ließ mit ihrer hellen Silberstimme ein so fröhliches Lachen erklingen, daß es mir wonniglich durch Mark und Bein

schauerte. „Aber Du mußt nicht Alles hören wollen, was sie mir anvertraut hat," fuhr sie fort, „Frauen haben ja immer Geheimnisse, wie Du weißt. Erzähle mir lieber, was Dein Freund Maximilian gesagt hat."

„Ja," sagte ich, „das will ich!" Und ich erzählte ihr Wort für Wort unsere inhaltreiche und bedeutungsvolle Unterredung.

Zehntes Kapitel.

Die Sylvesternacht.

Am Abend des ersten Weihnachtstages hielt ich mich zu Hause; vom Eintritt der Dunkelheit an erwartete ich mit wachsender Spannung den versprochenen Besuch Maximilian's. Aber er kam nicht. Schon wurde ich unruhig und ging mit mir zu Rathe, wie ich im Falle seines Ausbleibens mich verhalten sollte, als um neun Uhr mein Diener einen Fremden meldete, der seinen Namen zu nennen sich weigere. Ich begab mich selbst hinaus und siehe, er war es, der längst Ersehnte. In mein Zimmer mir folgend, blickte er sich forschend um.

„Sind wir ganz allein, Fritz, und vor jeglicher Belauschung geschützt?"

„Ja, Maximilian, Du kannst es von mir nicht anders erwarten; ich habe für Alles gesorgt."

„Du wohnst hübsch hier und in einem großen Hause. Deine Verhältnisse sind also günstig?"

„Ich danke meinem Gott für alles Gute, was er mir so reichlich gegeben hat. Kann ich ihm auch dafür danken, daß er Dich mir wiedergegeben hat?"

„Wie meinst Du das?"

„Darf ich Deinen Eintritt in mein Haus einen gesegneten nennen?"

Er reichte mir die Hand und blickte mich lächelnd an.

„Du hast Wort gehalten," sagte er, „Du hast sie mir gezeigt — sie ist noch schön — die Jahre sind beinahe spurlos über sie hingegangen — nur in ihrem Innern hat der Gram gewüthet — sie gehört auch in dieser Beziehung zu den Auserwählten."

„Ich bin derselben Meinung; aber — welche Antwort bringst Du mir?"

„Siehst Du es nicht an meinem aufgehellten Gesicht? Wäre ich überhaupt gekommen, wenn ich Deinen Wünschen zu widerstreben mich geneigt fühlte? Hier hast Du meine Hand — Du hast dieses stolze, felsenfeste Herz mit dem lebendigen Hauche Deiner milden Seele besiegt — ich schone den Fürsten dem Vaterlande zu Liebe, welches Buben zerfleischen, — siehe also da, was Du für ein großer Meister geworden bist!"

„Rühme mich nicht für eine That, die Jeder vollbracht hätte, der mit einem Manne, wie Du bist, zu verhandeln hatte, zumal wenn er, wie ich, in seinem Leben immer seine Pflicht zu erfüllen gelehrt worden ist. Ich habe Dich nicht durch eigene Gewalt und Ueberlegenheit, sondern mit Hülfe der Waffen besiegt, die Du selbst in meine Hände gelegt. Maximilian allein konnte Maximilian besiegen! Aber was sagst Du zu diesen drei verruchten Menschen? Wer hätte es für möglich gehalten, daß sie uns bis heute zu schaffen machen würden?"

„Meinst Du die Prediger der Buße? Ha! Bald sollen sie selber Buße thun. Ihretwegen komme ich zu Dir — ich will ihnen mit meinem schärfsten Messer bis an die Seele dringen — meine Rache wird gründlich und schrecklich, aber auch gerecht sein."

„Was willst Du mit ihnen beginnen?“

„Das laß allein meine Sorge sein. Gegen gewöhnliche, menschliche Waffen sind sie stich- und hiebfest, eine kleine Dosis Gift tödtet sie nicht. Ich mußte mir daher ein ganz eigenes bereiten, womit ich sie erwürgen will. Ich habe die ganze Nacht mit diesem Ludwig gebrütet. Er hat einen vortrefflichen Gedanken gehabt, einen wahren Satansgedanken, wie er sie in seiner genialen Abenteuerlichkeit bisweilen erzeugt, und den will ich ausführen.“

„Meinst Du den Ludwig Devrient? Also ihn? Aber sage mir zuerst, zu welchem Zwecke hattest Du ihn mit auf Dein Schloß genommen?“

„Mein Freund, ich fand Gefallen an seinem eigenthümlichen, halb göttlichen, halb teuflischen Wesen, woraus seine Natur zusammengesetzt ist. Solche Menschen kommen in einem Jahrhunderte nur einmal vor. Ich hatte gehört, der Herzog wolle diesen großen Künstler sehen und sich an seinem Talente erfreuen. Da nahm ich mir vor, ihm denselben in seiner ganzen Größe, aber in einer nach meiner Absicht geformten Gestalt zu zeigen. Es gelang mir, das kindlich lenksame Gemüth des seltsamen Mannes für mich und meinen Plan zu gewinnen; wir arbeiteten gemeinschaftlich an meiner so lange aufgesparten Rache. Da kamst Du gestern und machtest einen Strich durch diesen Plan. Ich gab den ersten auf und habe nun einen zweiten entworfen, der jenem aber ähnlich ist und der ohne Wandelung ausgeführt werden soll. Frage mich indessen nicht, wie er beschaffen ist. Du sollst damit überrascht werden und Deine Freude daran haben. Du wirst eingestehen, daß er meiner und unsers erhabenen Zweckes würdig ist. Dazu magst Du mir aber noch Manches mittheilen, was ich wissen muß, und deshalb bin ich heute Abend hierher gekommen. Bei meinem Vater und meinem Freunde Noringen bin ich schon gewesen und ich

werde sie auch morgen noch sehen. Sie sind von meinem Vorhaben unterrichtet und stimmen mir vollkommen bei. Auch Meister Ludwig wird morgen zu Dir kommen und sich nach verschiedenen Dingen erkundigen. Gewähre ihm Alles, was er verlangt, fördere mit allen Kräften seine sonderbaren Wünsche. So viel aber will ich und muß ich Dir sagen: ich habe die Sylvesternacht zur Ausführung meines Planes gewählt. Ich werde als neuer Besitzer von Stromberg ein großes Fest geben. Ich werde den Herzog, die Minister, den Bischof und den ganzen Hof einladen; Alles, was in der Stadt oder in Zurückgezogenheit auf dem Lande lebt, soll bei mir erscheinen — werden aber jene drei Herren dieser Einladung Folge leisten?"

„Du mußt sie durch den Herzog zu dem Feste befehlen lassen, dann müssen sie kommen."

„Der Vorschlag ist gut — aber der Herzog selbst?"

„Lade ihn immerhin als Besitzer von Stromberg ein; schreibe ihm, Du hättest durch mich seinen Wunsch erfahren, das Gut zu besitzen — er solle es am Sylvesterabend in Augenschein nehmen."

„Vortrefflich — ich sehe, Du bist in einer guten Schule hier bei Hofe gewesen."

„So etwas macht sich ganz von selbst. Willst Du aber den Herzog im Schlosse selbst empfangen? Er würde Dich augenblicklich erkennen, denn Du hast Dich fast gar nicht verändert."

„Wie kannst Du das denken! Noringen der Aeltere wird die Pflichten des Wirths erfüllen und mich entschuldigen. Erst wenn die Maschine ihre Wirkung gethan — wollen wir sehen, ob er mich kennen zu lernen verlangt."

„Welche Maschine? Doch nicht etwa eine Höllenmaschine?"

„Eine Art davon. Ja, ich will die drei büßenden Frommen bei lebendigem Leibe auf einem Feuer rösten, daß alle

Zuschauer ihre Freude daran haben sollen. Zählen sie viele Verbündete bei Hofe?"

„Fast keinen einzigen."

„So bin ich zufrieden. Wir werden eine gute Komödie haben. Du mußt mir aber helfen, den Herzog zur Annahme meiner Einladung zu bewegen; ohne ihn und die drei schwarzen Herren wäre das Ganze eine Seifenblase."

„Sei unbesorgt. Er wird gern kommen, denn er hascht nach Zerstreuungen, er langweilt sich mit den Frommen über die Maaßen. Darf ich ihm sagen, daß er Devrient bei Dir finden wird?"

„Ha! Du ahnst meinen Plan. Ja, wenn es nöthig ist, sage es ihm. Aber für jetzt genug hiervon. Ich habe noch eine Frage für Dich. Was sollte die Rose besagen, die Dir Emmeline gestern Abend beim Abschiede so bedeutungsvoll in die Hand drückte?"

„Warst Du noch draußen um diese Zeit?"

„Ich habe Euch abfahren gesehen — nun — darf ich es hören?"

„Ja," sagte ich, indem mir plötzlich ein rascher Gedanke durch den Kopf schoß, „sieh, hier ist die Rose!" Und ich holte sie vom Fenster her, wo sie in einem Glase Wasser frisch und duftig blühte. „Sie gab sie mir und ließ mich ahnen, daß, so weit diese Rose geöffnet ist, so weit auch ihr Herz nur — für Einen offen stehe."

„Wie? Ist das Wahrheit? Sie liebt mich wirklich noch?"

„Noch eben so, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Das nennt man Treue!"

„Ja, aber ach! welche lange fürchterliche Zeit!"

„Jammere nicht, sondern genieße! Da hast Du auch die Rose zum Andenken."

Er nahm sie, drückte lange seine Lippen darauf und verbarg sie dann in seinem Busen.

„Auch Deine Rose ist noch weit geöffnet, Emmeline!“ dachte ich.

Den Rest des Abends aber brachten wir mit Erzählungen über die lange Zeit unserer Trennung hin.

Um zwölf Uhr Mittags am nächsten Tage, als gerade der junge Seydelmann bei mir war, erschien Ludwig Devrient. Er war munter und vergnügt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Als er in mein Zimmer trat und den jungen Schauspieler bemerkte, stutzte er.

„Wie!“ rief er. „Mein Schatten auch hier? Verfolgen Sie mich wirklich durch die ganze Welt, mein Herr?“

„Bis zum Acheron, mein großer Meister!“ jauchzte freudig der junge strebsame Mann.

„Seien Sie stolz darauf,“ nahm ich das Wort. „Ein Meister wird oft durch seine Schüler mehr geadelt, als durch seine Nebenbuhler. Er hat Sie nun einmal zum Vorbild genommen und beharrt auf seinem Vorsatze. Das zeugt von großer, ruhiger und also bedeutungsvoller Entschlossenheit.“

„Sie reden ihm warm das Wort. Nun — sei es darum! Aber hier bin ich — ich grüße Sie und habe sogleich einen Wunsch vorzutragen.“

„Wünschen Sie Spanier, Ungar oder Griechen?“

„Haha! Sie greifen meine schwächste Seite an. Aber heute, jetzt wenigstens nichts von dem Allen — wir haben Geschäfte, zum Teufel, mein Herr, und wichtige Geschäfte! Jetzt gilt es, den Kopf oben zu behalten. Nachher aber, wenn wir fertig sind — geben Sie her, ich bin eben kein Kostverächter von Gottes süßen Thränen. Vor allen Dingen aber zeigen Sie mir den Beichtvater Ihrer Somnambule.“

„Den Beichtvater — den im Schlosse.“

„Denselben, diesen höllischen Seelenverkäufer!“

„Sie sollen ihn sehen.“

„Dann muß ich auch den Bischof und die erhabenen Minister sprechen, und zwar lange sprechen. Ich sterbe vor Verlangen, ihnen zu beichten und sie beichten zu lassen.“

„Das ist eine schwere Aufgabe.“

„Nicht so schwer, wie Sie denken. Ich verschaffe mir Eingang. Wir haben bereits vorgearbeitet. Ich werde mich ihnen von hohen Personen empfohlen vorstellen — von Patriciern und Fürsten — he! ihren Freunden! Wann kann ich sie sprechen?“

„Nachmittags von vier bis sechs am besten.“

„Abgemacht! Seydelmann! Heda! Wachen Sie auf aus Ihrem Schlummer — was begrinsen Sie mich so? Sie haben mir einmal gesagt, Sie könnten zeichnen. Sie wollten mich malen. Treffen Sie mit dem Bleistifte?“

„Ich habe diese Kunst einst zu meinem Vergnügen getrieben und einige Vollkommenheit darin besessen,“ erwiderte der Gefragte bescheiden.

„Verstehen Sie es noch? Kurz geantwortet und drastisch!“

„Ich hoffe es.“

„So werden Sie mich zu den Herren begleiten. Sie können dann mit mir nach Stromberg fahren und bei mir einige Tage verleben. Heda, mein Herr! Es wird Studien regnen — der Himmel wird ein Gewitter schicken, Blitz und Sturm sind schon da. Man wird naß werden und sich schütteln — Sie fassen mit an — wir tauchen sie unter — tief, bis an die Haarspitzen! Außerdem aber“ — wandte er sich zu mir — „muß ich die ersten Schauspieler Ihrer Bühne besuchen.“

„Die kenne ich schon und weiß, wo sie wohnen,“ rief Seydelmann frohlockend.

„So sollen Sie mein Mentor sein — ich will auch ein=

mal den Telemach spielen!“ Und er schnitt ihm ein Gesicht, daß mir über diesen Telemach die Haare zu Berge stiegen.

„Haha!“ rief er und konnte seine Freude kaum mäßigen. „Es giebt eine Komödie, wie sie noch nie dagewesen ist. Aber wir haben auch einen Zweck, der uns in das heißeste Feuer treibt. Wir wollen einmal versuchen, was wir können. Losschlagen wollen wir, eine Schlacht liefern — bluten müssen sie alle, die Feinde — bluten, bluten — ha!“

Und während er dies mehr für sich als für uns laut hervorsprudelte, war er nach seiner Art im Zimmer auf- und abgeschritten, hatte seine Glieder hin- und hergebogen und mit seinem bei jedem Gedanken wechselnden Gesicht ein Schauspiel ganz eigener Art aufgeführt. Seydelmann stand wie erstarrt vor ihm und verschlang jedes seiner Worte, jede seiner Geberden mit aufgerissenen Augen und offenem Munde.

Aber der merkwürdige Mensch hatte keine Ruhe im Hause. Er ging mit Seydelmann davon, ohne mir fast einen Gruß zu sagen, um die Schauspieler auszusuchen, die seine Puppen werden sollten und die er einmal nach seiner Manier wollte tanzen lassen, wie er sagte. —

Am Abende dieses Tages aber, nachdem er mit Seydelmann den ersten Besuch beim Bischof und den beiden Excellenzen gemacht, mit großer Befriedigung heimgekehrt war und ein paar Flaschen guten Ungars aus Lehmann's Keller geleert hatte, verlangte er eifrig nach der Somnambule. Ich führte ihn selbst in das geheime Zimmer des Schlosses, wohin uns ebenfalls sein Schatten begleitete. Mehrere Stunden stand er ohne Regung vor der Schallröhre und den Sehlöchern und that weiter Nichts, als daß er sich vor Entzücken die Hände rieb. Als er endlich mit mir nach Hause ging, sagte er:

„Nun noch einen Schluck — dann in den Wagen. Ich bringe große Beute mit nach Hause — die Excellenzen ge-

fallen mir, besonders der Zahn.“ Und er blieb stehen und gähnte wie dieser, so daß ich erschrak und den Bußprediger in zweiter Gestalt vor mir zu sehen glaubte.

Zwei Tage später kehrte der Herzog vom Belvedere in die Stadt zurück. Eine Stunde schon nach seiner Ankunft ließ er mich durch Bernhard rufen, der mir mittheilte, daß sein hoher Herr so heiter sei, wie er seit langen Jahren nicht gewesen. Ich begab mich in's Schloß, fand das Vorzimmer leer und den Herzog allein, ich konnte also sogleich vorgelassen werden.

„Nun,“ sagte er mit freundlichem Gesichte, „die Feiertage sind glücklich vorüber. Ich habe sie nicht gern, sie kommen mir immer länger und langweiliger vor, als alle übrigen Tage, die Gott geschaffen hat. Was giebt es Neues hier? Sie sind wieder auf Stromberg gewesen?“

„Ja, Durchlaucht, ich war da.“

„Wie steht es mit dem Kauf?“

„Der Sachwalter hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben.“

„Ich auch nicht — man muß sich so leicht nicht abschrecken lassen. Ich danke Ihnen aber im Voraus. Sie sind ein guter Unterhändler — da — lesen Sie, welchen Brief ich aus Berlin heute Morgen empfangen habe.“

„Aus Berlin?“

„Ja, er trägt wenigstens die Aufschrift daher — so lesen Sie doch.“

Ich nahm den mir dargebotenen Brief in die Hand und sah augenblicklich, daß er von Ludovikus zitternder Hand geschrieben war. Ich las Folgendes:

„Gnädigster Herr!

„Ew. Durchlaucht haben mir die Ehre erwiesen, Sich „durch den G. R. Dr. Stilling nach meinem Gute Strom-

„berg erkundigen zu lassen. Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen „dasselbe zu überliefern, falls es Ew. Durchlaucht noch „dasselbe Vergnügen gewährt, es zu besitzen, wenn Sie es „betreten und kennen gelernt haben werden. Darf ich „mir die Freiheit nehmen, Sie zu diesem Besuche unter= „thänigst einzuladen, so spreche ich den Wunsch hiermit „aus, Ew. Durchlaucht möge dem kleinen Feste beiwohnen, „welches ich am nächsten Sylvesterabend Punkt fünf Uhr „beginnen lassen werde, wenn Ew. Durchlaucht keine an= „dere Zeit dazu zu bestimmen geruhen sollten. Ich würde „mir die Ehre gegeben haben, Höchst Sie persönlich zu „diesem ländlichen und einfachen Feste einzuladen, wenn „mich meine Geschäfte nicht noch bis kurz vor jenem Tage „in Berlin gefesselt hielten. — Da ich für etwa dreihun= „dert Personen in meinem Schlosse Raum habe, so trage „ich Ew. Durchlaucht noch die Bitte vor, die Einladungen „in Hochdero Namen an sämmtliche Edelleute des Hofes, „die höchsten Beamten des Civils und Militairs, einschließ= „lich beider Geistlichkeiten, so wie die Behörden der Stadt „ergehen lassen zu wollen.

„Die vorausgesetzte Genehmigung dieser ersten Bitte „läßt mich noch eine zweite wagen. Da ich eine Theater= „vorstellung beabsichtige, es mir aber in der Eile der Aus= „führung an den nothwendigen Hülfsmitteln gebricht, so „wage ich zu hoffen, Ew. Durchlaucht werden mir von „denjenigen Schauspielern, Musikern und Technikern einige „Tage Gebrauch zu machen gestatten, die ich dem Herrn „Intendanten Grafen von O. als die gewünschten werde „bezeichnen lassen.

„Ich verharre in unterthänigster Ergebenheit ꝛc.

Graf Brunneck."

„Das ist ein höchst sonderbarer Brief," sagte ich und reichte das Blatt hin.

„Sonderbar, ja, aber hübsch, offen und ehrlich, wie ich es liebe. Ein Graf Brunneck ist es also — nun wissen wir doch, wen wir vor uns haben — und der gute Herr scheint mir, nach der Handschrift zu urtheilen, schon etwas gebrechlich zu sein. Aber, in der That, er macht uns ein Vergnügen, was mir gerade fehlte. Und nun gar am Sylvesterabend. Den habe ich immer zu einem guten Spaße geliebt. Das ist ganz nach meinem Geschmack."

„Wenn ich Ew. Durchlaucht darauf aufmerksam machen darf, denn ich habe bereits von dem Sachwalter des Herrn auf Stromberg von diesem beabsichtigten Feste gehört, so kann ich Ihre Neigung, an demselben Theil zu nehmen, vielleicht noch dadurch erhöhen, indem ich zu verrathen mir erlaube, daß der berühmte Devrient aus Berlin seinen ersten Auftritt dort begehen wird, ehe er nach der Residenz kommt."

„Devrient? Das ist ja herrlich. Es wird immer hübscher. Es ist also etwas Großes! Das ist ja eine wahrhafte Ueberraschung. Ah — wir müssen Alles sehr schnell besorgen. Bitte, sehen Sie doch nach, ob Jemand im Vorzimmer ist."

Ich trat zur Thür hinaus und schaute mich um.

„Niemand als Herr von Noringen ist da!" sagte ich zurückkehrend.

„Noringen, der Vater oder der Sohn?"

„Der Sohn, Durchlaucht!"

„Rufen Sie ihn herein."

Otto von Noringen trat raschen Schrittes über die Schwelle und stattete seinen militairischen Gruß ab.

„Thun Sie mir einen Gefallen, Noringen?" fragte leutselig der Herzog. Der junge Offizier verbeugte sich blos.

„Gehen Sie doch sogleich bei'm Intendanten der Schauspiele vor und befehlen Sie ihm in meinem Namen, zu thun,

was in diesem Briefe steht. Da lesen Sie auch. Eben so erfolgen alle Einladungen nach Stromberg in meinem Namen."

Der junge Mann stand vor seinem Fürsten, hielt den Brief verwundert in der Hand und erröthete.

„Warum werden Sie roth?"

„Ich freue mich, Durchlaucht."

„Da thun Sie Recht — junge Leute müssen Freude haben. Da fällt mir ein — man sagt ja, eine Freude kommt nie allein — daß ich Ihnen auch eine machen kann. Sie sind lange genug mein Adjutant als Lieutenant gewesen — Sie sind von heute an Rittmeister —"

„Durchlaucht!" —

„Wollen Sie sonst noch Etwas?"

„Nur meinen innigsten Dank aussprechen —"

„Ich dachte, Sie hätten noch etwas Anderes auf dem Herzen." Und er warf mir einen sehr verständlichen Blick zu. Ich lächelte.

„Sonst — sprechen Sie, ich bin bei Laune."

Der neue Rittmeister wurde im Gesichte roth wie das Blut, das unter der Haut desselben kreiste, aber seine Sprache stockte und seine Augen wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten.

„Sprechen Sie," fuhr der Herzog lauter fort, „sonst muß ich sprechen. Aber ich will doch nicht hoffen, daß es wahr ist, was man sich in die Ohren tuschelt, daß — daß Sie verliebt sind — Sie wissen, ich liebe nicht verliebte Offiziere."

„Durchlaucht!" stammelte der verliebte Rittmeister.

„Lassen Sie es gut sein — ich hoffe, man hat Sie verläumdet. Meine Sorge allein wird es sein, Ihnen eine verständige, reiche und schöne Hausfrau auszusuchen — aha! ich habe den rechten Punkt getroffen — er entfärbt sich schon wieder. Nun — genug für heute, gehen Sie und thun Sie, was ich befohlen. Guten Morgen, Doctor!"

Der glückliche, aber auch verdutzte neue Rittmeister wankte aus dem Zimmer des Fürsten wie ein Trunkener. Er bedurfte meines Armes, als er die Treppen hinunter stieg.

„Was war Das?“ fragte er, als er, unten angekommen, in der frischen Morgenluft hoch aufathmete.

„Du bist Rittmeister und sollst obendrein eine Frau haben — bist Du nicht zufrieden mit dem doppelten Glück?“

„Den Teufel auch! Ich will mich nicht von ihm verheirathen lassen, wie er so viele verheirathet hat —“

„Wenn er Dir aber seine Tochter giebt?“

„Ah — Wäre es möglich! Glaubst Du, daß er Thekla meinte?“

„Ich glaube es ganz bestimmt, denn es kam mir wie eine Anspielung auf Dein Verhältniß mit ihr vor.“

„Wenn Du Recht hättest — Mensch! ich jagte mein bestes Pferd heute todt, wenn ich nach Brandstein ritte —“

„Da wärest Du sehr thöricht. Ich würde ganz ruhig hinausreiten und unterwegs Pläne machen.“

„Da sieht man, daß Du nicht verliebt bist — Du reitest im Schritt, ein Verliebter aber jagt auf Tod und Leben.“

„Meinst Du? Wollen wir wetten, wer von uns Beiden am meisten verliebt ist, — Du oder ich?“

„Ja — die Wette gehe ich ein. Wer wird aber Schiedsrichter zwischen uns sein?“

„Wir selber — das Wort des Einen oder des Anderen genügt —“

„Gut, und wann wird sie bezahlt?“

„Einen Tag nach der Hochzeit —“

„Wie? Heirathen wir denn zusammen? — O, nun durchschaue ich Dich. Du hast mich zum Besten. Ich Narr, der ich Deinen Scherz für Ernst hielt — guten Morgen!“

Sogleich schwang er sich auf sein zum Dienste des Fürsten immer bereit stehendes Pferd und eilte zum Intendanten der Schauspiele. —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Residenz die Nachricht von dem seltsamen Feste auf Stromberg. Daß der Herzog selbst die Einladungen angesagt, gab demselben einen Anstrich von Bedeutung, der es in den Augen der Geladenen zu einem Ereigniß besonderer Art erhob. Und sehr bald, man wußte eigentlich nicht recht, wer das Geflüster in Gang gebracht, verbreitete sich das Gerücht, der Herzog beabsichtige auf Stromberg, am Schlusse des alten und beim Beginne des neuen Jahres, dem sehnsuchtsvoll harrenden Lande ein ganz eigenthümliches Geschenk zu machen. Wie man nun erst an das Fabeln gekommen war, ging man noch weiter und einige kluge Augen blickten sogar durch das Vergrößerungsglas der Einbildung und Hoffnung und wollten schon voraussehen, die beiden angefeindeten Minister seien in Ungnade gefallen, ein Regierungswechsel stehe bevor, der dem Lande den gebrochenen Frieden wiedergeben und von dem Nacken des Volkes das Joch abheben werde, welches jene fremden Emporkömmlinge, übermächtig genug darauf gelegt hatten. Diese Gerüchte aber trugen sich nur in auserwählten Kreisen herum, der Partei der Bedrohten kam kein Wort davon zu Ohren. Daß aber auch sie zu dem Feste geladen, wie man sehr bald erfuhr, schien jene Gerüchte Lügen zu strafen; man hatte also Grund genug, zu schwanken und in dem sich widersprechenden Benehmen des Herzogs ein geheimnißvolles, unerklärbares Gebahren zu finden, welches sowohl der Hoffnung wie der Besorgniß Raum ließ. So blieb zuletzt nur noch eine allgemeine Spannung zurück, die von Stunde zu Stunde wuchs, je mehr von den Anordnungen verlautbarte, die auf Stromberg mit herzoglichen Mitteln selbst getroffen wurden. Denn es blieb nicht lange verborgen, daß vom Hoftheater nicht allein Mitglieder der Bühne und Capelle, sondern auch Dekorationen aller Art nach dem Landsitze des fremden Grafen wanderten, und endlich sogar wurde das Geheimniß durch

den Herzog selber kund: der große Devrient aus Berlin sei herübergekommen und werde jenem Feste durch sein erstes Auftreten eine ganz besondere Weihe geben.

Ich befand mich bei allen diesen hin- und herschwankenden, wahren und unwahren Mittheilungen in einer eigenthümlichen Lage. Alles und Jedes erwogen, war ich nicht ganz frei von Besorgniß. Freilich wohl traute ich Maximilian's Klugheit und Umsicht und Devrient's Genie einen genügend großen Einfluß zu; hatten sie aber den vorausgesetzten glücklichen Erfolg sicher in den Händen? Das war eine bedeutsame Frage, deren Antwort ich mir nach meinem Wunsche wohl zurechtlegen, aber nicht mit Gewißheit bejahend aussprechen konnte.

Devrient war nach jenem ersten Besuche jeden Tag auf einige Stunden nach der Stadt gekommen, aber er erschien mir hier ein ganz anderer Mensch als in Berlin. Zum ersten Male in seinem Leben war er mäßig im Genusse des überall freigebig gespendeten Weines; man sah es ihm an, daß er seine ganze innerliche Kraft auf einen Wurf gesetzt hatte, denn auf seiner von Natur wohlgebildeten und klaren Stirn lag eine Wolke des Nachdenkens, des Grübelns, des Schaffens, die ich in seiner früheren gewöhnlichen Sorglosigkeit niemals wahrgenommen hatte. In diesen Tagen auch hatte er seine mannigfachen Besuche bei den Gewalthabern fortgesetzt und endlich seine Studien, wie er sagte, beendet.

Am Mittag vor dem Feste kam er, von seinem Schatten begleitet, in meine Wohnung, zum letzten Mal vor dem Ausbruch des Sturmes, wie er sich ausdrückte. Sein Auge war verschleiert, wie die Sonne hinter Gewitterwolken; es fehlte ihm an Worten, man sah ihm auf den ersten Blick an, daß eine Welt von Gedanken sein Inneres in Beschlag genommen habe und seine Mittheilung nach Außen hin verhindere.

„Ich bin fertig," sagte er mit fast tonloser Stimme zu

mir, als er sich verabschiedete, — „ich gehe nach Hause. Gebe mir Gott morgen einen guten Tag, ich habe ihn nöthig. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen! Sie können mir später sagen, ob ich etwas von der Kunst verstehe oder nicht, die Kunst meine ich, wie man in einem Staate das Oberste zum Untersten — ja so! beinahe hätte ich geplaudert. Leben Sie wohl!"

Und er stieg mit seinem Schatten in den bereit stehenden Wagen und fuhr wie eine donnernde Windsbraut nach Stromberg. —

Der von allen Seiten sehnlichst erwartete Sylvesterabend war endlich gekommen. Ein herrliches gelindes Frostwetter versprach eine angenehme Hin- und Rückreise. Ich traf schon früh meine Vorbereitungen zur Abfahrt, denn ich wollte vor allen Uebrigen an Ort und Stelle sein. Sidi wünschte mir Vergnügen und Maximilian's Unternehmungen den besten Erfolg. Mit so guten, von schönen Lippen gesprochenen Wünschen meinen Weg antretend, glaubte ich, Nichts befürchten zu dürfen, und so fuhr ich Mittags zwei Uhr fröhlich und hoffnungsvoll davon. Ich nahm zuerst meinen Weg nach Brandstein. Hier wußte man bereits, daß ein Graf Brunneck auf Stromberg eingetroffen sei oder vielmehr eintreffen werde und zum heutigen Abend den Herzog und den ganzen Hof eingeladen habe. Otto von Noringen's Standeserhöhung hatte auf Thekla einen sehr beruhigenden Eindruck gemacht. Sie schwamm in einem Meere von Wonne und gab sich den rosigsten Einbildungen hin, wie sie nur für die liebende Jugend geschaffen zu sein scheinen. Ich mußte noch einmal Wort für Wort Alles wiederholen, was der Herzog ihrem Geliebten in meiner Gegenwart gesagt hatte; erst als ich damit zu Ende war, ließ man mich fort. Durch diesen Aufenthalt kam ich

etwas später, als ich wollte, in Stromberg an und hatte hier Gelegenheit, zu bemerken, daß der Wunsch, an diesem seltsamen Feste pünktlich Theil zu nehmen, ein allgemeiner war, denn ich war bei Weitem nicht der erste Gast auf dem schönen Landsitze. Von allen Seiten kamen fast zu gleicher Zeit die Wagen herangerollt und entluden sich ihrer geschmückten Insassen. Es ging stark gegen fünf Uhr, als ich mit einigen Edelleuten die große Treppe des neuen Schlosses hinanstieg. Noringen der Aeltere, von seinem Sohne uud einigen vertrauteren Freunden, worunter sich mehrere Stabsoffiziere befanden, unterstützt, machte in Ermangelung des noch abwesend gemeldeten Besitzers den Wirth auf eine Weise, daß man ihn beinahe selbst für den Festgeber zu halten geneigt war. Bald wogten die fröhlich angeregten Gäste staunend und bewundernd durch die lange Reihe der Prunkgemächer auf und ab. Die großen Räume waren im neuesten Geschmacke verziert und strahlten in einem Lichtmeere hellglänzender Wachskerzen. Nach seinem Gefallen wählte ein jeder der zahlreichen Gäste dies oder jenes Zimmer zum ersten Verweilen, wie es seinem Geschmacke am meisten entsprach. Allmälig füllten sich die Säle und endlich strotzten sie von glänzenden, bebänderten und schwarz gekleideten Gestalten. Allgemein aber war man verwundert, keine Damen zu sehen, die, wie man sich plötzlich in die Ohren raunte, von dem unverheiratheten Besitzer des Schlosses für ewige Zeiten aus diesem Feenschlosse verbannt seien. Man stand eben, in große und kleine Gruppen getrennt, erwartungsvoll da, als sich die Thüren öffneten und, unter Vortritt Sr. Hochwürden, des Bischofs, die beiden Minister erschienen und eine ihrem Range entsprechende Würde mit dem hoheitsvollen Gefühle persönlicher Bedeutsamkeit zur Schau trugen. Aber ihre Verbeugungen, die sie rechts und links spendeten, wurden etwas kalt erwidert; die verschiedenen Gruppen schlossen sich fester gegen sie ab, und

so blieb ihnen nichts übrig, als einen kleinen Kreis für sich allein zu bilden, wofür sie sich mit höhnischen Blicken und geflüsterten Schlagworten an den gegen sie Partei nehmenden Anwesenden rächten.

Um halb sechs Uhr, als bereits alle Eingeladenen versammelt waren, wurde die Ankunft des Herzogs verkündet. Er trat mit dem freundlichsten Lächeln herein und sah würdevoll und leutselig zugleich aus, welche Miene er, wenn er wollte, so gut anzunehmen verstand. Der alte Kammerherr von Noringen begrüßte Seine Durchlaucht im Namen des Besitzers und zeigte an, daß Letzterer zwar noch nicht anwesend sei, jedoch jeden Augenblick erwartet würde; nichts desto weniger aber werde das Schauspiel Punkt sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Der Herzog schien anfangs darüber verwundert zu sein, indessen verstanden es einige halb und halb eingeweihte Freunde Noringen's, seine Gedanken zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit auf die Schönheiten des von ihm so sehr begehrten Besitzthums zu lenken. Von seinem Kriegsminister, einem alten und hochverdienten Generale, begleitet, wandelte er durch die Reihen der Gäste, begrüßte bald diesen, bald jenen, und sprach laut seine Freude aus, die so lange nicht gesehenen Herren einmal wieder willkommen zu heißen. Nur an den beiden Ministern, die mit dem Bischof jene kleine dunkle Gruppe bildeten, und gegen die er in der That seit der vorletzten Freitagsnacht eine starke Abneigung fühlte, ging er kalt und kaum mit dem Kopfe nickend vorüber, eine Gesinnungsdarlegung, die allgemein bemerkt wurde und freudiges Staunen erregte, indem man sich der schadenfrohen Hoffnung hingab, die Vermuthungen, die man über den eigentlichen Grund dieses Festes gehegt, seien denn doch wohl nicht so ganz aus der Luft gegriffen gewesen. Nachdem eine zahllose Reihe glänzender Diener Erfrischungen, kalte und warme Getränke herumgereicht und die Gäste irgend einen beliebten Im=

biß an den schwer belasteten Speisetafeln genommen hatten, hörte man in der Ferne von einem großen Orchester den vaterländischen Festmarsch ertönen. Wie auf einen Wink fing man an, sich in Bewegung zu setzen und dem Orte des Schauspiels zu nähern.

Wir traten also in den größten und glänzend erleuchteten Saal. Am höheren Ende desselben war die Bühne aufgeschlagen. Unmittelbar davor waren die Zuschauerplätze durch reihenweis geordnete Sessel bezeichnet. Das Orchester befand sich in einem Nebenzimmer; man wollte ein Schauspiel für die geladenen Gäste, nicht aber für die ausübenden Musiker aufführen. Sobald daher ihr Musikstück beendet war, schlossen sich die Thüren des Nebenzimmers, in dem sie sich befanden, und wurden erst wieder geöffnet, sobald der Vorhang gefallen war. Ich erwähne dies hier im Voraus, um mich in meiner späteren Schilderung nicht so oft unterbrechen zu müssen.

Dem Herzoge hatte man einen etwas erhöhten Platz zur linken Seite der Bühne angewiesen; von hier aus konnte er nicht nur die Vorgänge auf dem Theater, sondern auch die vordersten Reihen der Zuschauer, Mann für Mann, genau übersehen. Hinter seinem Stuhle stand der ältere Noringen. Um ihn herum saßen seine Generale, Adjutanten und die auch im Unglück ihm treu gebliebenen Edelleute seines Hofes. In der ersten Reihe der Zuschauer, gerade in der Mitte derselben, nahmen die Würdenträger der Regierung, der Bischof zwischen seinen Freunden, den beiden Ministern, Platz. Um sie herum, dicht gedrängt, bildete ein Kranz von Stabsoffizieren eine Art Ehrenwache um die bedeutungsvollsten Männer des Staates. An diese reihete sich die übrige Zuschauermenge, bunt durch einander gemischt, wie es Neigung oder Zufall mit sich brachte.

Bis jetzt wußte noch kein Mensch den Titel des aufzuführenden Schauspiels. Da fiel es dem Herzoge ein, danach zu

fragen, und augenblicklich überreichte ihm sein dienstthuender Kammerherr einen Zettel, der das Nothwendige enthielt. Kein Anderer aber erhielt einen solchen, nur hörte man bald im Kreise herum den Namen des Stückes aussprechen: „Die Fürstenmörder" erschallte es von Mund zu Mund, verfaßt von einem Unbekannten, aber so dargestellt, daß alle mitspielenden Personen der Reihe nach sich den Augen und Ohren der Zuschauer entwickeln würden.

Wie man auch über diese Seltsamkeit verwundert sein mochte, man war schon vorbereitet, hier etwas Außergewöhnliches zu erleben, und man hatte auch keine Zeit zu weitläufigen Bemerkungen übrig, denn der Festmarsch des Orchesters war bereits in eine einfache aber ergreifende Kirchenmusik übergegangen, die von so beruhigender Wirkung war, daß sie fast augenblicklich die Gemüther besänftigte und würdig auf die Vorgänge hinüberleitete, die sich sogleich darstellen sollten. Die Musik schwieg und der Vorhang flog zum ersten Male auf. Man sah einen von der Morgendämmerung warm und anmuthig beleuchteten Wald. Im Hintergrunde erblickte man ein einsames Kloster, dessen Fenster von innen erhellt waren und aus dessen Hallen ein wunderlieblicher Chorgesang betender Mönche erschallte. Langsam und allmälig entwickelte sich der Gesang aus der Tiefe des alten Klosters, immer lauter schwoll er an, und zuletzt ließ er Eine Stimme allein hörbar werden, die mir durch Mark und Bein schauerte.

Mein Herz erstarrte. Ich errieth augenblicklich, was mir und den Zuschauern bevorstand, denn ich erblickte im Schatten des Waldes das alte Kloster, worin ich selbst fünf Jahre in kindlicher Freude und Lust gelebt hatte. Die herrlichen Töne aber, die so eben in nie so gewaltig und rein gehörtem Basse aus dem Kloster erschollen, trugen noch mehr dazu bei, mich tief und wonnig zu bewegen, denn ich erkannte sogleich Maximilian's wunderbare und majestätische Stimme,

der das Alter eben so wenig ihre Kraft, wie ihre Reinheit und Milde benommen hatte.

Ich hatte meinen Platz gerade dem Herzog gegenüber gewählt und mein Auge fiel während dieses Gesanges unwillkürlich auf sein Gesicht. Dadurch erhielt ich Gelegenheit, die ungeheure Wirkung dieser Stimme zu begreifen, denn der Herzog, kaum von den ersten Schwingungen derselben getroffen, erhob fast erschrocken sein Haupt und horchte mit beinahe athemloser Aufmerksamkeit. Plötzlich sank er in seinen Stuhl zurück, faltete die Hände und senkte den Kopf auf die Brust. Man konnte annehmen, daß der friedliche, klagende Gesang seine Seele berührt hätte, die so gern mit göttlichen Dingen verkehrte. Aber ich glaubte noch eine andere Empfindung in seiner hingesunkenen Haltung wahrzunehmen.

Von ihm flog mein Auge zu dem Bischof und seiner Umgebung hinüber. Auch sie senkten das Haupt, aber nicht, weil ihnen die Stimme bekannt war, wie dem Herzoge, sondern weil der Vorgang im Innern des Klosters ihr heiliges und frommes Herz zu rühren den Anschein haben sollte.

Da schwieg der schöne Gesang; die Klosterpforten öffneten sich und heraus trat der Chor der Mönche, das vorher begonnene Tedeum fortsetzend, und schritt Paarweise zwei Mal über die Bühne, worauf er sich langsam im Hintergrunde verlor.

Nur drei Mönche blieben auf der Bühne zurück. Ich traute meinen Augen kaum, als ich sie genauer betrachtete, denn, waren sie es wirklich oder täuschte ich mich, ich sah meinen alten Pater Guardian, Ludovikus und endlich Maximilian vor mir — Letzterer aber absichtlich seinem Vorbilde am wenigsten ähnlich. Die dieselben vorstellenden Schauspieler waren vortrefflich geschult und namentlich die beiden Ersteren Strich für Strich der Wirklichkeit nachgebildet. Mein Auge verließ sie und ging zu dem Mittelpunkte der vordersten Zu=

schauer über, und auch hier begegnete ich drei staunenden Gesichtern, die wie gebannt auf den redenden Mönchen ruhten, die sich mit den Namen Franziskus, Ludovikus und Maximilian anredeten und als solche ihr Spiel fortsetzten.

Die Handlung begann sehr einfach. Es wurde die friedliche Stille hervorgehoben und die Eintracht der Mönche innerhalb der klösterlichen Mauern gerühmt, während draußen in der Feindschaft und Tücke der Welt die Kriegsfackel entbrannte, und Menschen gegen Menschen wie die wilden Thiere des Waldes ihre Leidenschaften entfesselten. Das Gespräch der drei Mönche wurde unterbrochen durch einen ziemlich erwachsenen Knaben, der — man denke sich mein Erstaunen — unverkennbar meine Art und Weise zu sprechen und sich zu bewegen blicken ließ. Auch trug er meinen Namen und wurde als Schützling des Klosters vorgeführt. Kurz, ich sah die Geschichte meines Lebens sich hier zum zweiten Male in gedrängter Kürze vor meinen Augen entwickeln, denn sie spann sich allmälig fort bis in meine gegenwärtige Zeit; — doch, eilen wir nicht der Vorstellung voraus.

Als der Name des Knaben genannt wurde, vermehrte sich die allgemeine Aufmerksamkeit; Aller Augen richteten sich auf mich und ich fühlte die brennende Wirkung, die eine solche Fluth neugieriger Blicke immer mit sich bringt. Auch der Herzog sah mich an, wollte lächeln und mir zuwinken, aber es gelang ihm nicht recht. Ein dunkles Gefühl, daß noch etwas Anderes, Ernsteres diesem harmlosen Anfange folgen werde, vereitelte den wohlwollenden Ausdruck seines Gesichtes und machte es bang und erwartungsvoll.

Die drei Mönche entfernten sich nach Beendigung ihres Gesprächs und ließen den Knaben allein zurück, nur der Pater Maximilian verbarg sich hinter einem Baume und belauschte Worte und Handlung des mit sich redenden Knaben. Dieser, Gott dankend, daß er ihm im Kloster eine Zufluchtsstätte be-

reitet, ließ sich vor einem Heiligenbilde nieder und betete. Hier entspann sich nun die Scene, wie ich sie im ersten Theile dieser Geschichte beschrieben und deren Hauptpersonen der genannte Mönch und zuletzt der Pater Vikarius bildeten. Da erschien des Letzteren Gestalt selber und versetzte mein Blut in eine unglaubliche Wallung, denn Pater Henrikus war dargestellt, wie er leibte und lebte, in jedem Zuge, jeder Bewegung, bis auf die messingene Brille, die lose auf seiner spitzen, schnüffelnden Nase schwebte. Als er Maximilian's und des Knaben Gespräch belauscht hatte, beklagte er sich ingrimmig über die Lauheit der jetzigen Frommen, drohte mit irdischen und himmlischen Strafen und verhieß endlich die Ankunft der zur Buße der Sünder herbeigerufenen Jesuiten, die den Sündenpfuhl der Welt mit der Süße und Lieblichkeit ihrer Frömmigkeit rein waschen sollten.

Hier faßte ich mir ein Herz und richtete mein Auge wieder auf die drei ehemaligen Jesuiten. Es gehörte Muth und ein hartes Herz dazu, sich an ihrer beginnenden Seelenqual zu weiden. Ohne Zweifel ahnten sie, was kommen würde, und fühlten sich doch dabei in eine Falle eingeklemmt, aus der kein Entrinnen möglich war. Bleichen Angesichts schauten sie düster und voll ohnmächtiger Wuth vor sich hin, aber noch fest und gedrungen, das Geschick gleichsam herausfordernd, welches an diesem unseligen Abende über sie herein zu brechen drohte.

Doch da wurde meine Aufmerksamkeit wieder zur Bühne gezogen. Lauter, aber streng dem Leben nachgebildeter, sehr unharmonischer Weihegesang erscholl von ferne und es nahete die Prozession der die Bußprediger einholenden frommen Gemeinde. Voran schritten Knaben, grüne Zweige, bunte Fahnen und Heiligenbilder in den Händen tragend; ihnen folgten plärrende Frauen, ganz kleine Kinder an den Armen nachschleifend, um sie ebenfalls des Ausflusses der göttlichen

Stunde theilhaftig werden zu lassen; sodann kamen überirdisch blickende Männer, denen die Tabakspfeifen und Branntweinflaschen aus den Taschen guckten. Hinter ihnen schritt Pater Henrikus her, die scheinheiligen Augen in den offenen Himmel bohrend, und hinter ihm endlich die drei Jesuiten, gefolgt von einem unregelmäßigen Schwarme, der ihre Rockzipfel gefaßt hielt und inbrünstig mit gottseligen Küssen bedeckte.

Da aber, als ich die drei Bußprediger genauer betrachtete, gerann mir das Blut. Ich sah sie, nicht wie sie in früheren Jahren ausgesehen, sondern, um sie von den Anwesenden desto leichter erkennen zu lassen, in ihrer jetzigen, schärfer hervortretenden Persönlichkeit. Plötzlich fiel mein Blick, unwiderstehlich gefesselt, auf die eine dieser Gestalten, und ich schauerte unwillkürlich zusammen. Devrient erschien zum ersten Male auf der Bühne, in der Gestalt des Pater Sturm, dem Bischof ähnlich wie ein Apfel dem andern, der ihm, gleichsam um das vollkommene Ebenbild zu zeigen, wie vom Schicksale dicht vor seine Augen gesetzt schien. Noch dazu war sein schwarzes Priesterkleid beinahe von demselben Schnitte, wie das, welches der wirkliche Priester in diesem Augenblicke trug. Ein allgemeines Beifallsgemurmel erhob sich plötzlich von allen Seiten und hier und da ließen sich die Ausrufe hören: „das ist er, das ist Devrient!"

Selbst im Kleinen waren sich die Beiden ähnlich. Devrient zeigte dieselbe unförmliche, dicke, aufgeschwemmte Gestalt, den watschelnden Gang, das Zwinkern der Augen, die salbungsvolle Bewegung der Hände und des Kopfes. Aber das Gesicht dieses Kopfes, wie sah es aus! Er schien es dem Vollmonde selber gestohlen zu haben; kaum entdeckte man darin eine Andeutung einer nebelhaft verschwommenen Nase und verstohlen im Hintergrunde sich verkriechende Augen, nur der fletschende Mund trat in seiner Breite und

Sinnlichkeit deutlicher hervor, als in dem am Himmel glänzenden Mondbilde.

Und gerade in dem vorderen Mittelgrunde der Bühne stellte sich das würdige Kleeblatt auf, Zahn gegenüber Zahn, Blitz gegenüber Blitz, Sturm gegenüber Sturm. Jetzt erst fing der Letztere an zu sprechen. Mit wahrhaft dröhnender Stimme — wo hatte dieselbe bisher in seiner Brust geschlafen? — verkündete er die beseligende Ankunft der drei heiligen Väter.

„Hier sind wir,“ donnerte er das staunend aufhorchende Publikum an, „die Welt zu erleuchten, zu belohnen und zu bestrafen. Hier ist Pater Zahn, der die Sünden der Menschen wegfressende Bekehrer, hier Blitz, der zerschmetternde Rächer der Unthaten und Laster, hier bin ich, Sturm selber, der über die Gräber unheilig Begrabener dahinbrausende Sturm.“

Hin schmetterten seine kurz abgerissenen Worte und brüllten aus seiner gigantischen Brust hervor, hohl und tief, wie die Stöße des wild brausenden Sturmes. Mir erhob sich das Haar vor Grauen, eben so den übrigen bei diesen Tönen erbebenden Zuschauern.

Ein anfangs lauteres Murmeln des Beifalls erstickte, kaum geboren, in sich selber, der Beifall gab sich zuletzt nur durch Schweigen und ängstliches Athmen kund — der sprechendste und erschütterndste Beifall, den es giebt. Da sah ich die drei Urbilder der Schauspieler an.

Zahn saß, mit seinen Händen seine Kniee umklammernd, mit offenem Munde und gläsern stierenden Augen da; Blitz hatte den scharfen Ausdruck seines stechenden Auges verloren und schien seinen kleinen Körper in den Falten des Rockes seines Nachbars verbergen zu wollen; Sturm selber, der fromme Bischof, reckte seinen stierartigen Kopf dem Sturm auf der Bühne entgegen, als erblicke er, vor Schrecken in

Stein verwandelt, zu seinem Entsetzen sein zweites Ich in einem vorgehaltenen Spiegel.

„Sehen Sie den Bischof und Ihre Minister an!" raunte in diesem Augenblick der Kammerherr von Noringen dem Herzoge zu. Dieser erhob seinen funkelnden Blick, schüttelte sich vor Grauen und schien einen Augenblick lang seine Gedanken verloren zu haben.

Aber das Stück spielte weiter. Der Haß des Paters Henrikus schürte das glimmende Feuer der Jesuiten gegen den edlen Maximilian und den Knaben zur Flamme an und — die Scene des sprechenden Heiligenbildes entwickelte sich rasch und natürlich. Ich muß kurz sein in der Aufzählung dieser Scenen; man hat sie alle im Gedächtniß und kennt ja die einzelnen Vorgänge genau. Nur weniger Einzelnheiten will ich gedenken. Maximilian und der Knabe saßen lauschend vor dem Heiligenbilde ihrer Zelle. Man hörte deutlich die Jesuiten hinter der Scene sprechen, Zahn's krampfhaftes Gähnen leitete das Gespräch ein. Wort für Wort, wie ich es selbst damals angehört, und noch dazu in denselben Tönen glaubte ich wieder zu vernehmen, denn ach! Devrient selber stand hinter der Bühne und sprach mit verschiedenen Stimmtönen allen Dreien nach. Mein Blut schien mir schwer und kalt wie Eis durch die Adern zu rollen. Ich glaubte jene schreckliche Nacht noch einmal und in ergreifenderer Wahrheit zu durchleben. Man hätte hören müssen, wie er donnerte, als er den Pater Sturm seinen Fluch gegen die ketzerischen Fürsten schleudern ließ.

„Noch zehnmal," brüllte sie, „können neue Generationen auf einander folgen, ehe die Menschheit um einen Gedanken vorwärts geschritten ist! Dafür wollen wir um so rascher vorwärts schreiten. Auf den Flügeln des Sturmwindes über ihre Köpfe dahin! Ob sie untergehen und verkommen in Dummheit — uns einerlei — wir sind die Leuchten der

Welt, wir sind die Gewaltigen — im Willen und im Geiste. Und wir wollen es sein. Laßt uns erst ein paar Jahre älter werden! Zuerst besiegen wir die Proletarier, dann die Patricier, zuletzt die Fürsten, die ketzerischen Fürsten. An die Fürsten müssen wir heran — herunter müssen sie unter unsern Fuß," — man hörte ihn damit den Boden stampfen — „und wir über ihnen stehen. So regieren wir die Welt. So will es unser Recht, so will es unser Gesetz, so wollen es unsere himmlischen Leidenschaften und Begierden. Vorwärts, Triebe! Vorwärts, Gedanken! Ihr könnt nicht hoch genug fliegen. Ich werde sie haben, ich muß sie haben — und sollte mich die Hölle verschlingen!"

Diese Worte sprach er mit so dämonischer Gewalt, mit so ausdrucksvoller teuflischer Betonung, daß man, obgleich man ihn nicht vor Augen hatte, sich unwillkürlich sein grinsendes Gesicht vorstellte, das wohl eher dem eines Satans als eines Menschen ähnlich sehen mochte.

Die drei auf die Häupter der Fürsten tretenden ehemaligen Jesuiten lagen bei dem Erguß dieser Rede mit ihren Leibern dicht an einander. Sie athmeten kaum, Einer schien sich in dem Andern verkriechen zu wollen. Da fiel der Vorhang — ein endlos schallender Jubelruf brach sich Bahn — die Thüren des Nebenzimmers öffneten sich und eine rauschende Musik verschlang den hundertstimmigen Lärm.

Der Herzog sprang wie eine Feder von seinem Stuhle auf und drehte uns den Rücken zu. Er sprach heftig mit Noringen und dem Kriegsminister, die ihn zu beruhigen schienen; endlich setzte er sich wieder.

Ich übergehe jetzt die weitere Handlung des Stücks, die in einzelnen wesentlichen Zügen meinem Leben nachgebildet war, in manchen Dingen aber davon abwich, wie das dramatische Interesse erheischte. Die drei Jesuiten stiegen durch Ränke und Schlauheit empor, drängten sich in die Nähe eines Für-

sten und wollten an ihm nun ihr verheißenes Kunststück versuchen.

Der Knabe des Klosters dagegen trat als erwachsener Mann auf, kam in die Nähe desselben Fürsten und wurde, was ich war, sein Arzt und Rathgeber. Jetzt verstand der Herzog schon vollkommen, was man ihm zeigte. Er änderte jeden Augenblick die Farbe und nickte mir zu wiederholten Malen seinen Beifall zu.

Die Handlung schritt weiter vor. Man wollte den Fürsten zum größeren Ruhme Gottes seiner angestammten Religion abwendig machen. Man berathschlagte, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei. Zuletzt baute man auf seine aus dem Schlummer geweckte Gläubigkeit und beschloß, durch eine künstlich abgerichtete Hellseherin ihm den letzten Stoß zu versetzen.

Da sah ich den Herzog zusammenzucken. — Als nun aber sein Arzt kam und dem Fürsten den ihm gespielten Betrug enthüllte, da lächelte er mich an und winkte unverholen mit der Hand. Man wurde auf den Herzog so aufmerksam, wie man es schon lange auf mich und die drei Würdenträger gewesen war.

Da schlägt der Arzt, zum Beweise der Wahrheit seiner Ueberzeugung, dem Fürsten vor, die heiligen Männer zu belauschen. Es wird das sprechende Heiligenbild in Wirksamkeit gesetzt. Der Fürst geht darauf ein und begiebt sich mit seinem Rathgeber in die geheime Kammer.

Hier war dem Schauspiele und mit ihm dem Hauptheile des Festes ein unvorhergesehenes Ende bestimmt. Die beiden Minister und der Bischof sahen das Geheimniß ihres unheilvollen Lebenslaufes enthüllt, der Herzog ebenso und — die Katastrophe konnte nicht anders sein, als sie sich jetzt darstellte. Der überwältigte Bischof lag wie ein bewußtlos Träumender mit stieren Augen und aufgerissenem Munde hin-

ten über in seinem Sessel. Zahn's furchtbares Gebiß klapperte hörbar an einander. Blitz war stumm und sah, geistig vernichtet, einem Blödsinnigen ähnlich.

Da sprang der Herzog von seinem Stuhle empor. Die linke Hand gebieterisch gegen die Bühne ausstreckend, gebot er augenblicklichen Einhalt. Man schien dies Ereigniß hinter der Bühne erwartet zu haben, denn der Vorhang rauschte sogleich herab. Dann auf seinen Sessel tretend und die ganze Versammlung überschauend, rief er mit heller, aber seine tiefe Bewegung verrathender Stimme:

„Wer mich liebt und mir treu und gewogen ist, folge mir!“

Wie von unsichtbaren Federn emporgeschnellt, sprangen seine Offiziere auf und jauchzten ihm ein donnerndes Hurrah entgegen. Der Sieg der Wahrheit über Lug und Trug hatte sich überall im Sturmschritte Bahn gebrochen. Noch einmal aber gebot der Herzog Ruhe, und mit der Hand auf die vernichteten Opfer zeigend, rief er:

„Bewachet sie! Sie sind Euere Gefangenen, denn sie haben gegen Euch eben so frevelhaft, wie gegen mich gehandelt!“

Und nun, von einem rauschenden Gewoge zustimmender, jubelnder Menschen umbraust, verließ er den Saal und stellte sich im Mittelpunkte einer der zunächst gelegenen großen Räume auf. Hier stand er mitten im Kreise seiner Getreuen mit hoch erhobener Gestalt und funkelnden Augen; seine ganze Mannheit hatte er in diesem Augenblicke wieder erlangt, die die drei unberufenen Bußprediger mit ihren nichtssagenden Gebeten, in denen kein Gedanke Wahrheit, kein Funken Göttlichkeit war, kriechend und lauernd so lange unterdrückt hatten.

„Rufet mir Stilling herbei!“ gebot der Herzog mit donnernder Stimme.

Augenblicklich wurde mir Platz gemacht und ich stand

vor ihm. Als er mich erblickte, wurde sein Auge vor Rührung und Milde feucht.

„Doctor!“ stammelte er mehr, als er sprach. „Sie wissen Alles — Ihre Geschichte hat man mir zum Besten gegeben. Ich habe daraus Etwas gelernt. Sie müssen wissen, wer mir und meinem treuen Volke diesen unermeßlich großen Dienst geleistet hat. Reden Sie!“

Ich war erstarrt — ich sollte hier Auskunft geben? Darauf war ich nicht vorbereitet. Dennoch trat ich einen Schritt vor, legte die Hand auf mein Herz und verbeugte mich tief. Aber da gewahrte ich, daß eine andere Hand, ein kühnerer Gedanke mir zu Hülfe kam. Ich sah eine Nebenthür sich öffnen und eine seltsame Gruppe den uns umstehenden Kreis durchbrechen, während der ältere Noringen mir hastig einige Worte zuflüsterte:

„Durchlaucht,“ sagte ich nun, „ich wußte freilich, wie wichtig Ihrem Gewissen der reine Glaube Ihrer Väter und wie heilig Ihrem Herzen das Glück Ihrer Unterthanen und die Wohlfahrt Ihres Landes war. Aber nicht ich habe dieses kühne Schauspiel veranstaltet — ein kühnerer Geist und ein edleres Herz hat Ew. Durchlaucht diesen großen Dienst geleistet. Lassen Sie mich schweigen, heben Sie aber Ihr Haupt empor und schauen Sie sich um — kennen Sie den Mann da, der hinter Ihnen steht?“

Der Herzog drehte sich schnell um, blickte einen Augenblick scharf in die angedeutete Richtung und fuhr dann mit einem Ausrufe des höchsten Erstaunens, wenn nicht Schreckens, zurück. Denn, von zwei alten Freunden geführt, war eine greise Gestalt herangetreten, deren zitterndes aber Ehrfurcht gebietendes Haupt, welches schneeweiße Locken bedeckten, sich tief vor dem Herzoge beugte. Auf einen Stock gestützt, hatte sie in stiller Würde dagestanden und den Augenblick erwartet, den ich so eben eingeleitet.

„Ha!" rief der Herzog. „Schellenberg! Treten Sie aus dem Grabe hervor? Bringen Sie mir Kunde vom Jenseits? Mann — was wollen Sie hier?"

„Nein, Durchlaucht," sprach der halbzusammengesunkene Greis, dessen faltiges Gesicht bei jenem unerwarteten Ausrufe der Verwunderung seines ehemaligen Herrn von einer Thränenfluth überschwemmt wurde — „Nein, Durchlaucht, wohl trete ich aus dem Grabe der Vergessenheit hervor — denn es giebt auch ein Grab des Lebens, wie es eins des Todes giebt — und wage mich noch einmal an das blendende Licht des Gottestages, denn ich möchte nicht gern länger vergessen sein — ich könnte darüber sterben — ich möchte viel lieber noch einmal den Schimmer einer glücklichen Stunde und Ew. Durchlaucht leuchtendes Auge sehen — denn ich habe lange genug im Stillen geweint."

„Weinen Sie nicht mehr — verschonen Sie mich mit Ihrem Schmerze — auch ich habe genug davon — aber nun, was wollen Sie und was führt Sie aus Ihrer Einsamkeit hierher?"

„Durchlaucht, ich komme nicht für mich — für wen aber könnte ich sonst kommen? Hier, meine alten Freunde umstehen mich und winken mir zu mit ihren treuen Augen, mich voll Muth und Hoffnung an Ihr mildes, fürstliches Herz zu wenden — o, Sie wissen wohl, was ich liebe, denn Sie kennen mich ja seit langer Zeit —"

„Und was lieben Sie?"

„Außer Gott liebe ich meinen Fürsten, und Beiden habe ich es oft bewiesen. Außer diesen Beiden aber liebe ich, kann ich nur noch lieben meinen Sohn — denn ich habe weiter Nichts auf Erden als ihn. — O, Gnade, Durchlaucht, Gnade, Gnade für meinen verbannten Sohn!" Und er fiel auf die Erde und lag knieend vor den Füßen seines Herrschers.

„Gnade! Gnade! Gnade!" murmelte es laut im Kreise

um die ergreifende Gruppe, auf die jetzt Aller Augen voll funkelnder Erwartung gerichtet waren.

Da faßte sich der Herzog mit beiden Händen nach der Brust, als wollte er ein tief sitzendes beängstigendes Gefühl aus seinen langen Banden lösen — rasch trat er auf den Greis zu, der zu seinen Füßen kauerte, und hob ihn empor.

„Meine Herren!" rief er mit lauter Stimme — „Sie brauchen nicht um Gnade zu flehen für Einen, für den dieser da bittet, nein, Ihrer Stimmen bedarf es nicht, denn dies, hier, mein eigenes Herz hat ihn schon längst begnadigt. Aber Du, alter Mann, wo hast Du Deinen Sohn, daß ich ihn sehe, wenn auch er mich zu sehen verlangt, und daß er mein fürstliches Wort höre, wenn er es hören will?"

Da öffnete sich noch einmal der große Menschenkreis und herbei durch die Menge schritt, hocherhobenen und kühnen Hauptes, festen, aber doch gesänftigten Blickes, die schöne Gestalt des verbannten Edelmannes. Vier Schritte vom Herzog entfernt blieb er stehen und schaute ihn an. Der Herzog aber, erschrocken, daß der so lange Gefürchtete ihm so nahe sei, trat einen Schritt zurück und starrte ihn an, wie Jener ihn anstarrte. So blickten sich die beiden Männer, die fünf und zwanzig Jahre in bitterem Hasse einander entfremdet gewesen waren, Beide geprüft und mit Schmerzen reich gesegnet, aber Beide die Schmerzen besiegend und rüstig in ungebrochener männlicher Kraft, Auge in Auge.

„Schellenberg!" rief der Herzog mit gebrochener Stimme — „Schellenberg! was bringen Sie mir und wie kommen Sie an diesen Ort?"

„Durchlaucht," antwortete eine tiefe und mächtig aus der ergriffenen Brust sich lösende Stimme, „nicht ich komme hierher, sondern Sie — denn ich bin hier in meinem Eigenthum, ich bin bei mir. Ich wohne auf Stromberg, und

Stromberg ist mein — ich bin heute der Wirth und Sie sind mein Gast!"

„Ah!" rief der Herzog und fühlte nach seiner tropfenden Stirn. „Also ich habe mich doch nicht geirrt!"

Aber Maximilian fuhr sogleich fort: „Aber Sie fragen mich, Durchlaucht, was bringen Sie mir? Gestatten Sie mir dagegen zu fragen: Durchlaucht, was geben Sie mir, wenn ich Ihnen etwas Gutes bringe?"

„Meine Hand — da haben Sie sie!"

„Ich nehme sie an!" Und frei und ehrlich reichte er seine Rechte hinüber, die der Herzog sogleich ergriff. So standen sie einen Augenblick still, während der sie umgebende Kreis ernster Männer in banger Erwartung der Lösung des peinlichen Auftrittes blieb.

Da winkte der Herzog mit der Hand und der Kreis um ihn vergrößerte sich, alle Umherstehenden traten mehrere Schritte zurück. Und auf den einst geliebten, so schwer gekränkten, dann verbannten, jetzt aber schon halb versöhnten Freund und Diener zugehend, legte der Herzog vertraulich seinen Arm auf die Schulter desselben und sagte mit gepreßter, aber weithin verständlicher Stimme:

„Schellenberg — ich freue mich, Sie so unerwartet vor mir zu sehen, und ich danke Gott für diesen schweren, aber schönen Augenblick. Aber nicht hier, nicht unter den Augen des zuschauenden Hofes, kann ich thun, was ich Ihnen gegenüber thun muß — Abbitte leisten für das Geschehene. Ich kenne noch ein Herz, welches eben so große Ansprüche an diese meine Worte hat, wie das Ihrige, und wenn Sie der Mann geblieben sind, der Sie früher waren, und ein wirkliches vergebungsreiches Herz im Busen tragen, so verlassen Sie mit mir einige Augenblicke diese Räume und folgen Sie mir dahin, wo ich allein und ungehindert vor Ihnen reden kann."

Maximilian schaute auf und schien ihn zu begreifen. Aber das Verlangen des Herzogs war stark und kam unerwartet. Der von tausend süßen und bitteren Gefühlen ergriffene Mann, so kraftvoll er auch war, schien zu taumeln, denn sein Herz mochte wohl überfließen, wenn er bedachte, was ihm im nächsten Augenblicke bevorstand.

„Stilling!" rief der Herzog mir zu. „Sie sind unser Vertrauter und Mitwisser aller unserer Geheimnisse gewesen — ich weiß es, ich fühle es — thun Sie heute noch einen Schritt für mich und eilen Sie nach Brandstein, um die Person, die ich meine, auf unsere Ankunft vorzubereiten."

Ich raffte mich auf. Schnell durchbrach ich den um uns geschlossenen Kreis und sprang die Treppen hinab. Meinen Pelz rasch um die Schultern werfend, obgleich mich eine innere Gluth beinahe verzehrte, und meinen Hut ergreifend, lief ich zum Schlosse hinaus und strebte, so eilig mich meine Beine tragen wollten, dem jenseits der Berge liegenden Brandstein zu.

Athemlos kam ich davor an und verschaffte mir Einlaß. In der Hast Pelz und Hut abzulegen vergessend, trat ich in einer wahrhaft fieberhaften Aufregung bei der Gräfin ein. Diese lag im Schatten des Zimmers auf einem Sessel, Thekla saß am Tische und las ihr aus einem Buche vor.

Kaum sah mich die Erstere, so sprang sie von ihrem Sitze empor und stürzte mir entgegen.

„Mein Freund!" rief sie, auf das Heftigste erschrocken — „Was bringen Sie uns — ich sehe es Ihnen an, es ist etwas Wichtiges, Verhängnißvolles, Entsetzliches geschehen —"

„Nein, gnädigste Frau, beruhigen Sie sich!" brachte ich athemlos hervor. „Wohl ist etwas Wichtiges und Großes geschehen, aber es ist nichts Entsetzliches."

„Sprechen Sie — Sie tödten mich mit Ihrem Zögern."

Tief Athem holend, fuhr ich fort: „Der Herzog ist auf

Stromberg — Sie wissen es — kennen Sie den Besitzer desselben, der heute das Fest giebt? Ahnen Sie nicht, wer es ist, wer es sein kann?"

Die Gräfin drückte beide Hände fest auf ihr Herz, das ihren Busen stürmisch bewegte, und mit gepreßter Stimme sprach sie:

„Sagen Sie es mir — ich kann jetzt Alles hören."

„Sie wissen es schon — ich sehe es Ihnen an — so kann Sie nur ein einziges Gefühl erschüttern. Aber Sie wissen noch nicht, daß sie versöhnt und Freunde sind, daß sie hierherkommen, ja, daß sie, glaube ich, schon da sind."

„Wer? — Wo? — Bei mir?"

Aber ich hatte nicht mehr Zeit zu antworten, denn draußen auf der Veranda hörte ich schon feste Tritte das Herannahen der Erwarteten verkünden. Sie waren beinahe eben so rasch gelaufen, wie ich, ihr Bote. Schnell öffnete ich selbst die Thür der Veranda, und sogleich fiel der düster glimmende Schein brennender Fackeln, die die begleitenden Diener in Händen hielten, in das trauliche Gemach. Aber schon trat der Herzog eiligen Fußes ein, an seiner Hand Maximilian von Schellenberg führend; hinter ihnen her kamen, etwas langsamer, die beiden Noringen, Vater und Sohn.

Maximilian's breite Brust hob sich gewaltsam; kaum vermogte sie, so viel Luft einzuathmen, wie der gesteigerte Lebensproceß in seinem Herzen verlangte. Da stieß er einen frohlockenden Schrei aus und trat einen Schritt vor; sein blitzschnelles Auge hatte die schöne Gestalt der Gräfin erfaßt.

„Gnädigste Frau," sagte der Herzog und verbeugte sich tief vor der bebenden und mit purpurner Gluth übergossenen Dame, die sich vor Erregung kaum auf ihren Füßen hielt, „Sie sehen mich unerwartet in später Stunde in Ihrer ausbedungenen Einsamkeit erscheinen — ich bitte um Entschuldigung deshalb. Aber die Vergangenheit hat ihre Pforten

aufgethan und es ist Zeit, daß ich ihr Rechnung trage. Ich komme zu Ihnen, um vor Ihnen und Diesem zu bekennen, daß ich vor Jahren ein schweres Verbrechen beging — ein Verbrechen, welches nicht die Menschen, wohl aber Gott an mir bitter gestraft hat. Könnten Sie in mein Herz blicken, es bedürfte wahrlich meiner Worte nicht; so aber muß ich sprechen — und ich spreche gern. Wohl kann ich hoffen, daß Gott mir meine Sünden verziehen hat, denn er schickt mir Den, um den ich in einsamen Stunden der Nacht auf meinen Knieen demüthig gebeten habe; darf ich aber auch hoffen, Sie werden nicht erbarmungsloser sein als Gott? Schellenberg, treten Sie näher und ermannen Sie sich. Sie haben nichts Böses gethan, also zittern Sie nicht. Wohlan denn — kennen Sie dieses herrliche Geschöpf Gottes?"

„Ich kenne sie — sie liebte mich einst!"

„Maximilian!" rief eine innig flehende und halb gebrochene Stimme.

„Und Sie, Schellenberg, lieben Sie sie nicht mehr?"

„Ich liebe sie noch, wie ich sie immer und allein geliebt!"

„Das hat auch sie gethan, ich weiß es am besten. Und Sie können sie lieben, denn wenn der Schnee rein ist, der vom Himmel fällt, und die Luft, die vom Meere daherweht — diese ist wie Schnee und Luft — ich bürge mit meinem fürstlichen Worte dafür."

Und einen Schritt vortretend und einen Ruf ausstoßend, der allen Anwesenden durch die Seele schmetterte, sprang mehr, als er ging, Maximilian auf Emmelinen zu. Aber auch sie trat ihm entgegen und es war rührend anzusehen, was nun geschah, denn Beide, als sie sich Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, fielen zur Erde und knieeten, sich die Hände reichend, dicht vor einander. Da wurden unsere Augen naß und auch der Herzog mußte sich die seinigen trocknen.

Er wandte sich ab und blickte in dem stillen, heimlichen Gemache umher, wo so viele Seufzer der Sehnsucht und Erinnerung ausgehaucht waren — da fielen seine Augen auf Thekla, die in der Thür zum Nebenzimmer stand und mit heißen Zähren der eben berichteten Scene zugeschaut hatte.

„Thekla, mein Kind!“ rief er. „Da bist Du! Guten Abend, meine Tochter! Tritt näher zu uns und vermehre unser Glück. Hast Du mir vielleicht auch einen Wunsch vorzutragen?“

Dabei fiel sein Blick voll und fragend auf Noringen, den Jüngeren, der schweigend und mit gebeugtem Haupte neben seinem Vater in einer Ecke des Zimmers stand. Aber die mit Worten, wie der mit dem Blicke Gefragte blieben Beide stumm.

„Ihr antwortet nicht, meine Kinder — so laßt Diesen da sprechen. Doctor! Was wünschen diese Kinder?“

„Von Ihnen gesegnet zu sein, Durchlaucht!“

„So kommt her!“ Und mit einer Hand die erröthende Tochter, mit der anderen den bewährten jungen Freund ergreifend, legte er die Hände Beider in einander; dann aber, sich flüchtig im Kreise verneigend, verließ er rasch das Zimmer und das Haus, und Noringen, der Aeltere, und ich folgten ihm.

Elftes Kapitel.

Schluß.

Nach Beendigung jener ernsten und ergreifenden Scenen hatten wir eine heitere und lärmvolle Nacht auf Stromberg zugebracht; vortrefflicher Gesang, entzückende Orchestermusik, Devrient's unnachahmlicher Humor und die mannigfachen Freuden einer ausgesuchten Tafel hielten die überaus angeregten Gäste bis weit nach Mitternacht zusammen. Der Herzog selbst, nicht viel früher aufbrechend, hatte sich den leidenschaftlichen Ausbrüchen politischer Befriedigung Seitens der ganzen Versammlung nicht entziehen können; er hörte mit lächelndem Gesichte die glühenden Dankesreden an, die ihm und den Befreiern des Vaterlandes, den Veranstaltern des heutigen Festes, von seinen Edelleuten, denen die Stromberg'schen Weine die Zunge gelös't hatten, dargebracht wurden.

Ich selbst war erst vier Uhr Morgens in der Stadt angekommen, hatte aber auch da noch keine Ruhe und noch weniger Schlaf finden können, denn das in der vorangegangenen Nacht Geschehene und Gehörte kreis'te in meinem Gehirne und lenkte meinen Blick auf den langen Lebensabschnitt, der jetzt vollendet hinter mir lag und dessen Verwickelungen mit der Beendigung jenes bedeutungsvollen Drama's zugleich

ihre Lösung gefunden hatten. Voll von Dankgefühl gegen die göttliche Vorsehung, vertraute ich mich ihrem ferneren Schutze an, hoffend, daß der vor mir liegende Tag nicht minder glücklich als der verflossene sein werde.

Mit solchen Gedanken entschlief ich endlich; aber um acht Uhr Morgens erhob ich mich schon wieder und kleidete mich an. Um meiner Mutter einen guten Morgen zu wünschen, wie ich gewöhnlich that, begab ich mich sogleich in ihr Zimmer, überbrachte ihr meinen Neujahrswunsch und theilte ihr die wesentlichsten Vorfälle des vergangenen Abends mit. Von ihr ging ich an Christel's Thür und klopfte an dieselbe an.

„Wer ist da?“ fragte die für mich lieblichste Stimme auf Erden.

„Ich bin's, Christel, und ich will Dir meinen Glückwunsch zum neuen Jahre darbringen.“

„Ich danke Dir, aber entschuldige uns, mein lieber Freund, wir sind beim Ankleiden — wir kommen nachher selbst zu Dir.“

„So wünsche ich Dir einen guten Morgen — vor Mittag siehst Du mich nicht wieder, ich habe Geschäfte.“

„So lebe wohl bis dahin — verlief das Fest gestern nach Wunsch?“

„Erfreulich und folgenreich — Du sollst es erfahren. Also auf Wiedersehen!“

Gleich darauf wurde meine heute so kostbare Zeit von einem ganzen Haufen angeblich Glückwünschender, in der That aber nur neugieriger Menschen in Anspruch genommen. Alle wollten wissen, was gestern geschehen war, denn das auf Flügeln des Windes eilende Gerücht hatte sich schon in den mittleren Klassen der Stadt Bahn gebrochen. Die Leute aber, die von mir etwas Neues erfahren wollten, geberdeten sich meist, als wenn sie mir etwas mitzutheilen hätten, und versuchten auf diese Weise den Grund ihres frühen Besuches so schlau wie möglich zu verdecken.

„Guten Morgen, theuerster Freund," sagte der Erste, „ich wünsche von Herzen Glück zum neuen Jahre. Aber da sind ja merkwürdige Dinge gestern vorgefallen!"

„Ja, freilich, — merkwürdig genug!"

„Aber wie ist das Alles so plötzlich geschehen — so auf einen Schlag? Wer hat dabei die Hand im Spiele gehabt?"

„Große Ereignisse, mein Lieber, bereiten sich stets im Dunkeln vor und zeigen sich dann plötzlich, wie der Blitz. Wir armen Menschen sehen und hören sie wohl, wenn sie vollendet sind, aber wir bemerken die geheimen Fäden nicht, die sie spinnen und weben. Guten Morgen und ein glückliches Jahr!"

„Wissen Sie schon," sagte der Zweite, der beinahe im Galopp in mein Zimmer gestürzt kam, „daß den katholischen Bischof der Schlag gerührt hat, daß er gelähmt an allen Gliedern und sprachlos, aber bei voller Besinnung nach Hause gebracht ist und von Gerichtsdienern bewacht wird?"

„Ja, ich weiß es."

„Auch daß die beiden Minister — möge sie der Teufel holen — im herzoglichen Gefängnisse sitzen und daß ihnen der Proceß gemacht wird?"

„Auch Das weiß ich."

„Gott, Sie reden ja gar nicht — mir können Sie es doch sicher anvertrauen, ich sage es Niemandem wieder. Aber, ist es denn wahr, daß sie den Herzog wirklich haben katholisch machen wollen?"

„Es ist wohl möglich, mein Herr, indessen wünsche ich Ihnen das fröhlichste Neujahr."

„Ha!" rief der Dritte, „haben Sie es gehört? der Schellenberg ist wieder da — es hat eine große Scene gegeben — der Herzog hat ihn begnadigt und sogar, was ich jedoch nicht glaube, umarmt — der gute Herzog! Aber er soll sehr alt geworden sein, der arme Schellenberg!"

„Ja, er ist gerade um so viele Jahre älter geworden, als

er vom Lande entfernt gewesen ist. Das ist erstaunlich — aber ich wünsche Ihnen ein recht glückliches Neujahr!" —

Hatten diese drei ersten Besucher mich nur gelangweilt, so that mir der Vierte mit seinen Fragen weh.

„Guten Morgen, Doctor," sagte er. „Also der Devrient ist da und die große Sängerin auch?"

„Woher wissen Sie das?"

„Die ganze Stadt sagt es, sie hat ja gestern vor dem Herzog auf Stromberg gesungen."

„So? Das ist mir neu!"

„Und übermorgen singt sie im Freischütz — nur schade, daß der Weber nicht kommt —"

„Ja wohl, das weiß ich, und das ist wenigstens wahr."

„Herrliches Wetter! Herrlicher Neujahrstag! Wir leben in einer merkwürdigen Zeit — guten Morgen!"

Jetzt hatte ich genug. Ich befahl, meine Thür zu schließen, denn ich hätte den ganzen Tag damit zubringen können, die tausenderlei Meinungen der Rathenden und Neugierigen anzuhören. Ich stellte mich an's Fenster und erwartete jeden Augenblick einen um die Ecke des Schlosses biegenden Wagen. Endlich kam er wirklich. Vier herrliche Pferde rissen ihn wie der Sturmwind daher. Er hielt vor meiner Thür und in wenigen Augenblicken stürzte sich Maximilian in meine Arme.

„Heil Dir zum neuen Jahre, Du, mein theurer, über Alles geliebter Freund!" rief er frohlockend.

„Nun, Maximilian, Du hast aber lange geschlafen?"

„Ich? Ich bin gar nicht im Bette gewesen. Jetzt ist nicht Schlafens Zeit, mein Freund. Wir müssen wachen und nachholen, was wir so lange verschlafen haben. Aber, Fritz, was soll ich Dir sagen, um mich Dir ganz verständlich zu machen?"

„Wie? Verstehe ich Dich denn nicht schon lange? Sage mir gar nichts und ich werde Dich am besten begriffen haben.

In vielen Dingen denkt man sich lieber Etwas, als daß man es sich sagen läßt, so geht es mir wenigstens."

„O Fritz — wie glücklich bin ich — ich fange ein neues Leben an!"

„Habe ich es Dir nicht vorher gesagt? Und doch hast Du mich so lange vergeblich reden lassen — aber vergeuden wir nicht die Zeit mit Dingen, die sich von selbst verstehen. Hast Du vergessen, welcher Besuch uns bevorsteht — es ist zehn Uhr und die bestellten Gerichtsleute erwarten uns gewiß schon an Ort und Stelle."

„Ha! Es ist wahr. Komm, laß uns gehen und die Sache schnell abthun — es ist das letzte Stück Galle, was auf meinem Herzen lastet."

Eiligst begaben wir uns in's herzogliche Schloß, wo uns einige Gerichtsdiener erwarteten, denen wir Arbeit versprochen hatten. Sie folgten mir mit dem diesen Leuten eigenen, eilfertigen Instinkte. Zunächst führte ich Maximilian in das geheime Gemach neben der Wohnung der Somnambule und machte ihn mit den Einrichtungen desselben bekannt. Dann trat ich selbst, die mich begleitende Wache vor die Thür der Kranken stellend und ihr den letzten Auftrag ertheilend, ohne alle Anmeldung in das Krankenzimmer. Da fand ich den vortrefflichen Beichtvater mit seiner Patientin an einem zierlich bestellten Tische sitzen und behaglich ein feines Biskuit in seine Tasse Kaffee mit herzoglicher Sahne tauchen. Es schmeckte ihm herrlich und sowohl er, wie seine Pflegebefohlene, sah ganz fröhlich aus.

„Guten Morgen, mein Herr!" sagte ich.

Er stand auf und trat mir entgegen, sein stechendes Auge voll Verwunderung auf den unerwarteten Störenfried heftend.

„Was wünschen Sie, mein Herr, und warum stören Sie diese Kranke in ihrer Morgenruhe?"

„O! Ihre Ruhe ist so wichtig nicht, wie ich sehe;

Sie stören sie ja selbst und frühstücken sogar gemächlich mit ihr."

„An meine heilbringende Nähe ist sie gewöhnt — ich bin ihr Arzt und Beichtvater. Aber wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?"

„Das werden Sie sogleich erfahren. Ich komme im Namen des Herrn Herzogs."

„Ah! Seine Durchlaucht läßt uns gewiß zum neuen Jahre Glück wünschen?"

„Das thut er freilich und das thue ich auch auf meine Art. Aber Sie fragen mich, wer ich bin. Sehen Sie mich einmal genau an, mein Herr."

„Ich sehe Sie schon lange an, aber ich kenne Sie nicht."

„Klingt Ihnen auch meine Stimme nicht bekannt? Fragen Sie Ihr Gedächtniß — ich wenigstens habe Sie schon lange erkannt."

„Schon lange — wie soll ich mir das deuten? Ich sehe Sie zum ersten Male."

„Ich bediene mich nur Ihrer eigenen Worte. Aber Sie irren sich — wir sind wirklich alte Bekannte."

Der ehemalige Pater Vikarius riß die Augen auf und setzte seine Brille zurecht. Es schien ihm etwas unheimlich zu Muthe zu werden, denn meine Stimme hatte etwas Schneidendes angenommen, was ich nicht zu unterdrücken vermochte, so sehr ich mir auch Zwang anthat, meine Gefühle nicht vor der Zeit zu verrathen.

„Sie haben ein schlechtes Gedächtniß," fuhr ich fort, „ich habe ein bei Weitem besseres. So muß ich denn wohl selbst meinen Namen nennen, den ich so gern von Ihnen hätte aussprechen hören. Ich bin auch ein Arzt, aber kein Beichtvater, wie Sie, wenn Sie mich nicht für den Ihrigen in der Folge annehmen wollen. Mit einem Worte, ich bin der Leibarzt Sr. Durchlaucht, der Geheimerath Dr. Stilling —

in meiner Jugend nannten Sie mich Fritz, den Buben, den jungen Teufel, den Zögling des Ketzers!" Und ich blickte ihm scharf in die Augen, die sich mit einem trüben Flore zu umziehen begannen.

„Mein Herr!" stammelte er, „ich — Sie sehen — ich bin —"

„Ja, Sie sind, ich weiß es wohl, der fromme Pater Henrikus!"

Er fiel auf einen Stuhl und bedeckte sein aschenbleiches Gesicht mit den Händen, während die plötzlich sehr hellsehende Theresia in eine Ecke des Zimmers flüchtete und, auf einem Stuhle zusammengekauert, sich schweigend verhielt.

„Ermannen Sie sich," fuhr ich fort, „es stehen Ihnen noch neue Ueberraschungen bevor, Sie sollen sogleich noch mehrere Bekannte zu begrüßen Gelegenheit haben."

Da sprang er entschlossen auf und stellte sich mit höhnischer Geberde vor mich hin. „Mein Herr!" rief er, „das ist eine Beleidigung — ich kenne Sie nicht; ich stehe hier unter dem Schutze des Herzogs und meines eben so mächtigen Herrn, des Bischofs."

„Unter Beiden haben Sie gestanden, die Zeit ist vorüber. Wir sind durch Ihre Bemühungen wirkliche Hellseher geworden. Der Bischof liegt in den letzten Zügen, denn der Höchste der Herren hat ihn mit seiner Zuchtruthe berührt — und seine erhabenen Freunde, die Herren Minister, sitzen im Stockhause, wo sie seit Jahren hätten sitzen sollen, wenn Gott nicht zu langmüthig gewesen wäre."

„Mein Herr, Sie reden irre — ich zweifle an Ihrem Verstande — denn das kann nicht sein und ich — ich kenne Sie nicht!"

„Nicht? Das wundert mich. Vielleicht aber kennen Sie einen Anderen. Erinnern Sie sich auch nicht eines gewissen Maximilian's, eines großen Ketzers, der mit Ihnen und mir im Kloster der Franziskaner am Rheine lebte?"

„Nein, mein Herr, auch Den kenne ich nicht, — Sie irren sich in meiner Person!"

„Sollte es wirklich sein? Das wollen wir einmal versuchen!“ Und ich erhob meine Stimme und rief laut: „Maximilian, öffne Dein Ohr! Täusche ich mich, oder sehe ich den Pater Vikarius vor mir?“

Da donnerte die Stimme des Gerufenen von der Höhe des Zimmers herab und schallte durch das ganze Gemach wie das Brausen des Sturmwindes: „Du täuschest Dich nicht, Fritz, mein Freund — er ist es, ich sehe ihn und ich höre ihn — guten Morgen, Pater Henrikus!“

Und als wenn eine Stimme vom Himmel herunter gebraust wäre und sein halsstarriges Herz in tausend Stücke zerschmettert hätte, so brach der entlarvte Betrüger augenblicklich zusammen. Er fiel auf die Kniee und beugte sein sündhaftes Haupt.

Ich klatschte in die Hände. Und herein, Maximilian voran, traten die lächelnden Diener des Gerichts. Der am Boden liegende Heuchler aber klapperte bei diesem schrecklichen Anblicke mit den Zähnen und hatte die Sprache verloren. Nur seine Augen hafteten auf dem stumm vor ihm stehenden Maximilian, der ihn mit seinem beredten Schweigen wie mit der tödtlichsten Waffe durchbohrte.

Ich sprach nur noch wenige Worte; auch die beiden Beamten machten nicht viele Umstände. Sie ergriffen den Betrüger und entführten ihn dem herzoglichen Schlosse, welches seine unreine Gegenwart schon zu lange besudelt hatte. Das von Krämpfen ergriffene Wundermädchen aber wurde sogleich in das städtische Krankenhaus abgeführt.

Während Maximilian zum Herzoge hinaufging, kehrte ich in mein Haus zurück. Ich fand Ernst Goy meiner warten. Er war fein wie ein Bräutigam gekleidet und hatte glänzend

weiße Handschuhe auf den Fingern. Aber er sah betrübt aus und schien von einem tiefen Kummer bewegt.

„Guten Morgen, Ernst Goy," sagte ich. „Also Du kommst, mir Glück zu wünschen. Wohlan, ich thue desgleichen."

„Du hast mich errathen, mein lieber Freund, das ist allerdings ein Grund meines Besuches. Gott gebe Dir seinen ganzen Segen!"

„Und Dir nicht minder — aber Du siehst aus, als ob Du nicht ganz auf den Segen bautest, der Deinen Lippen entfließt. Du hast gerade kein Neujahrsgesicht heute."

„Ach, Fritz, Du findest mich zerknickt — mit mir ist es aus."

„Schon wieder einmal? Du setzest mich in Erstaunen. Was ist denn vorgefallen?"

„Ach!" seufzte er laut und schlug die Augen nieder. „Ach, die Grete!"

„Grete? Spukt die schon wieder in Deinem Gehirn? Was hast Du mit der Grete?"

„Ich will es Dir nur sagen — gestern Abend war ich hier, und sie betrug sich ganz freundlich gegen mich. Als ich aber mit meiner Angelegenheit herausrückte — und um ihre Hand bat —"

„Die hat sie doch gewiß angenommen?"

„Zum Teufel! Nein! Das hat sie eben nicht. Sie hat mich ausgelacht, wie immer, wenn ich davon zu reden anfing."

„Ausgelacht? Du scherzest!"

„Du machst mich wahnsinnig mit Deinem Zweifel — das ist nicht zum Scherzen."

„Aber welchen Grund hat sie, daß sie Deine Hand verschmäht?"

„Sie hat zwei, einen abscheulichen und einen ungerechten. Einmal sagt sie, sie bliebe beim Theater, so lange ihre Herrin, die Sidi, dabei bliebe, es gefiele ihr zu gut in dieser Lage. Ha! Du seufzest auch darüber. Ist das nicht ein ab-

scheulicher Grund? Sodann aber sagte sie, ich hätte eher kommen sollen, wenn ich sie heirathen gewollt, jetzt sei sie zu alt."

„Willst Du mir wohl die Grete sogleich herbeirufen?"

Er sprang willig hinaus; einen Augenblick darauf kam er mit seiner alten Freundin zurück.

„Grete!" sagte ich. „Hier ist Ernst Goy."

„Ja, Herr Geheimerath, ich sehe ihn. Er ist nicht so klein, daß man ihn aus dem Auge verliert, wenn er vor Einem steht."

„Aber er bittet um Deine Hand — hat er sie nicht durch seine lange Liebe und Treue verdient?"

„Das wohl — aber was macht er sich aus mir — ich bin ihm zu alt; er möchte viel lieber eine Jüngere heirathen."

„Grete!" rief drohend der anhängliche Verehrer der kolossalen Schönheit und stampfte unwillig mit dem Fuße.

„Ernst Goy!" rief Grete und machte es ebenso.

„Ihr seid ein seltsames Paar," sagte ich, „Ihr gebt einander nichts nach. Aber, Grete, er hat mir soeben vertraut, daß er Dich mehr als jede Jüngere liebt — findest Du kein Gefühl in Deiner Brust, das Dich zu ihm zieht?"

Sie drehte sich um und kicherte. „Was hab' ich von ihm? Sobald er mich hat, ist er meiner überdrüssig und läuft mir davon."

„Grete!" rief der verläumdete Liebhaber und holte sein seidenes Taschentuch hervor.

„Ernst Goy, was willst Du?"

„Deine Hand — ich liebe Dich fürchterlich — ich kann nicht länger ohne Dich leben —"

„Das hast Du schon als sechszehnjähriger Naseweis gesagt, und lebst immer noch."

„Ich sage es aber heute zum letzten Male — entweder — oder — Du wirst meine Frau — oder —"

„Oder ich werde es nicht! Haha! Du nimmst eine Andere."

„Grete," besänftigte ich, „die Sache ist ernst geworden mit der Zeit, laß das Scherzen sein. Mache ihn glücklich — ich will für ihn bürgen —"

„Sie? Für den Sausewind?"

„Das ist er nicht mehr. Sieh, er ist ein gesetzter Mann geworden und hat sein gutes Brod."

„Ich glaube es und ich weiß es. Aber warum wird er denn immer grob, wenn er mir seine Liebe erklärt? Ich bin ein Weib und habe ein weiches Herz, wenn auch mein Aeußeres etwas unförmlich ist." Und auch Grete fing an, etwas Nasses im Auge zu trocknen.

„Wenn es nur das ist, so will ich hoffen, daß seine Grobheit bis jetzt eine leidenschaftliche Eigenschaft seines Dich entbehrenden Herzens ist. Gehörst Du ihm erst, so wird er schon höflicher werden. Nicht wahr, Ernst Goy?"

„Ich will sie auf den Händen tragen, ich will sie vergöttern, ich will, mit einem Worte, nie wieder grob sein."

„Du hörst es — antworte ihm." Grete kicherte wieder und blickte ihren alten Liebhaber, der nur aus Liebe grob war, schalkhaft von der Seite an.

„Und wenn ich es nun versuchen wollte?" flüsterte sie.

„Grete!" brüllte er wie eine Löwe, der seine Löwin gefunden hat und stürzte auf sie los.

„Ernst Goy!" rief sie — „Du zerquetschest mich — ist das Deine Höflichkeit?"

Aber ich hatte genug gesehen und gehört — ich fühlte mein eigenes Herz warm werden und ging aus dem Zimmer.

Eine Stunde später war dasselbe wieder frei; die Beiden, die sich so früh verloren und so spät erst wieder gefunden hatten, waren einig geworden. Ich setzte mich auf meinen Schreibstuhl und starrte meine Bücher an. Aber nur eine todte Weisheit schien mir in ihnen zu liegen — ich sehnte mich nach lebendiger.

Da ging die Thür leise hinter mir auf und ein leichter Fuß trat behutsam über meinen Teppich daher.

„Guten Morgen, mein Freund, und ein glückliches neues Jahr!" flötete eine liebliche Stimme.

Ich sprang auf. Christel stand vor mir, im vollständigen Tagesanzuge, schön wie eine Rose und lächelnd wie der Morgen, der sie mit Thau benetzt. Die runden, warmen Schultern quollen voll über das schwarze Atlaskleid hervor, welches ihre reiche Brust umspannte, und ihre goldnen Locken wogten bei jeder Bewegung um den herrlichen Kopf.

„Christel!" rief ich verwundert — „So schön habe ich Dich nie gesehen!"

„Ich habe auch etwas lange zu meiner Toilette gebraucht, mein Lieber, es ist ja Neujahrstag. Ich möchte gern, daß der Eindruck, den Du heute von mir empfängst, das ganze Jahr andauert — sieh, ich bin nur ein Weib, und alle Weiber sind etwas eitel."

„Das höre ich von Dir zum ersten Male. Aber ich wünsche Dir tausendfaches Glück zum neuen Jahre."

„Ich habe nur ein einfaches für Dich — Du bist schon so reich gesegnet."

„Du hast Recht. Gott ist liebreich gegen mich gewesen."

„Aber dennoch seufzest Du, mein Freund?"

„Ach ja! Doch da fällt mir ein — übermorgen wirst Du zum ersten Male singen — man wird Dich anstaunen — man wird Dich vergöttern."

Sie schüttelte leise den Kopf und ihr blaues, klares Auge füllte sich mit glänzenden Perlen.

„Du schüttelst den Kopf — was soll das bedeuten?"

„Daß ich nicht singen werde — ich werde nicht das Theater betreten, ich werde bei Dir bleiben — hier werde ich vielleicht singen, aber man wird mich vielleicht nicht vergöttern."

„Ich verstehe Dich nicht — sprich deutlicher."

„Ich bin nicht mehr beim Theater, mein Freund!“

„Christel!“ rief ich und fühlte, wie alle Schleusen meines Herzens sich öffneten und alles Blut unaufhaltsam mir nach dem Gesichte strömte.

„Wenn Du es aber verlangst,“ fuhr sie schalkhaft fort, „so werde ich mich entschließen, ferner auf dem Theater zu singen.“

„Nein, nein,“ rief ich, „ich habe dieses Verlangen durchaus nicht.“

„Dann bin ich zufrieden — und hast Du mir nichts Anderes zu sagen?“

„Was soll ich Dir sagen? Du siehst mich verwirrt — ich weiß nicht, was ich von Deinem neuen Entschlusse denken soll.“

„Denke das Beste und schaue mich an, wie Du mich einst auf der Brücke der Havel angeschau't hast — da war ich noch keine Künstlerin und wäre vielleicht nie eine geworden, wenn Du bei mir geblieben wärest —“

„Sprichst Du die Wahrheit? Aber die Kunst?“

„Ich spreche immer die Wahrheit, mein Freund; und die Kunst? — Ach, die lebt mehr in meinem Herzen als in meinem Ehrgeize. Sie geht mir nicht über das ganze Glück des Lebens und das Glück —“

„Das sprichst Du nicht aus Dir — das hat Dir meine Mutter oder die Gräfin Brandstein gesagt.“

„Du wunderbarer Mann! Wenn das ein Vorwurf ist, so trifft er mehr Dich als mich — müssen mir erst Andere sagen, was Du mir nie gesagt hast?“

„Was habe ich Dir nie gesagt?“

„Muß ich es Dir denn auch jetzt noch selbst sagen: daß Du mich liebst?“

„Christel — Du weißt es? Ja, ja, nun kann ich es sagen: o, ich liebe Dich so lange schon und so unbeschreiblich innig!“

Hier trat sie mir einen Schritt näher, blickte mir voll in's Auge und, indem sie ihre weiße Hand auf meine Schulter legte, flüsterte sie:

„Wirklich? Und erst heute sagst Du mir das? Zehn Tage schon bin ich in Deinem Hause, nachdem ich eben so viele Jahre vergebens auf Dich gehofft — so viele Stunden haben wir allein zugebracht und nie hat dieses süße Wort einen Ausgang aus Deinem Herzen gefunden?"

„Wie konnte ich, wie durfte ich — Du warst ja eine große Künstlerin geworden —"

„Laß die Künstlerin für immer in mir begraben sein, vergiß sie und erblicke in mir nur das Weib, das liebende Weib. Denn sieh, ich bin offener als Du — ich liebe Dich auch, und eben so lange, wie Du mich liebst, habe ich Dich innig geliebt."

„Mit schwesterlicher Liebe oder —"

„Mit dieser Liebe!" Und ihre Arme öffneten sich und ich lag an dem treuen, reinen Herzen, welches Gott für mich geschaffen zu haben schien und deshalb schon in meiner Kindheit an meine Seite gesetzt hatte.

Da glitt ein anderer, noch leiserer Schritt über den Teppich, und als wir aufschauten, sahen wir meine blinde Mutter vor uns stehen.

„Meine Kinder!" rief sie. „Ich sehe es nicht mit meinen Augen, aber ich sehe es in meinem Geiste — Ihr habt Euch gefunden und haltet Euch umschlungen — darf ich meinen mütterlichen Segen vom Himmel herabflehen?"

Und vor ihr niedersinkend, fühlten wir ihre sanfte Hand auf unserem Scheitel ruhen, und die Worte, die sie weinend und doch freudig über uns sprach, schienen uns das kostbarste Geschenk des Himmels zu sein, denn wir waren von einer liebenden Mutter gesegnet. — — —

Eine Stunde später war ich beim Herzog. Er hielt ein Schreiben in der Hand, welches er langsam überlas.

„Da," sagte er, „das fehlte mir noch! Nun bin ich auch von Ihnen betrogen — lesen Sie — die Sängerin sagt ab — sie will nicht mehr auf dem Theater singen —"

„Durchlaucht," rief ich, vor Freude strahlend — „ja, Ihnen sagt sie ab, aber mir hat sie zugesagt, denn sie wird mein Weib!"

„Wer? Die Sidi? Ah! Nun durchschaue ich den ganzen Streich. Sie haben mir einen tüchtigen gespielt. Ich glaubte, Sie seien mein Diplomat in Berlin gewesen, und Sie waren Ihr eigener. Darum waren Sie so glücklich! Nun, ich vergebe es Ihnen — aber ich werde doch wenigstens ihre Stimme ein Mal hören?"

„So oft Sie befehlen, gnädigster Herr, wir sind tief in Ihrer Schuld."

„Davon wollen wir schweigen — die meinige werde ich abzutragen suchen — wenigstens will ich Ihre Ausstattung besorgen, damit ich doch etwas Freude davon habe. Wo wird die Hochzeit sein?"

„Auf Stromberg, Durchlaucht!"

„Auf Stromberg! Ah! Ein herrlicher Ort dazu. Ich kann ihn zwar nicht mehr besitzen, denn er hat einen Herrn, der seiner würdig ist, aber ich habe mich getröstet, denn auch ich habe Ruhe in meinen anderen Schlössern gefunden. Und durch Sie allein habe ich sie gefunden."

„Ich that nur meine Schuldigkeit, Durchlaucht!"

„Wollte Gott, jeder Fürst fände Diener, die ihre Schuldigkeit so verstehen und üben wie Sie — Sie sind mir ein Freund geworden. Ich drücke Ihnen die Hand — gehen Sie und seien Sie so glücklich, wie Sie es verdienen. Haben Sie den Schellenberg gesprochen?"

„Ja, Durchlaucht!"

„Aber Sie wissen es doch — er ist so eben abgereis't und mit ihm drei Andere — Mutter, Tochter und Bräutigam."

„Abgereis't? Und das erfahre ich von Ihnen?"

„Ja, ich hatte den Auftrag dazu — hier sind Briefe an Sie. Das junge Paar kommt einen Tag vor der Hochzeit wieder. Sie aber sollen auf Stromberg wohnen und dort Ihre Flitterwochen zubringen — da, nehmen Sie und lesen Sie zu Hause. Guten Morgen!"

Ich wankte hinaus, über die Maaßen von dem betroffen, was ich so eben gehört, und doch war es so natürlich. —

Es war ein lieblicher Maientag. Die warme Sonne streute ihr goldigstes Licht durch die frisch belaubten Bäume und Sträucher, und die Nachtigallen ließen ihre sehnsuchtsvollen Stimmen darin erschallen. Es lagerte eine so friedliche Ruhe auf dem schönen Stromberg, als wäre es ausgestorben und als lebten nur die Vögel, die Lüfte und die Blumen darin. Und dennoch war viel Leben, und mit diesem Leben auch viel Glück in den Gemächern und schattigen Umgebungen des Herrenschlosses, denn ein neuvermähltes Paar, welches erst am Tage vorher mit zwei anderen Paaren das Gelübde ewiger Treue abgelegt, hatte seinen Aufenthalt darin genommen. Ich wandelte mit meiner für immer wieder gewonnenen Christel durch die schattigen Laubgänge, sie hing an meinem Arme und ihr lockiger Kopf ruhte, nur leise geflüsterte — aber doch wohl verstandene Worte lispelnd, auf meiner Schulter. Wir waren so glückselig, wie zwei Menschen unter diesen Umständen es sein können. Da hörten wir einen Kuckuck in den Gebüschen rufen und schauten aus unserer seligen Träumerei auf.

„Wie lange wird dieses unser Glück dauern," scherzte Christel und lächelte mich an — „laß uns zählen!"

„Versuche die Götter nicht," entgegnete ich ihr.

„O! die Götter sprechen nicht durch einen Kuckucksmund,

sie haben andere Stimmen für uns — aber laß mich einmal zählen.“ Und sie zählte zehn, zwanzig, dreißig Mal — da aber schien es, als wenn dem Kuckuck die Stimme ausginge, wenigstens wechselte er den Ton und endlich fing er laut zu lachen an. Aber er lachte wie ein Mensch, dieser Kuckuck, und siehe, wir fanden, daß uns dieser Göttermund getäuscht hatte, denn aus den Gebüschen sprang ein muthwilliges Paar hervor, Otto von Noringen, Thekla an der Hand haltend, und jubelte über den trefflich gelungenen Scherz.

Das junge Paar, erst vier und zwanzig Stunden vermählt, wie wir, hauste auf Brandstein und war in aller Heimlichkeit herüber gekommen, um sein Glück durch das unsrige zu verdoppeln.

„Ach, Otto, mein Freund,“ rief ich, „bist Du gekommen, die Wette zu bezahlen — wer ist nun der Verliebteste von uns Beiden?“

„Ich will Alles bezahlen,“ lautete die fröhliche Antwort, „sogar eine Wette, die ich noch nicht entschieden verloren habe, denn ich bin in so spendungsreicher Laune, wie nie. Aber verschone mich mit dem Abrechnen, ich sage Dir lieber gleich, daß ich über alle Begriffe glücklich bin, wiewohl ich nicht sagen kann, ob ich es mehr bin, als Du, denn Du siehst mir eben auch nicht unglücklich aus.“

„Was reden die ernsten Männer vom Rechnen?“ jubelte Thekla, indem sie am Arme ihrer neuen Freundin daher hüpfte. „Ich glaube gar, sie haben kaufmännische Geschäfte!“

„Die haben sie immer, meine Liebe,“ rief Christel, „das gehört zum Wesen des Mannes — aber auch wir haben welche, wir wollen sie wenigstens haben.“ Und sie sah mich mit einer strahlenden Innigkeit an, wobei ihre Augen den Aeußerungen ihrer schönen Lippen widersprachen, was eine Seltenheit an ihr war.

Aber wir Vier sollten nicht lange allein bleiben, denn

aus einem Gange hervor wandelte eine in ihrer Art seltsame und eben so würdevolle Gruppe. Meine Mutter, an jedem Arme von einem silberhaarigen Greise geleitet, trat langsamen Schrittes daher und näherte sich uns.

Franziskus und Ludovikus, die beiden Getreuen, führten sie umher und bezeichneten ihr mit Worten die Schönheiten des Orts, die ihr Auge nicht wahrnehmen konnte. Als sie in unsere Nähe gelangt waren, blieben sie stehen.

„Warum bleibt Ihr stehen und tretet nicht ganz heran?" fragte ich.

„Das ist wider die Abrede," entgegnete mit seiner alten herzlichen Milde der ehemalige Guardian — „Ihr bleibt für Euch und wir für uns, nur der Zufall und der lachende Kuckuck hat uns in Euere Nähe geführt."

Darauf augenblicklich umlenkend, schritten sie wieder den breiten schattigen Weg zurück, den sie gekommen waren, dem schwellenden Seee entgegen.

Da kam von einer anderen Seite eine andere und unerwartetere Störung. Zwei Reiter ließen sich blicken und stiegen eben von den Pferden, die ein ebenfalls berittener Diener in Empfang nahm. Erstaunt hoben wir unsere Augen auf, denn wir sahen den Herzog und den alten Noringen vor uns. Sogleich trat ich ihnen entgegen und begrüßte sie ehrerbietig, während die jungen Frauen sich in den Gebüschen versteckten.

„Wir bitten um Entschuldigung," rief der Herzog, „aber schon glaubten wir, Stromberg sei so einsam wie Brandstein, dessen Vögel ausgeflogen sind; indeß sehen wir, daß wir uns geirrt. Darf ich die Dame des Hauses begrüßen?"

Sobald Christel diese lautgesprochenen Worte in ihrem Verstecke hörte, warf sie die kleine weibliche Ziererei bei Seite und trat mit hochgeröthetem Gesichte hervor, indem sie sich vor dem Herzog verbeugte.

„Zürnen Sie nicht, meine schöne Frau,“ sagte der galante Herzog, „ich komme nicht, um zu stören. Heute will ich auch nicht die süßen Töne Ihrer Stimme bewundern und mich rühren lassen, wie neulich, lieber ein andermal — wir kommen heute nur auf einen Augenblick und als Boten, um unseren Kindern — denn das seid Ihr ja Alle — eine Nachricht zu überbringen. Geben Sie ihn hin, Noringen, und dann auf und davon!“

Der alte Kammerherr nahm einen Brief aus seiner Tasche und legte ihn in meine Hand. Er trug die Aufschrift: „An die Glücklichen in Stromberg und Brandstein.“

„Das ist für uns Alle!“ rief ich freudig.

„Ja!“ entgegnete der Herzog — „und ich habe die Ehre, mich zu empfehlen — adieu, Thekla, mein Kind — adieu, Sidi, schöne Sängerin — adieu, Ihr beneidenswerthen Männer!“ Und mit Augen und Händen winkend, bestiegen die Beiden ihre Pferde und ritten lachend den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Ich aber ging bei Seite und erbrach den Brief. Da aber war schon eine leichte Gestalt an meiner Seite und ergriff meinen Arm, und augenblicklich auch eine zweite; Otto von Noringen aber ging, uns alle Drei anschauend, rückwärts einen Schritt vor uns her.

„Wollt Ihr mitlesen?“ fragte ich, da die sechs glühenden Augen sich neugierig auf das Schreiben richteten.

„Ja — das wollen wir — nun, mach' ihn nicht zu.“

„So leset oder höret lieber, denn ich will ihn Euch vorlesen — dann weiß Otto auch gleich, was darin steht.“

Und ich las folgende Worte:

„Meine geliebten Kinder und Freunde!

„Wenn dieser Brief in Eure Hände gelangt, werdet „Ihr glücklich sein. Gott erhalte Euch dieses Glück lange „Zeit! Aber auch zwei andere Herzen haben noch einmal

„ein Glück gefunden, welches sie schon für ewig verloren „gegeben hatten.

„Um vor den Einflüssen freudiger Unruhe, die in Eurer „Stadt den vorgefallenen Ereignissen folgen mußte, be= „wahrt zu bleiben, zog ich es vor, mich schnell an einen „Ort zu begeben, der mich aller unnöthigen Gemüths= „erschütterung überhebt. Emmeline war mir auf meinen „Wunsch dahin gefolgt. Jetzt, nachdem auch Thekla und „Otto uns verlassen haben, sind wir wieder allein. Wir „hielten lange und ernste Berathungen mit einander. Es „galt, unsere ganze Zukunft vor jederlei Kümmerniß sicher „zu stellen. Wenn wir der oberflächlichen Meinung der „Welt gefolgt wären, hätten wir vielleicht nie wieder „das vollkommene Glück gefunden, welches uns jetzt um= „schließt, denn diese Meinung der Welt erhebt oft An= „sprüche, die die einzelnen Menschen nicht zu erfüllen ver= „mögen. So aber fragten wir allein unsere Herzen und „handelten, wie diese uns antworteten. Auf diese Antwort „hat Emmeline ihr Geschick mit dem meinigen auf ewig „verbunden. Dies ist der Grund meines heutigen Schrei= „bens. Auch wir sind so glücklich, wie Ihr, vielleicht „noch glücklicher, denn wir genießen die uns noch vorbehal= „tenen Tage mit Ruhe und Klarheit des Verstandes und „mit Dankbarkeit gegen Gott, der, nachdem er uns so Viel „genommen, jetzt um so mehr gegeben hat.

„Die Tage des Unfriedens, des Schmerzes und der „Leidenschaft sind vorüber, wir gehen dem friedlichen Abende „des Lebens entgegen. Die Nacht, die einst auf solchen „Abend folgt, kann nur von süßen und holden Träumen „erfüllt sein, und das hoffen wir mit Gott, unserm gna= „denreichen Schöpfer.

„Kinder, seid zu Hause glücklich. Wir sind nach Ita= „lien, dem Lande der ewigen Sonne, gereis't, um vielleicht

„erst nach Jahren zu Euch zurückzukehren. Wenn wir aber „dann zu Euch kommen, hoffen wir Niemanden zu finden, „der uns zürnen wird, daß wir nach einer viertelhundert„jährigen Trennung noch ein Glück erstrebten, welches viel„leicht ohne dieselbe nicht so vollkommen gewesen wäre, „wie es jetzt ist.

„Gott erhalte Euch und gebe Euch Frieden!

Die Eurigen.

Maximilian und Emmeline."

„Das ist die größte Freude, die wir heute noch haben konnten!" riefen wir Alle zusammen, drückten uns die Hände und schauten uns mit Augen an, die noch mehr sprachen, als unsere Worte.

Aber die Sonne, die bisher freundlich über uns gelächelt, hatte eben ihren Tageslauf vollendet und sank träumerisch und still hinter den blauen Bergen nieder. Christel und ich geleiteten mit dieser scheidenden Sonne die Freunde nach Brandstein, dann aber kehrten wir, im Innersten unserer Seele beglückt, wieder nach Stromberg zurück. Und an dem leer gewordenen Himmelsraume stieg, als wir unsere neue Heimat erreicht, für jene glänzende Sonne der stillere Mond herauf, und auch er begrüßte uns wohlthuend mit seinem himmlischen Lichte, wie seine mächtigere und größere Schwester es vor ihm gethan. Bald aber ruheten wir in Frieden und vergaßen die Mühseligkeiten und Sorgen der Welt, die das Schicksal so reich auf unseren Jugendpfad gestreut hatte.

Ende von Fritz Stilling.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.